<36607664490017

<36607664490017

Bayer. Staatsbibliothek

Oec. 1547 o

Oeconomica. Florum cultura.
Opera varia flores illustr. 309.

~~Oec. agr. N. 462.~~

Th 4 2297 6

R

L. C. Schmahlings
Kirchen-Inspektors und Ober-Predigers zu Osterwieck.

Aesthetik der Blumen.

Leipzig, 1786.

im Philantropischen Verlage.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Mehrere Blumenfreunde sahen schon lange mit Misvergnügen, daß der würdige Herr Oberprediger Schmaling zu Osterwieck, seine schöne Abhandlungen über die Blumen und das ästhetisch sinnliche derselben, ganz zu vergeßen scheine; oder wenigstens an das Bedürfniß des Publikums nicht denke, eine eigne Ausgabe derselben zu veranstalten, da solche in fünf Bänden der Ruhe auf dem Lande, vermischt mit andern Aufsätzen stehen, deren erster und

zweyter Band schon lange ganz entbehrt werden muß: da er von den Verlegern nicht wieder aufgelegt worden; und die Folge ohne den Zusammenhang des Ganzen wenig Nutzen kann. Der Herr Oberprediger, beziehet sich in den von ihm neulich angefangenen Nachrichten aus dem Blumenreiche *) zu verschiedenenmalen auf diese Aesthetik der Blumen; wo er ausdrücklich in der Einleitung versichert: „Was ich in meiner Ruhe auf dem Lande und der Aesthetik der Blumen geschrieben habe, werde ich hier nicht wieder abschreiben, sondern hier und da erläutern, verbeßern und bestätigen.„ Also hangen jene Nachrichten

*) Leipzig, 1784 --- 1785. vier Stücke.

aus dem Blumenreiche mit dieser Aesthetik der Blumen ganz eigentlich zusammen. Und die Blumenfreunde können nun ihrem Wunsche gemäs die Vergleichung und nähere Bestimmung unter sich festsetzen.

Es ist geflieſſentlich nichts im Texte verändert worden, ob es gleich auffallend ist, daß er hie und da nach den eigenen Geständnißen des Herrn Verfassers hätte verbessert werden können. Er hatte aber einmal das eigne seiner Untersuchung mit so mannigfaltigen Nebenerklärungen vermischt, daß es nothwendig die Leser hätte irre machen müssen, wie sich noch ein dritter zur Entscheidung beygesellet hätte. Wo es nun immer Herr Schmaling allein ist, der sich in der Aesthetik der Blumen, und den Nachrichten aus

dem Blumenreiche, selbst kommentirt. Auch kommt es hier ganz eigentlich darauf an, ob der individuelle Geschmack des Verfassers, sich im Publiko Stimmen genug verschaffen könne, die für seine Güte entscheiden.

Man muß es gestehen, Herr Schmaling ist in seinem Vortrage beredt; aber ausschweifend. Er mischt zu viel fremdes in seine Materie, aber er benutzt sie, um Tugend und religiöse Gesinnungen zu verbreiten. Er ist ein christlicher Schriftsteller, dessen Werken man es ansiehet, daß er keinen Gewinnst, für wünschenswürdig und gut hält, der nicht das Herz bessert; und so nach bestimmt er auch seine Gründe, seine Beweisarten.

Eine kurze Geschichte dieser Aesthetik theilt der Herr Verfasser in den oft

benannten Nachrichten aus dem Blumenreiche mit, wo er Seite 9, des zweyten Stückes sagt:

„Ein wenig Kenntniß von der Mathematik und den schönen Wissenschaften hatte mir gewiße Begriffe und Grundsätze von Ordnung, Proportion, und Eurythmie in den Kopf gebracht, deren Empfindung die Sinne vergnügt, und deren deutliche Erkenntniß den Verstand auf eine angenehme Art beschäftigt. Sie finden nicht nur in der Geometrie, der Mechanik und Architektur, sondern auch in der Rede und Dichtkunst, der Malerey, Bildhauerkunst und Musik statt. Unordnung eckelt, ermüdet und zerstreuet allenthalben, Ordnung aber stärket sammlet und vergnüget. Ich wandte diese Begriffe und Grundsätze von richtigen Verhältnißen der Sachen gegen einander auf die Blumen an, und bemerkte, daß sie der Schöpfer auch hier, wie in allen seinen Werken beobachtet hatte, und daß daher das Vergnügen entstand, welches sie uns verursachen. Ich konnte daraus meine Empfindungen erklären und die Urtheile der Blumisten erläutern, welche gemeiniglich recht hatten, ob sie gleich die Gründe selbst nicht immer deutlich einsahen. Ich wurde mit Anbetung und Bewunderung des großen Verstandes durchdrungen, der der Urheber von

dem allen und der größte Meßkünstler und Architekt ist, und die Blumen überzeugten mich von seinem Daseyn auf die lebendigste und gewißeste Art.

Hieraus entstand der erste Versuch meiner Aesthetik der Blumen, oder die Schönheit der Nelken und Graßblumen, aus den ersten Gründen der Vollkommenheit und des Ebenmaaßes hergeleitet, die ich in dem ersten Theil meiner Ruhe auf dem Lande der königlichen deutschen Gesellschaft in Göttingen vorlegte, und von derselben gebilligt wurde. Sie brachte mir viele Freunde und Bekanntschaften unter den Blumisten zuwege, von denen ich hier und da eingeladen wurde, ihre Gärten zu besehen. In der Zwischenzeit der Abwechslung meines Amtes, als ich von Wülfingerode nach Trebra zog, that ich mit Erlaubniß meiner Obern, eine Blumenreise von fünfzig Meilen, dabey ich etwa sechs und dreyßig Besuche machte, und eine unzählige Menge Nelken sahe, aber von sehr verschiedenem Werth. Ich fand Nelkenfloren von achthundert Töpfen, davon ich auch nicht achte hätte haben mögen, weil mein Geschmack immer feiner und richtiger wurde. Indessen brachte ich eine große Anzahl auserleßner Blumen durch so viel Bekanntschaften zusammen. Ich feyerte jährlich ein Nelkenfest. Ich stellte auf einer runden Tafel in einem großen Saal die schönsten meiner Blumen so zusammen, daß die höchsten in der

Mitte, die niedringern aber zu beyden Seiten in gewißer Proportion stuhnden, und eine Art von Blumenhügel bildeten, den man ganz und mit einem Blick übersehen konnte. Ich lud meine Freunde und Freundinnen, welche Kenner und Liebhaber des schönen in der Natur waren, dazu ein. Wir weideten daran unsere Augen, tanzten um die schönen Kinder der Flora herum, freuten uns und lobten unsern Schöpfer, der so viel zu unserm Vergnügen erschaffen hat, aßen und tranken, und mischten einmal einen guten Tag in das mühselige Leben, und alle diese alten und unschuldigen Freuden werden in meiner Seele lebendig, indem ich dieses schreibe.

Aber es ist alles eitel! und das Unglück ist gemeiniglich alsdann am nächsten, wenn das Glück aufs höchste gestiegen ist. Da ich meine Nelkenflor beynahe zur größten Vollkommenheit gebracht hatte, fand ich an einem Ort einen großen Vorrath von Holzerde, die sehr schwarz und fein war und ein gutes Ansehen hatte. Ich ließ mich gelüsten sie zu gebrauchen: sie mochte aber einen Moder und schädliche Säure bey sich führen: meine Nelken erkrankten darin und bekamen die Hohlsucht: ich mußte sie über Hals und Kopf aus den Töpfen reißen, und von neuem pflanzen, da sie eben in Begrif waren zu blühen. Viele kamen um, einige blüheten noch, aber schlecht, meine Nelkenflor sahe aus wie ein Regiment Soldaten, das in einer Ba-

taille zusammen geschossen ist, und ich sahe sie mit traurigen Blicken an. Als ich im Jahr 1774 spät im Herbst hieher nach Osterwieck versetzt wurde, ließ ich die Trümmern derselben in den Händen eines Freundes, sie mir den Winter über zu verwahren, bis ich sie im Frühling heimholen könnte. Kranke Blumen überstehen selten den Winter: die meinigen giengen also verlohren, und ich wurde wieder so arm als ich vorher reich gewesen war.„

Ich hoffe kein unnützes Werk unternommen zu haben, diese Fragmente hier zusammen zu stellen. Ich übergebe sie mit Hochachtung dem Verfasser zur eignen Beurtheilung, und erwarte seine Rechtfertigung in meinem Zwecke nützen zu wollen!

Konradi.

Einleitung.

Vom Wachsthume und der Generation der Pflanzen.

Ein aus dem Saamen entstandenes Gewächse bestehet überhaupt aus drey Theilen: den Häuten, Röhrchen und Bläschen, welche letzte die Naturlehrer vtriculos nennen. Alle drey kann man sowohl mit bloßen Augen sehen, als auch durch Vergrößerungsgläser genauer bemerken, und ein jeder Theil muß besonders betrachtet werden.

Die Häute kann man mit einem zarten Messer abschälen, und es liegen ihrer mehrere übereinander, davon die äußerlichen hart und dicke, die innerlichen aber weich und dünne sind. In dieselben ist die Pflanze von dem Gipfel bis auf die Wurzel eingewickelt, und sie dienen das zarte und feine Gewebe der Röhrlein und Bläslein zu verwahren, und die allzustarke Ausdünstung des Safts zu ver-

hindern. Sie haben sehr feine und unsichtbare Oefnungen oder Schweißlöcher (*poros*), sonderlich in den Wurzeln und Blättern, wo die stärkste Ab- und Zuführung des Safts und der Luft geschiehet, und sind also der Haut des menschlichen Leibes ähnlich. Um den Stamm und die Zweige der Bäume und anderer Stauden-Gewächse, wird die Schale und Rinde so fest und dicke, daß endlich die Oefnungen derselben ganz verstopft werden, und keine Transpiration oder Absorbtion des Saftes und der Luft weiter durch dieselben geschiehet. Denn indem sich der Baum vergrößert und dicker wird, so bersten die äusserlichen Häute nach und nach, sie werden zerrissen, sie verlieren den Zufluß des Saftes, und sterben ab. Gleichwohl aber bleiben sie aufeinander liegen, und so entstehet die starke und rauhe Rinde, die man an den bejahrten Bäumen findet. Allein durch die Häute der Blätter und Wurzeln gehet die Ab- und Zuführung des Saftes immer fort, und die Natur wird nicht irre in ihren Geschäften.

Die Röhrlein sind *tubi capillares* oder

Haarröhrchen, und müssen sehr fein und zart seyn, weil der Saft durch die anziehende Kraft in denselben hinauf steigen muß, und wir keinen andern Grund seiner Bewegung angeben können. Sie sind zweyerley: Saft- und Luftröhrlein; die Saftröhren kann man als die Adern der Pflanzen betrachten, und sie müssen oben und unten offen seyn, weil sonst der Saft nicht in dieselben eindringen könnte. Wenn man eine frische und saftreiche Pflanze quer durchschneidet, so quillt der Saft aus den Röhren häufig heraus. Man kann lange Fäden derselben, sonderlich aus dem blauen Kohl absondern, welche man aber als einen fasciculum oder ein Bündel solcher Saftröhren ansehen muß, weil die Röhrlein an sich selbst so zart sind, daß man sie mit den besten Vergrößerungsgläsern nicht entdecken kann. Der Saft muß in denselben, sowohl aus den Wurzeln in die Höhe, als auch aus den Blättern nieder in die Pflanze steigen, wenn sie Thau und Regen in sich saugen soll. Man kann sie auch eintheilen in abführende, durch welche die Transpiration geschiehet, und in

zu, führende welche den Saft durch die Blätter und Wurzeln in die Pflanze leiten. Die Luftröhren kann man mit Augen sehen, wenn man ein Scheiblein von Weinbeerholz durch das Vergrößerungsglas betrachtet, und auch durch einen Versuch entdecken. Wenn man ein Stück Holz ins Wasser legt, und unter die Luftpumpe bringt, so setzen sich um das Holz allenthalben Bläslein an, wenn die Luft ausgepumpet wird, und diese sind die Luft, welche aus den Röhrchen hervordringt, wenn die äusserliche Luft hinweg genommen wird. Diese Röhren stehen nicht alle perpendikular, sondern sie liegen unter mancherley Winkeln, und in diesem letzten Fall können sie eine größere Menge des Saftes in sich ziehen.

Die Bläslein, oder utriculi, sind von zweyfacher Art. Einige sind bloße Behältnisse des Safts, andere sollte man lieber Glandeln oder Drüßen nennen, weil sie eben das Geschäfte haben, als die Drüßen in den Leibern der Thiere. Diese sondern aus dem Geblüte diejenigen Theile ab, die an einen jeden Ort gehören, z. E. die Speicheldrüßen,

ziehen aus dem Geblüte den Speichel, der den Mund anfeuchtet, und zur Verdauung dienet, die Leber dienet zur Absonderung der Galle; die Nieren dienen den Urin vom Geblüte abzusondern. So, wie alles, was zum menschlichen Leibe gehöret, im Blute liegt, so sind auch alle Theile der Pflanze im Safte enthalten. Die Blüthen, die Blätter, die Früchte werden daraus bereitet. Die Bläslein haben das große Geschäfte der Haushaltung mit dem allgemeinen Nahrungsmittel. Sie theilen dasselbe aus, und geben ihm die Gestalt und Eigenschaft, welche die Absicht eines jeden Theils erfodert. Wenn man die Häutlein mit einem subtilen Messer absondert, so siehet man sie, wie ordentlich neben einander gelegte Reihen Küglein, und in den Blättern kann man sie sehr deutlich sehen. Wenn man sie aber weiter vergrößert, so findet man in denselben eine Menge so kleiner Theilchen, die man nicht genauer unterscheiden kann. Sie müssen ihre zuführenden Gänge haben, welche in die Bläslein gehen, und aus dem Nahrungssafte die Theile in sich ziehen,

die an diesen Ort gehören. So wenig man die Sekretion der unterschiedenen Materien des menschlichen Leibes durch die Drüßen bisher hinlänglich erklären können, eben so wenig kann man auch das Geschäfte der Bläslein in den Pflanzen völlig begreiflich machen. Die Werkzeuge sind so fein und zart, daß man sie mit den besten Vergrößerungsgläsern nicht entdecken kann. Vielleicht macht die Figur der zuführenden Gefäße, daß sich eben diese und keine andere Materie durch dieselben absondert. Vielleicht sind die zuführenden Gefäße der Bläschen in den Materien, welche sie absondern sollen, homogen, und ziehen sie deswegen leichter als andere an sich. An ein mit Talg bestrichenes Messer hängt sich kein Wasser, wohl aber Oel und andere Fettigkeiten, welche dem Talg ähnlich sind. Wenn also die zuführenden Gefäße der Bläschen, welche die Theile, die zur Blüthe eines Baums gehören absondern sollen, etwas ähnliches mit der Blüthe haben, so werden sie sich sehr leicht damit verbinden. Die Bläslein müssen ebenfalls ihre abführende Gefäße

haben,

haben, dadurch der in ihnen gesammlete Saft wiederum heraus gehet. Wenn man ein dünnes Scheibchen von der Citronenschale abschneidet, und es durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, so erblickt man lauter kleine Höhlen, darinnen sich der Saft befindet, welchen man Oleum de Cedro nennet, und dem der schöne Geruch der Citronenschale zuzuschreiben ist. Die Farben der Blumen entstehen aus kleinen Bläslein, die mit einem gefärbten Saft angefüllet sind, und die unter der zarten und durchsichtigen Haut liegen.

Diese Bestandtheile der Pflanze sind in dem Keim des Saamenkorns im Kleinen schon vorhanden, und sie müssen in einer jeden Pflanze von der Natur und Beschaffenheit seyn, wie es der Karakter derselben erfodert. Es kommt vornämlich auf die Bläslein an. Diese müssen in dem Timian und in der Petonie so gebauet und eingerichtet seyn, daß sie eben die Theile, die diese Pflanze erfodert, und keine andern, aus dem gemeinen Nahrungssaft absondern. Der Grund davon ist in dem Verstande des Schöpfers zu suchen, der die

unzähligen Arten der Gewächse der Erde vorher entworfen, und bey der Schöpfung eines jeden Saamenkorns ihm den Bau und die Einrichtung gegeben, die zu der Pflanze nöthig war, die daraus entstehen sollte. Diese Einrichtung ist ganz willkührlich, indem noch tausend andere Pflanzen möglich, die von denen unterschieden sind, die auf Erden wirklich sind.

Wir müssen hier abermals zwey Theile eines Gewächses von einander absondern, die ihrer Natur nach unterschieden sind: die Wurzel, das ist der Theil, der sich in der Erde befindet: und der Stamm oder die Pflanze, im engern oder genauern Verstande, das ist der Theil, der über der Erde ist. Bey den schwimmenden Kräutern hängt die Wurzel in dem Wasser, die Blätter aber liegen auf demselben ausgebreitet. Der Cereus serpens scheinet eine Art der Wurzel in die Luft zu schlagen, und aus derselben die umher fliegenden vegetabilischen Theile an sich zu ziehen, welches Ausnahmen sind, dergleichen man in dem Pflanzenreiche oftmals findet.

Die Wurzel verdienet eine besondere Betrachtung. Sie scheinet anfangs nur eine einfache Röhre zu seyn, die den Saft aus der Erde in sich ziehet. Aber sie ist von besonderer Erfindung und Struktur. Denn sie muß zum ersten eine Menge Nebenröhren haben, die nach allen Seiten zu, aus der Hauptröhre herausgehen, und von eben der Struktur, als die Hauptröhre sind. Denn sie verlängern sich, und werden ebenfalls Wurzeln, die den Saft in sich ziehen. Die Wurzeln sind in eine sehr poröse und durchlöcherte Haut eingewickelt, mit welcher die Feuchtigkeit zusammen hängt, indem sie dieselbe berührt. Unter dieser äußern Haut findet man eine bläsigte Substanz, welche Grew in seiner Anatomie der Pflanzen Parenchyma nennet. Man bemerket in derselben die Bläslein oder utriculos sehr deutlich, und hier ist es vielleicht wo die erste Scheidung des Nahrungssaftes aus der Erde und dem Wasser geschiehet. Denn daß derselbe nicht bloßes Wasser sey, erhellet daraus, weil der Geruch und Geschmack des Safts einer jeden Pflanze

vom Wasser unterschieden ist. Es muß also gleich bey dem Eintritt des Saftes in die Pflanze eine Art der Sekretion oder Absonderung desselben vorgehen.

Man kann das in der Erde befindliche Wasser, mit salzigten, ölichten, irdischen, und andern vegetabilischen Theilen vermischt, den ersten allgemeinen und gröbern Nahrungssaft nennen. Aus demselben wachsen alle Pflanzen der Erde, und es sind ihre Theile, daraus sie bestehen, darinn enthalten, eine unaussprechliche Mannichfaltigkeit! dieß ist gleichsam die Speise und der Trank, den die Pflanze in den Mund nimmt. Denn man findet überhaupt eine große Aehnlichkeit zwischen dem Pflanzen- und Thierreiche, und unser Leib ist nichts anders, als eine lebendige Pflanze. Die Speise und der Trank des Menschen wird in dem Munde zermalmet, mit dem Speichel vermischt, und durch den Schlund in den Magen gebracht. Hier werden sie aufgelöset, und verdauet, indem sie in einem Ort eingeschlossen sind, der mit einer warmen Feuchtigkeit und einiger Luft angefüllet, und

der pazinianischen Maschine ähnlich ist, welche auch die härtesten Knochen auflößt und in Brey verwandelt. Die Speisen erheben sich aus dem Magen in den Zwölffingerdarm, wo sie mit dem pankreatischen Safte und der Galle vermischt werden, welche die fetten und wässerichten Theile mit einander verbindet. Und durch diese Vereinigung wird aus den Speisen eine Milch, welche der Chylus genannt wird. Dieß ist der gröbere Nahrungssaft, der dem vegetabilischen Wasser gleich ist. An den Gedärmen, in welche der Chylus weiter eindringt, ist das Gekröse (mesenterium) angeheftet. In demselben sind die Milchadern zerstreuet, welche in die Gedärme hinein gehen, und, weil sie Haarröhrchen sind, den Chylus in sich ziehen, und noch mehr rektificiren, dazu die wurmförmige Bewegung der Eingeweide vieles beyträgt. Dadurch die Absonderung befördert, die gröbern und irdischen Theile aber, die die Natur zur Nahrung des menschlichen Leibes nicht brauchen kann, fortgestoßen, und endlich ausgeworfen werden. Das Gekröse ist voller

Drüßen, und diesen wird der Nahrungssaft durch die Milchadern zugeführt, und mit ihrem Fließwasser (Lympha) vermischt. Endlich laufen sie alle zusammen in den Sammelkasten, (cisternam Lacteam) wo der Nahrungssaft noch mehr durch die Lympha verdünnet, und durch die Milchbrustader (ductum thoracicum) in das Blut geführet, welches daraus entstehet und dadurch erhalten wird. Das Blut ist ein durch die Milchadern rectificirter Chylus, und enthält die Materie, oder den Urstoff des ganzen Leibes, daraus alle Theile desselben gemacht werden. Durch die Drüßen, welche an den Adern liegen, wird aus dem Blut herausgezogen und abgesondert, was an einen jeden Ort gehört, und zur Erhaltung und Wachsthum eines jeden Theils nöthig ist, und so wird der Nahrungssaft durch die Glandeln immermehr rectificirt, bis er die gehörige Gestalt und Eigenschaft erhält.

Durch das Parenchyma, oder die unter der porösen Haut der Wurzel liegende bläsigte Materie, wird die Speise der Pflanzen, das ist, das mit vegetabilischen Theilen vermischte

Wasser zuerst chylificirt oder in den Nahrungssaft verwandelt, der einer jeden Pflanze eigen ist, und den man das Blut derselben nennen könnte. Die zuführenden Gänge der Bläslein endigen sich in der porösen Haut der Wurzel, und weil sie der Materie homogen sind, die zur Pflanze gehöret, so vereinigen sie sich damit, und ziehen sie in sich. In dem vegetabilischen Wasser liegen die Theile des Apfelbaums, des Kohls, des Weizens, der Gurke. Aber die Wurzel des Apfelbaums ziehet nicht die Theile des Kohls in sich, sondern des Apfelbaums, weil sie demselben homogen oder ähnlich sind. Und das läßt sich nicht anders, als aus einer weisen Einrichtung des Saamenkorns, darinn die Wurzel schon liegt, erklären. Die Elemente der Pflanzen, welche im Wasser enthalten sind, können sehr einfach seyn: aber durch ihre unterschiedene Mischung und Verbindung erhalten sie ihre nähere Bestimmung und Gestalt.

An den abführenden Gefäßen der Bläslein, durch welche die darinn gesammelten

Säfte wiederum heraus gehen, sind die Röhrlein angeheftet, in welche der Saft eindringt, und durch die anziehende Kraft in die Höhe steigt, und weiter fort geleitet wird. Also kommt er in den Stamm oder die Pflanze selbst über der Erde, und befördert ihren Wachsthum. Aber die Wurzeln wachsen auch selbst, und werden vergrößert, welches nach den angenommenen Grundsätzen also zugehet: der in den Röhrlein cirkulirende Saft bestehet aus Materien von unterschiedener Dichtigkeit und Schwere. Die leichtern und flüchtigern dünsten aus, durch die Schweißlöcher der Haut. Die schweren und dichten aber hängen alsdenn stärker unter einander selbst, und mit den Theilen der Pflanze zusammen, sie häufen sich an, und vergrößern sie. Die Röhrlein und Bläslein erstarren, sie werden zähe und steif, und daher entstehet ein fester Körper, welchen man das Holz nennet, und den man in vielen Wurzeln findet, sonderlich in der Mitte derselben. Es gehen zwar durch das Holz noch Saftröhren nach der Mitte der Wurzeln, wo man eine Reihe Bläslein fin-

det, die der Kern derselben sind. Seiner Natur nach aber ist es ein harter und fester Körper, der sich nicht zusammendrücken läßt. Wenn das Holz völlig gebildet und verhärtet ist, so bleiben zwischen demselben und der äussersten Schaale, die Röhrlein und Bläslein, die den Nahrungssaft aus der Erde immerfort an sich ziehen, absondern und fortleiten bis zur Pflanze in die Höhe, welches man ganz eigentlich siehet, wenn man die Rinde von dem mittlern holzigten Theile der Wurzeln abschälet, da alsdenn die Saftröhrlein und Bläslein zerrissen und zerbrochen werden, und der Saft umherfließet. Einige Wurzeln, die den Menschen und Thieren zur Speise dienen, bestehen aus einer fleischigten Substanz, welche mehr Bläslein und Röhrlein hat, die mit Saft angefüllet sind, als das Holz der Wurzeln der Bäume, welches ihr innerer Bau und Zusammensetzung mit sich bringt.

Herr du Hamel theilet die Wurzeln ein in sinkende (pivotantes) und kriechende (rampantes). Jene wachsen unmittelbar aus

dem Saamen hervor, und dringen senkrecht in die Erde hinein, bis sie einen für sie zu harten Boden antreffen. Gehet nun das Erdreich, welches sie leichtlich durchdringen können, weit hinunter, so dringen sie bisweilen verschiedene Klaftern tief hinein. Wenn sie aber Widerstand finden, so ändern sie ihre Richtung, und beugen sich zur Seiten. Die sinkenden Wurzeln treiben hernach Nebenzweige oder Zasern weit um sich heraus, die sich in einer wagerechten Richtung ausbreiten. Die kriechenden Wurzeln werden um so viel stärker und wachsen um desto geschwinder, je näher sie der Oberfläche der Erde sind, wo sie eines stärkern Einflußes der Sonne, der Luft und des Regens genießen, und sich in dem Erdreiche, das durch den Pflug mürbe gemacht ist, besser ausbreiten können. Sie entfernen sich bisweilen sehr weit von der Pflanze, von welcher sie hervorgebracht sind, werden aber hernach so zart, daß man sie kaum mit bloßen Augen erkennen kann, sonderlich, wenn sie die Farbe des Erdreichs angenommen haben, damit sie umgeben sind, welches gemei-

niglich geschiehet. Denn alle Nebenwurzeln haben die Struktur der Hauptwurzel, sie können sich also verlängern und Nebenzweige treiben. Sie suchen ihre Nahrung sehr weit, gleichsam, als wenn sie den Geruch davon hätten; und wenn sie einen bequemen Ort finden, breiten sie sich ins Unendliche aus, und durchflechten den ganzen Raum. Und das ist auch nothwendig. Denn die Wurzeln müssen den Nahrungssaft einsaugen, der durch die Blätter ausdünstet. Da nun die Blätter eine sehr breite Oberfläche haben, so muß die Länge der Wurzeln den Mangel der Breite ersetzen. Indessen saugen die Blätter selbst, auch viel Feuchtigkeit vom Thau und Regen in sich. Vielleicht geschiehet auch die Einsaugung geschwinder als die Ausdünstung, so, wie sich das Blut in den Pulsadern geschwinder, als in den Blutadern beweget. Die Bestrebung der Wurzeln sich zwischen den kleinen Erdklößen auszubreiten, der Druck des umgeackerten Erdreichs, welches sich an die Wurzeln setzt, und der Gegendruck der Wurzeln gegen die Erde, je mehr sie an Dicke

zunehmen befördert die Bewegung und den Umlauf des Saftes nach der Höhe des Stammes zu, und hat eben die Würkung, als die peristaltische Bewegung der Eingeweide, dadurch der Chylus in die Milchgefäße getrieben wird. Eine abgeschnittene oder abgerissene Wurzel verlängert sich nicht weiter, weil ihr Bau zerstöret ist. Sie treibt aber in kurzem, statt einer, viele Nebenwurzeln hervor, welche geschickt sind der Pflanze den Nahrungssaft zuzuführen, so wie sich die Zweige einer Ader alsobald erweitern, wenn sie abgeschnitten wird, und das Blut seine Cirkulation durch dieselben fortgesetzt.

Der andere Haupttheil der Pflanze befindet sich über der Erde, und wird der Stamm oder die Pflanze in engerer und genauerer Bedeutung genannt. Derselbe ist in Häute eingewickelt, die übereinander liegen, und von unterschiedener Dichtigkeit und Stärke sind. Unter diesen Häuten liegt das ganze Triebwerk der Saft und Luftröhren, welche in der Wurzel ihren Anfang nehmen, und durch die Pflanze fortgehen. Die Luftröhren entstehen

vielleicht nur aus den Zwischenräumen der Saftröhren, welche wegen ihrer runden Figur nicht völlig an einander passen, und wachsen also mit, indem die Saftröhren wachsen. Die darinn befindliche Luft stehet mit der äussern in genauer Verbindung, und vermehret durch ihren Druck und Gegendruck den Umlauf des Saftes. Es können diese Luftröhrlein eben den Nutzen, als die Lunge im menschlichen Leibe haben, durch eine Art der Respiration, die überflüßigen Theile abzuführen, und den Saft dadurch zu verdicken. Die Saftröhren werden eben so verlängert in dem Stamm, wie in der Wurzel, indem die leichtern und flüchtigern Theile des Saftes ausdünsten, die schwerern und festern aber zurück bleiben und sich ansetzen. Es müssen auch zwischen den Saft- und Luftröhren, Bläslein und Glandeln vorhanden seyn, dadurch diese Gegend des Stammes ernährt wird, und die dazu nöthigen Theile abgesondert werden, welches auch der Augenschein beweißt. In der Mitte des Stammes findet man bey dem Bäumen das Holz, welches

ihre Festigkeit und gerade Stellung verursachet, und eben so in den Wurzeln hervorgebracht wird. In andern Gewächsen, als dem Kohl und andern Kräutern, trift man in der Mitte eine bläsigte Substanz an, die mit dem Saft angefüllet ist, der den Gewächsen ihren Geschmack und Eigenschaft giebt. Andere sind in der Mitte hohl, als die Fruchtstengel, welche vornämlich durch ihren Saamen nützen.

Die bloßen Saftbläslein können sehr leicht aus den Röhrlein entstehen. Wenn der Saft in denselben die größte Höhe erreicht, so lauft er über, weil der oberste Rand des Röhrleins ihn auch an sich ziehet. Er nimmt die Gestalt eines Kügleins an sich, weil die anziehende Kraft der flüßigen Materie von allen Seiten her gleich ist. Der Saft ist an sich selbst zäher, als das bloße Wasser, weil er aus unterschiedenen ölichten, salzichten, irdischen und wäßrichten Theilen bestehet. Wenn also einige Ausdünstung des Kügleins geschiehet, so wird der äusserste Rand desselben, wo sie am stärksten ist, zäher und häu-

tig, und so ist das Bläslein fertig, welches in großer Geschwindigkeit geschehen kann. Es wird alsdenn durch den nachfolgenden Saft abgestoßen, es fällt zwischen die Röhrlein, und ein anders kommt an seine Stelle. Die Glandeln aber, oder die Absondrungsgefäße, müssen schon in dem Saamenkorn liegen, und in demselben präformirt seyn, weil sie sehr organisch sind, und eine sehr künstliche Zusammensetzung haben. Sie machen die eigentliche Natur und Eigenschaft der Pflanzen aus, und müssen von unterschiedener Art seyn, weil ihre Pflanze selbst aus unterschiedenen Theilen bestehet, die dadurch gebildet und hervorgebracht werden. Aus andern Theilen bestehen die Blätter, aus andern die Blüthen, aus andern die Früchte, und diese alle entstehen aus dem gemeinen Nahrungssafte, daraus sie aber auf unterschiedene Art bereitet werden. Wo also Blätter, Blüthen, und Früchte werden sollen, da liegen Glandeln, welche die Theile, die dahin gehören, absondern, und durch die Röhrlein dahin führen, auf eben die Art, wie ich die Absonde-

rung des Safts einer jeden Pflanze durch das Parenchyma erkläret habe, indem nämlich die zuführenden Gänge der Glandeln den Materien homogen sind, die sie in sich ziehen sollen, und sich also damit vereinigen.

Das merkwürdigste, was man an dem Stamm antrift, sind die Augen oder Knospen, in welchen ein neuer Stamm oder Zweig verborgen liegt, der nach und nach durch den Wachsthum ausgebildet wird. An den Bäumen werden sie im Sommer über gebildet, und sind in eine sehr künstliche Bedeckung eingewickelt, darinn sie bis zum künftigen Frühjahr ruhig bleiben. Es ist wunderbar, wie geschickt die Blätter in der Knospe zusammen gefaltet, und in einen engen Raum gebracht sind. Die Knospen sind also eine Art der Saamenkörner, und wir werden unten, wenn wir von der Fortpflanzung der Gewächse handeln, dieselben genauer zu betrachten Gelegenheit finden.

Aus den Knospen kommen zuerst die Blätter hervor, welche eine besondere Betrachtung verdienen. In ihrer Gestalt äussert sich eine

sonderbare

sonderbare Kunst und Weisheit Gottes, indem eine jede Pflanze ihre besondere Bildung derselben hat, in allen Arten und Geschlechtern derselben aber sie einander ähnlich sind. Sie haben eine Art der Wurzeln, welche durch die Rinde in die bläsichte und röhrichte Substanz, die unter derselben liegt, hineingehen, und dadurch sowohl angeheftet sind, als auch den Saft in sich ziehen. Die Fasern derselben stellen ein ordentliches Gewebe vor, und sind durch das ganze Blatt ramificirt, den Saft zu- und abzuführen, zwischen den Zweigen aber siehet man eine Menge kleiner Bläslein, die mit Saft und Luft angefüllet sind. Mariotte, Hales und Woodwart, haben durch angestellte Erfahrungen bewiesen, daß sie das zur Transpiration bestimmte Werkzeug sind, und daß der größte Theil des Saftes durch dieses Werkzeug ausdünstet, das übrige aber in der Substanz der Pflanze bleibt, und in dieselbe verwandelt wird. Es ist auch bekannt, daß die Blätter die Feuchtigkeit vom Regen und Thau einsaugen, und daß diese Erfrischung für die

Pflanzen sehr vortheilhaft ist. Sie müssen also ihre zurückführende Gänge und Schweißlöcher haben, und eine Art der Cirkulation des Saftes durch dieselben geschehen. Es ist daher den Pflanzen sehr schädlich, sie von Blättern ganz zu entblößen, und den Klee vom Viehe gar zu kahl abfressen zu lassen, welches ihren Tod nach sich ziehen kann *).

*) Ich habe sehr angenehme Beobachtungen, was die Blätter betrifft, gefunden; in den Recherches sur l'usage des feuilles dans les plantes, par Charles Bonnet, daraus ich einige anführe. Er bemerket, daß die untere Seite des Blatts, welche nach der Erde zugerichtet ist, den Thau einsauge; die obere aber, welche nach dem Himmel zu siehet, das Geschäfte der Ausdünstung habe. Daher leitet er die Ordnung, in welcher die Blätter an dem Stengel gesetzt sind, und welche die Absicht hat, daß kein Blatt das andre in seiner Würkung hindere, und der ganze um die Pflanze heraufsteigende Thau gebührend aufgefangen werde; welches nicht geschehen würde, wenn die Blätter entweder in gleicher Linie übereinander, oder nur an einer Seite des Stengels stünden, und welches also der Zierlichkeit eben so sehr, als dem Nutzen, zuwider seyn würde.

Man hat eine Art die Bäume verkehrt zu pflanzen, deren Hugen in einem Schreiben

---

Die Pflanzen sind in die Luft gepflanzet, wie in die Erde; und die Blätter ziehen so viel Saft an sich, als die Wurzeln, daher er sie auch Luftwurzeln (racines aëriennes) nennet: die Luft ist eine Art der Erde, daraus sie ihre Nahrung nehmen, und es wachsen daher auch Pflanzen in unfruchtbarer Erde: der Thau ist eine sehr kräftige Nahrung: eine Pflanze drey Pfund schwer, ist nach einem starken Thau drey Unzen schwerer geworden. Man kann Pflanzen mit den Wurzeln und Blättern ins Wasser pflanzen, und sie erhalten sich gleich lange. Wenn man einen jungen und schlanken Zweig eines Baums niederwärts beuget, und mit dem Stamm parallel also anbindet, daß die Seite der Blätter, welche vorher unten war, nun oben zu stehen kommt, so drehen sie sich nach einigen Tagen am Stiel dergestalt herum, daß sie wieder ihre vorige natürliche Stellung erlangen. Was ist davon die Ursache? Herr Bonnet hält dafür, daß sich die untere Seite des Blatts von der Feuchtigkeit zusammen ziehe, wie eine Leinwand, die obere aber von der Trockenheit, wie ein Pergament; und daher bewege sich diese der Luft und Sonne zu, und drehe sich herum, wenn sie verkehrt sey. Die Sonne verursacht also diese Wen-

an den berühmten Leeuwenhoeck vom Jahr 1686 gedenket, und dieser sorgfältige Erforscher der Natur noch in demselbigen Jahre selbst versucht hat. Man schneidet von einer schlanken Linde, die noch in der Erde stehet, die Spitzen der Zweige ab, und gräbt neben derselben ein Loch, als wenn man einen Baum pflanzen wollte. Hierauf beugt man den Gipfel gemach nieder, gräbt ihn in dieses Loch ein, und läßt ihn so ein Jahr stehen. Das andere Jahr gräbt man das, was vorhin die Wurzel war, auf, und richtet sie allmählig in die Höhe, indem man sie an einen Pfahl bindet. Alsdenn wird aus der Wurzel der Baum, welcher Blätter und Zweige treibt, aus dem Baum aber die Wurzel. Man kann es auch mit einem Stück Wurzel von einem Rosenstock versuchen, und das Ende in die Erde pflanzen, das andere aber über derselben stehen lassen, so wird dieses

---

düng. Man kann ein Blatt mit dem Stiel ins Wasser pflanzen: es schlägt aus demselben eine Art der Wurzel, und dauret eine lange Zeit.

ausschlagen und Augen treiben. Es ist leicht zu begreifen, wie ein Zweig zur Wurzel werden kann, welches geschiehet, indem die Fasern, die sonst Zweige und Blätter geworden wären, sich verlängern, und den Saft aus der Erde in sich ziehen, die übrigen Theile der Blätter und die Früchte und Blüthen aber, die in der Luft entstanden seyn würden, werden in der Erde erstickt und nicht ausgebildet. Mehr Schwierigkeit hat es, zu erklären, woher die Blätter, Blumen und Früchte aus den Wurzeln kommen. Die Bäume, mit welchen dieser Versuch gemacht werden kann, müssen so gebildet seyn, daß an jedem Orte, wo ein Zweig aus der Wurzel oder ein Nebenzweig aus den Hauptzweigen ausschlägt, auch zugleich ein Auge vorhanden ist, welches Blätter hervortreiben kann, wenn die Wurzel in der Luft stehet. Ob solches aber bey allen Gewächsen statt findet, glaube ich nicht, und möchte bey einer Kohlpflanze wohl nicht angehen, daher man nicht überhaupt sagen kann, daß es mit den Zweigen und Wurzeln einerley Bewandniß habe.

Die Bewegung der Pflanzen durch den Wind, trägt sehr viel bey zum Wachsthum derselben, so, wie sie auch den Leibern der Thiere sehr zuträglich ist. Dadurch wird der Umlauf des Safts, die Ausdünstung und Absonderung aller Theile an dem Orte, wo sie nöthig ist, befördert. Man hält deswegen diejenigen Jahre für fruchtbar, wenn, sonderlich zur Frühlingszeit, die Winde stark wehen, und nicht nur die hohen Bäume, sondern auch das niedrige Gras in eine schwankende Bewegung setzen. Dadurch können auch viele Röhrlein zerspringen und in Bläslein verwandelt werden.

Von der Fortpflanzung der Pflanzen.

Die gemeinste Fortpflanzung der Pflanzen geschiehet durch den Saamen, und es wird darauf ankommen, daß wir den Ursprung desselben mit der Deutlichkeit erklären, welche diese Sache zuläßt. Denn ich getraue mir nicht alle Fragen aufzulösen, die man hierüber thun könnte; ich will aber doch versuchen, die Sache einiger Maßen begreiflich zu machen.

Wir müſſen dabey zuerſt die Werkzeuge betrachten, dadurch der Saame hervorgebracht wird, welche aber verſchieden ſind bey verſchiedenen Gewächſen. Bey dem größten Theil derſelben findet man eine Blume, durch welche der Saame erzeuget wird, und es würde hier der Raum nicht verſtatten, die unterſchiedenen Schönheiten, Geſtalten und Bildungen derſelben zu beſchreiben. Wir wollen uns alſo begnügen die allgemeinen Theile derſelben zu erzählen, die man faſt bey einer jeden Art derſelben findet.

Die meiſten Blüthen ſind in eine Knoſpe eingewickelt, in welcher ſie im Verborgenen gebildet, und durch ihre Häute und Bedeckungen ſorgfältig verwahret werden. Wenn darauf ein reichlicherer Zufluß des Safts, ſonderlich zur Zeit des Frühlings erfolget, ſo wird die Blüthe dadurch vergrößert, die Knoſpe bricht auf. Die Bedeckungen fallen hinweg, und die Blume zeiget ſich. Man findet auswendig an derſelben einige zarte Blätter von unterſchiedener Farbe, in welchen der zum Saamen nöthige Saft viel-

leicht zubereitet, und aus dem Blute der Pflanzen abgesondert wird. In der Mitte der Blume aber trift man einige merkwürdige Theile an, die eine genauere Betrachtung verdienen. Es steiget da eine Säule in die Höhe, die man Pistillum nennet, und die sonderlich in den Tulpen sehr groß, auch in den Blüthen der gemeinen Obstbäume sehr deutlich zu sehen ist. Um dieselbe herum stehen die Staubfäden, welche Linnäus stamina nennet, und aus dem filamento, als dem Faden und der anthera, als dem obern Theile, bestehen. An demselben hängt ein zarter Staub von unterschiedener Farbe. Dieser Staub wurde von den Alten für einen Auswurf oder unnöthigen Theil der Pflanze gehalten. Allein das Mikroskopium hat entdeckt, daß dasselbe aus einer unzähligen Menge kleiner regelmäßiger und auf eine wunderbare Art gebildeter Körper bestehe, welche beständig von gleicher Gestalt und Größe in Pflanzen von gleicher Art, in andern Arten der Pflanzen aber so verschieden, als die Pflanzen selbst sind. Man hat durch unzählige Versuche und Er-

fahrungen herausgebracht, daß die Fruchtbarkeit der Pflanzen von diesem Staube abhange, indem keine Blume, wo man die Staubfäden hinweggeschnitten, einen fruchtbaren Saamen hervorgebracht hat. Dieß ist eine merkwürdige Entdeckung der neuern Naturlehre, welche den zunehmenden Wachsthum der Wissenschaften und die steigende Einsicht der Menschen in die Werke Gottes, mit dem Alter der Welt beweiset.

Der Blumenstaub ist gleichsam der männliche Saame der Pflanzen, und die kleinen Körperchen, daraus er bestehet, haben eine Aehnlichkeit mit den Saamenthierchen, welche Hartsöker zuerst, und nach ihm Leeuwenhoeck und andere Naturforscher, in dem Saamen der Thiere gefunden haben, und die der Urstoff, oder der Embryo des Thieres bey seiner Erzeugung seyn sollen. Das in der Mitte der Blumen hervorragende Säulchen oder Pistille, ist gleichsam die Gebärmutter (uterus), welches eine Art des Eyerstocks (ovarium) in sich enthält, der aus runden Körperchen oder Eylein bestehet, die bey ein=

ander liegen, in einer Ordnung, und sonderlich in der Pistille der Tulpe, mit bloßen Augen deutlich zu sehen sind, wenn man sie in der Länge und in der Quere von einander schneidet. Die Pistille empfängt den Blumenstaub, und die feinen Körperchen, daraus derselbe bestehet, insinuiren sich in die Eylein, durch geheime Gänge, die den Fallopianischen Röhren ähnlich sind. So werden die Eylein befruchtet, und es entstehet ein Saamenkorn, welches einem befruchteten Ey ähnlich ist. Es haben also die Pflanzen mit den Thieren, auch was ihre Fortpflanzung und Erzeugung betrifft, eine große Aehnlichkeit.

Herr Rößner, ein Gärtner in Nordhausen, hatte lange Zeit gewünscht, gelbgraue Nelken zu haben. Er fand von ohngefähr auf einem Stück Papier, daraus eine Tüte gemacht war, eine Nachricht von dem Blumenstaube der Pflanzen, und seiner Natur und Würkung. Dieß brachte ihn auf den Einfall, einen grauen und gelben Nelkenstock neben einander zu setzen, damit der Blumenstaub von einem auf den andern fliegen möchte.

Er sammelte darauf den Saamen von beyden, daraus er in einem Jahr fünfzehn Sorten gelbgraue Nelken erzeugte, welches ihm eine große Freude machte. Vielleicht entstehet die große Mannichfaltigkeit der Nelken, die man aus dem Saamen erzeugt, aus keiner andern, als aus dieser Ursache.

Es beobachtet aber die Natur hierbey eine große Mannichfaltigkeit. In einigen Blumen, z. E. in der Tulpe, ist die Pistille kürzer und niedriger, als die Staubfäden; und fällt der Staub also senkrecht auf dieselbe nieder. In andern, z. E. in der Orangelilie, ist sie länger, und beugt sich an dem äußersten Ende niederwärts, das Mehl aufzufangen, wenn es sich verschüttet. Fast eine jede Art Gewächse hat seine besondere Zeugungsglieder, und hier muß ich des unterschiedenen Geschlechts der Pflanzen Meldung thun, davon wir nun durch die zuverläßigsten Erfahrungen überzeugt sind. Die Pistille ist das weibliche Geschlecht, die Staubfäden oder Mehlgefäße aber das männliche, und beyde befinden sich in den Pflanzen auf eine dreyfache Art. In

einigen Pflanzen ist das männliche und weibliche Geschlecht in einer Knospe und Blume beyeinander, z. E. in den Lilien, in den Kohlpflanzen, den Aepfel- Birnen- Kirschblüthen, wo die Pistille in der Mitte der Blume, die Staubfäden aber um dieselbe herum stehen. In andern Pflanzen sind beyde Geschlechter zwar auf einem Stamme, aber in unterschiedenen Knospen, z. E. an der Haselstaude sind die von einigen Knospen hier und da herabhangenden cylindrischen Körper, welche man Schäflein nennet, die Mehlgefäße, oder das männliche Geschlecht. An andern Knospen findet man zur Zeit des Frühlings auf der Spitze ein kleines purpurrothes Blümlein, und das ist das weibliche Geschlecht. Die Schäflein eröffnen sich zur Zeit des Frühlings, und lassen den Staub ausfliegen, den sie in sich enthalten; dieser fällt auf die Knospen weiblichen Geschlechts, und befruchtet dieselben, und so entstehet die Nuß in der Knospe. Eben die Bewandniß hat es mit der Birke, den Pappeln, und dem Ahorn. Eine dritte Art Pflanzen hat das unterschiedene Geschlecht

auf unterschiedenen Stämmen, z. E. die Palmen, und einige indianische Gewächse, und es müssen also beyde Geschlechter nahe bey einander gepflanzt und mit einander vermischt werden, damit der Blumenstaub von einem zu dem andern fliege, wenn sie Früchte tragen soll.

Ich will noch ein und andere Arten der Begattung der Pflanzen und ihrer Zeugung erklären: denn sie alle anzuführen, würde zu weitläuftig und unmöglich seyn, weil hier eine unendliche Mannichfaltigkeit statt findet. In allen Arten des Steinobstes findet man in der Pistille keinen Eyerstock, wie in der Tulpe, sondern sie bestehet aus einigen Röhrchen, die oben eine Art von Lefzen haben, und die durch die Blume hindurch bis hinunter in die kleine Frucht gehen, welche unten an der Blume sitzet und ihr zum Fundamente dienet. In derselben befindet sich ein einziges Eylein, nämlich der Kern, welcher durch ein Körperchen des Blumenstaubes befruchtet wird. In dem Kernobste befinden sich so viel Eylein, als Kerne in demselben sind, und es

gehet mit der Befruchtung eben so, als mit dem Steinobste, zu. Der Blumenstaub des Rockens und des Weizens, der Gerste und des Hafers liegt zwischen zweyen Schaalen, welche genau zusammengefügt sind, und an einem zarten Faden hängen. Indem die Schaalen bey warmen Sonnenschein sich eröffnen, fällt der Staub heraus, und ergießt sich in die Kapseln der Aehren, welche offen stehen, und in deren Grunde das Körnlein lieget und befruchtet wird. Das Korn scheint alsdenn zu rauchen, wenn der Blumenstaub häufig umher fliegt, und der Wind die Aehren stark beweget. In den Hülsenfrüchten ist die Pistille die Schote selbst, in welcher die Körner liegen, und in ihrer ersten Kindheit befruchtet werden. In dem Diestelkopf liegen mehrere Eylein neben einander, deren iedes auf seine eigene Spitze, seine eigene Pistillen, und Staubfäden hat, die zusammen genommen eine Blume ausmachen. Dieß sind die bekanntesten Arten von Gewächsen, die ich zu beobachten Gelegenheit gehabt, und mich bemühet habe. Diese kleine Körperlein, welche zusam-

men genommen den Blumenstaub ausma= chen, sind also der eigentliche Urstoff der Pflan= zen, und das Saamenkorn ist nur das Ey, welches denselben in sich fasset. Hier heben sich nun die größten Schwierigkeiten an, wenn man erklären soll, wie dieselben entstehen und gebildet werden. Wenn man eine Erklärung derselben aus der Naturlehre geben will, so muß man Gründe anführen, die den Gesetzen der Natur gemäß sind, und mit ihrem Me= chanismus übereinkommen. Man würde also der Frage kein Genüge thun, wenn man be= haupten wollte, daß Gott unmittelbar die Pflanzen bilde, und die Saamen aus seinen Theilen zusammen setze. Das hieße den Kno= ten von einander hauen, und nicht auflösen. Es ist kein Zweifel, daß Gott dazu im Stande sey, aber es ist nicht seine Art zu verfahren, daß er unmittelbar würke, nachdem er den Lauf der Natur einmal eingerichtet hat, wenn nicht außerordentliche Umstände solches er= fordern. Die Wunder würden auf diese Art unendlich vervielfältiget, und eine Un= möglichkeit vorausgesetzet werden, daß es

Gott mittelbarer Weise ausrichten könne, welches doch nicht erwiesen werden kann. Eben so wenig darf man Geister annehmen, welche die Pflanze bilden, dazu man nicht den geringsten Grund hat, und die in die menschliche Naturlehre nicht gehören. Es heißt auch hier wie in der Dichtkunst:

Non Deus intersit, nisi dignus vindice nodus
Inciderit. HOR.

Es ist wahr, wenn man die wunderbare Struktur eines Saamenkorns, die Menge der darinn enthaltenen Werkzeuge, und ihre Absichten, die genaue Bestimmung der Größe, des Orts, und der Folge seiner Theile, bedenket, so muß man bekennen, daß es unmöglich sey, den Ursprung desselben, ohne ein verständiges Wesen, zu erklären, und das kleinste Saamenkörnlein ruft uns sowohl, als die größte Sonne zu, es ist ein Gott! Nur das ist die Frage, ob Gott ein jedes Saamenkorn unmittelbar hervorbringe, oder ob er nicht eine solche Einrichtung habe machen können, daß die Pflanze, so, wie andere

Theile

Theile der Welt, nachdem er sie erschaffen, durch natürliche Mittel erhalten und fortgepflanzet werden könne. Die Naturlehrer haben größtentheils eine Präformation des Saamens angenommen, und theilen sich über derselben in zwey Meynungen.

Der Pater Malebranche*), und nach ihm der größte Theil der neuern Naturlehrer, behauptet, daß in dem ersten Saamenkorn, das Gott erschaffen hat, die Saamen aller Pflanzen, die in der Folge der Zeit daraus entstehen sollten, enthalten gewesen, und zwar so, daß immer der Sohn in dem Vater gelegen habe. Nun lehrt zwar freylich der Augenschein, daß die Pflanze im Kleinen schon im Saamenkorn enthalten sey, und sich nach und nach auswickele. Aber es scheint ganz unmöglich zu seyn, daß in dem ersten Saamenkorn alle Saamen, die nun sechstausend Jahr lang von gleicher Art erwachsen, und künftig noch erwachsen werden, gleichsam eingepackt gewesen, und wie Schachteln in einander gesteckt hätten.

---

*) Recherche de la verité, T. I. L. I. c. VI.

Denn so müßten wir annehmen, daß in einem kleinen Raum eben so viel wirkliche Theile, als in einem großen seyn könnten, und die Materie also wirklich ins Unendliche theilbar sey, welches wider alle Vernunft ist *). Das

*) Mein scharfsinniger Freund, der Herr P. Kästner, hat mir hier etwas zu schaffen gemacht, indem er mir eingeworfen, daß eine Taschenuhr noch mehr Räder als eine Wanduhr habe, und also in einem kleinen Raume eben so viel wirkliche Theile als in einem großen seyn könnten, nur kleiner. Darf ich darauf antworten; wenn die Uhr als eine Maschine betrachtet wird, so sind ihre Theile die Räder, und alsdann ist es wahr, daß derselben in einem kleinen Raume so viel als in einem großen seyn können, wenn die Maschine eben dieselbe bleibt, und ihre Theile gegen einander einerley Verhältniß haben. Denn sonst können doch auch in den Raum einer Wanduhr mehr Räder einer Taschenuhr gebracht werden, als in den Raum einer Taschenuhr. Wenn aber die Uhr als ein bloßer Körper betrachtet wird, so sind seine Theile die einfachen Dinge oder Monaden, und derselben sind mehr in einer Wand- als Taschenuhr. Denn die einfachen Theile der Körper verhalten sich, was ihre Anzahl betrifft, wie ihre Maaßen, und zwey Kubikzoll

Saamenstäubchen ist zum wenigsten eine Millionmal kleiner, als die Pflanze, und weil

Materie enthalten noch einmal so viel Monaden, als ein Kubikzoll wenn beyde von gleicher Dichtigkeit sind.

Er hat mir ferner eingewendet: daß aus der Hypothese des Malebranche nicht die Theilung ins Unendliche, sondern in unbegreiflich kleine Theile folge. Allein, sollte ich das erste nicht also erweisen können: Malebranche muß entweder behaupten, daß in dem ersten Saamenkorn wirklich eine unendliche Anzahl von Pflanzen, die daraus entstehen sollen, ihrer Anlage nach vorhanden gewesen, oder daß nur eine bestimmte Zahl der Pflanzen darinn gelegen, die sich nach und nach auswickeln sollen. Wäre das letzte, so müßte ein Saamenkorn nun nach sechstausend Jahren, so lange die Welt gestanden hat, kleiner seyn, und von Jahr zu Jahr kleiner werden, als es bey der ersten Schöpfung gewesen, weil doch ja von den darinn liegenden Pflanzen jährlich ein Theil abgehet, die nämlich geboren werden, welches wohl niemand zugeben wird, und wider die Erfahrung ist. Also muß er das erste behaupten, und wenn man eine unendliche Anzahl von Pflanzen annimmt, so muß das Saamenkorn auch ins Unendliche theilbar seyn.

das zweyte Saamenstäubchen, welches daraus entstehet, und schon in jenem steckt, wieder eine Millionmal kleiner seyn müßte, als das erste Saamenstäubchen; so wäre es eine Billionmal kleiner, als die Pflanze. Wenn man nun in dieser Ordnung so viel Jahrhunderte fort gehet, so muß man endlich den Kaukasus in eine Haselnuß stecken, und sich vorstellen können, daß eine Menge Eichen, welche, wenn sie bey einander sind, einen hohen Berg ausmachen, in einem Nadelknopf (denn größer ist der Keim eines Eichbaums nicht) hätten seyn können. Und diese Schwierigkeit wird noch größer, wenn man bedenkt, daß eine unendliche Menge von Saamenstäubchen, welche kleine Pflanzen sind, von einer jeden Blüthe erzeugt wird, davon nur ein einziges zur Empfängniß kommt, die übrigen aber verfliegen. Und diese müssen doch gleichwohl alle in dem Saamenkorn gesteckt haben, weil sie alle einerley Struktur haben, und gleich organisch sind. Das heißt eine Schwierigkeit durch eine noch größere Schwierigkeit erklären.

Perault*) Hanoratus Fabry **) und Sturm ***) behaupten, daß Gott eine unendliche Menge von Saamenkörnlein von aller Art im Anfange durch die Schöpfung hervorgebracht und selbst gebildet habe, welche in der Luft, dem Wasser und der Erde zerstreuet wären, umherschweiften, mit dem Nahrungssaft in die Pflanzen gebracht würden, und alsdann ihr Geschlecht fortpflanzten. So sind wir geschwinde fertig, und wenn die ganze Welt voll Saamenstaub ist, so kann derselbe auch in die Pflanze regnen, und wir haben nicht nöthig, uns die Köpfe darüber zu zerbrechen. Aber das heißt, deucht mich, zu viel erdichten, und solche Erklärungen schicken sich nicht in eine Naturlehre, wo man die Sachen aus Gründen herleiten soll. Indessen müßte doch beständig eine übernatürliche und verständige Macht die umherschweifenden Saamenstäubchen regieren, daß

*) Essai de Physique. T. III. P. II.

**) de Plantis. L. II.

***) Dissertat. de Generatione Plantarum Phil. Eclect. T. II.

sie an den Ort ihrer Bestimmung gelangten, und sich nicht verirreten, und nicht die Saamenstäubchen des Apfelbaums in den Kirschbaum, und die Saamenstäubchen der Rüben in den Kohl geriethen, oder es müßten aus einer Staude alle Pflanzen entstehen können, weil sie von allen Saamen bekommen könnte. So könnte man auch das Entstehen der Blätter und Wurzeln erklären, daß kleine Blätterlein und Würzelein in der Luft schwebten, und von da in die Pflanze kämen. Aber, ist es möglich, ein Werkzeug zu ersinnen, durch welches die Saamenstäubchen auf eine mechanische Art gebildet werden, und ihre Form erhalten können, und welches von dem Schöpfer in den Pflanzen selbst angebracht seyn könnte? Weder das bloße noch das bewaffnete Aug hat bisher so weit gereicht, solches zu entdecken, und was wir davon sagen, können wir also für nichts weiter, als eine Muthmaaßung ausgeben. Aber, auch diese sind nicht zu verwerfen, wenn sie in eine würkliche Welt passen, und den bekannten Veränderungsgesetzen derselben gemäß sind. Ich habe

mich seit vielen Jahren bey meinem Nachdenken über die Vegetation der Pflanzen mit gewissen Modellen getragen, in die die Materie des Saamens gegossen werden, und darinn ihre Form erhalten könnte. Ich habe darauf gefunden, daß Herr Buffon in seiner Naturgeschichte eben diesen Einfall gehabt, aber auch, daß ihm von dem berühmten Herrn von Haller *) und einem Ungenannten **) widersprochen worden.

In der That hat sich auch Herr Buffon nicht auf eine solche Art erklärt, daß man viel bey seinen Modellen denken könne; und er scheinet sie ein wenig zu frühzeitig, ehe sie fertig geworden, und völlig ausgearbeitet sind, für das Publikum ausgestellet zu haben. Ich finde nicht, daß meine Modelle völlig die seinigen sind, und ich will meine Begriffe von dieser Sache mit der Bescheidenheit, die einer Muthmassung gebühret, vortragen.

---

*) Herrn von Hallers Vorrede zu dem zweyten Bande der Uebersetzung von Herrn Buffons Naturhistorie.

**) Lettres a un Americain.

Eine Form oder ein Modell, darein man eine Münze gießt, giebt derselben ihre ansehnliche Gestalt, das Bild und die Ueberschrift. Man kann aber auch Modelle erdenken, die einem Körper eine innerliche Bildung geben. Man kann Röhren und Kugeln gießen, welche innwendig hohl sind, und wenn sich das Model eröffnet, wie eine Kugelforme, so schüttet sie den Körper, der darinn gebildet ist, in seiner angenommenen Gestalt aus.

Wenn man ein Modell eines Gehäuses von einer Schnecke verfertiget, und einen flüssigen oder weichen Körper hinein gießt oder drückt, so nimmt derselbe die Gestalt einer Schnecke an, die sich den Augen zeiget, wenn man das Modell von einander nimmt, und den Körper entblößet. So arbeitet die Kunst, welche eine Nachahmerin der Natur ist, und die Natur verfährt auf gleiche Weise. Ein Kirschkern nimmt die Gestalt der Schaale an, darinn er sich befindet. In den Drüsen und Absonderungsgefäßen des menschlichen Leibes bekommen die Theile des Bluts die Gestalt, die ihnen zu ihrer Absicht nöthig ist. Es kann

ein Körper noch weich aus seinem Modell herausgehen, und ihrer mehrere von unterschiedener Bildung können in einer neuen Forme zusammengedrückt und mit einander vereiniget werden. Man kann also Modelle annehmen, die die einzelnen Theile eines organischen Körpers bilden, und andere, dadurch sie zusammen gesetzt werden. Diese können sich öffnen, wenn sie erfüllet sind, und den Körper, wenn er gebildet ist, ausschütten, und hernach wieder verschließen, durch eine angelegte Schnellkraft oder Springfeder, und vom neuen ihr Amt verrichten.

Sollte nun wohl nicht eine allmächtige Weisheit, ein Werkzeug dieser Art in der ersten Pflanze, die sie erschaffen hat, anlegen und dadurch die Saamenstäubchen in dem Blumenmehl hervorbringen können? Ich unterstehe mich nicht ihr dasselbe vorzubilden, und wie ist es möglich daß ein schwacher Mensch alle Werke des unendlichen Gottes ergründen, und das Meer seiner Weisheit mit einer hohlen Hand erschöpfen könnte. Aber mich deucht, daß es ihm anständiger sey, auf diese Art mit-

telbar zu verfahren, und nicht die große Kette der Natur durch unmittelbare Würkungen allzuoft zu zerreißen. Es können an der Spitze der Staubfäden, oder in den Körpern, an denen der Blumenstaub hängt (anthera), solche Modelle angebracht seyn. Denselben wird der nöthige Saft durch Röhrlein unaufhörlich zugeführt. Diesen empfangen sie, und geben ihm ihre Gestalt, und zugleich ihre gewisse Konsistenz. Wenn ein Blumenstäublein fertig ist, so öffnet sich das Modell, so wie eine Hülse, wenn das Saamenkorn reif ist. Es schließet sich aber von neuen durch eine elastische Feder, und bildet abermal ein Körnlein. Diese bleiben bey einander, weil sie an einem Ort erzeugt werden, und hängen leicht zusammen, weil sie Anfangs noch weich aus der Werkstatt kommen, bis sie endlich ihre völlige Härte bekommen, sich von einander absondern, und wie ein Staub verstieben.

Aber welche Gestalt haben die Modelle? aus was für einer Materie bestehen sie? wie gehet es zu, daß sie eben diese und keine andere

Saamenstäubchen hervorbringen? wie werden die mannichfaltigen Theile des Saamens in denselben zusammengesetzt? wie lange dauern sie? und wann ist ihre Kraft erschöpfet? Laßt mich zufrieden ---- ich bitte euch — und quälet mich nicht zu viel mit Fragen! Denn ich weiß nichts weiter, und muß in diesem Stücke, so wie in vielen andern, meine Unwissenheit bekennen. Die größten Weltweisen haben hier die Hand auf den Mund gelegt, und eine unbegreifliche Kunst und Weisheit erkannt, die wir nicht einmal einzusehen, geschweige nachzuahmen im Stande sind. Quantum est, quod nescimus!

Der Blumenstaub ist in einer großen Menge in einer jeden Blüthe vorhanden, und doch kommt davon nur eins, oder einige wenige Körnlein zur Empfängniß; die übrigen kommen um, und werden zerstreuet. Dieses scheint ein Ueberfluß und eine Verschwendung der Natur zu seyn. Allein, da die Saamenstäubchen durch einen Zufall an ihren bestimmten Ort gebracht werden müssen, so ist es unausbleiblich, daß manch Körnlein derselben ver-

loren gehe. Daher ist es nöthig, daß ein Ueberfluß derselben vorhanden sey, damit kein Mangel entstehe. Ein jedes Körnlein ist an sich schon eine schöne und vollkommene Kreatur, die zum Vergnügen ihres Schöpfers und zur Verherrlichung desselben bey Geistern, welche davon Kenntniß haben, gereichet, und die also aufhören und untergehen kann, wenn sie ihre Absichten erreicht hat. Ein Körnlein von dem Blumenstaube der Sonnenblume, wenn es vor das Mikroskopium gebracht wird, ist ein zusammengedrucktes Küglein, im Mittelpunkt durchsichtig, und am Rande herum dunkel und scharf zugespitzt, und hat also eine Aehnlichkeit mit der Blume selbst. Doch kann man die Gestalt der Blume selbst, nicht aus diesem Körnchen herleiten. Denn Needham hat durch das Mikroskopium entdeckt, daß dasselbe bisweilen aufspringe und noch ein zärterer Staub herausfahre, wie Dampf aus einer Aeolipila. Der grobe Blumenstaub ist also nur ein Behältniß eines zärtern. Hier gehet die Natur ins unbegreiflich Kleine. Das Mohnsaamenstäublein siehet aus, wie Per-

lengrauben, und hat eine Furche, wie diese. Die Papeln haben ein undurchsichtiges Körnlein, mit Stacheln bewaffnet. Es richtet sich die Größe der Blumenstäubchen nicht nach der Größe der Pflanze, die daraus entstehet, sondern die größten Gewächse haben bisweilen kleinere Körnlein als die andern, die sie weit übertreffen, wenn sie gebildet sind.

Eine andere Art der Fortpflanzung geschiehet durch die Augen der Gewächse, derer sich die Gärtner bedienen, indem sie die Bäume okuliren, oder ein Aug von einem jungen Zweige mit einem Theil der Rinde, wenn der Saft in den Bäumen ist, abschälen, und solches an einen andern Zweig unter der Rinde ansetzen, und dergestalt verbinden, daß es an dem Zweig anwächst; welches hier umständlich zu lehren, meine Absicht nicht ist. Aus dem Auge bricht ein Zweig hervor, und zwar von der Art des Baums, davon das Auge genommen ist, ob es gleich an einen Stamm von einer andern Art gesetzt ist. Wenn man ein Auge von einer Aprikosen an einen Pflaumenbaum okulirt, so entstehet daraus ein

Aprikosenbaum, und die Säfte, die in den Pflaumenstamm in die Höhe steigen, müssen also in dem Auge die Natur und Beschaffenheit einer Aprikose an sich nehmen. Es ist ebenfalls unbegreiflich, und fast unmöglich, daß alle Augen, die an einem Baume hervorkommen können, so lange er lebt, und die aus einem Auge entstehen können, wenn es an einem andern Stamm okuliret und selbst ein Baum wird, in dem Saamenkorn, daraus der Baum erwachsen, präformirt und enthalten seyn sollten. Denn man kann aus einem Apfelbaum unzählige Bäume durch das Okuliren machen, weil indessen das Auge eine Art des Saamenkorns von besonderer Struktur, und sehr organisch ist, und daraus eben so wohl eine Pflanze, als aus einem Saamenkorn entstehen kann; so müssen auch an dem Orte, wo die Augen hervorkommen, in der Mutterpflanze, die in dem ersten Saamenkorn enthalten ist, Werkzeuge von eben der Art vorhanden seyn, als diejenigen sind, die die Saamenstäubchen bilden, ja es kann nur ein solches Saamenstäubchen an dem Orte,

wo das Aug stehen sollte, hervorgebracht werden, welches gleichsam in den Baum gesäet wird, und mit einigen Veränderungen das Aug ausmacht.

Man pflanzt die Gewächse auch fort durch die Zweige. Von der Weide hänget man nur einen Pflänzer ab, entblößet ihn von den Nebenzweigen, damit er Anfangs nicht gar zu viel Saft zu seiner Nahrung braucht, und stößt ihn alsdann in die Erde. Alsobald schlagen aus demselben da, wo er Augen hatte, Wurzeln aus, wie ich oben bey der Art, die Bäume verkehrt zu pflanzen, erkläret habe, und er wird zu einem Baum. Man kann auch Nelkensprossen an dem Orte, wo sie Knoten haben, abschneiden, etwas von einander spalten, und so in feuchte und mürbe Erde stecken, so werden sie Wurzeln treiben, und zum Stock werden, wenn man sie eine Zeitlang im Schatten und bedeckt hält, damit die Sonne und Luft den Saft nicht eher ausziehe, bis sie einen frischen Zufluß desselben durch die Wurzeln haben. Denn an dem Orte, wo sie Knoten haben, da haben sie Augen, welche

Wurzeln treiben können. Zu dieser Art gehöret auch das Pfropfen, da man auch einen Zweig in einen Stamm pflanzet, daß er den Saft aus demselben an sich ziehe: imgleichen das Ablaktiren, da man einen Zweig von einem Baume zwischen die Spalte eines Stammes, der daneben stehet, steckt, und so lange an dem Baume läßt, bis er mit dem Stamm zusammengewachsen ist, worauf man den Zweig abschneidet, und den Stamm allein wachsen läßt. Ich habe gesehen, daß jemand ein Loch durch einen Kirschbaum gebohret, und eine Weinrebe durch dasselbe geleitet hatte, diese war endlich mit dem Kirschbaum zusammengewachsen, worauf sie von dem Weinstock abgeschnitten war, und es wuchsen Weintrauben auf dem Kirschbaume. Hieher gehöret auch das Nelkenablegen, da man eine Sprosse an dem Orte, wo sie Knoten hat, einschneidet, und alsdenn in die Erde steckt. Sie treibt in einigen Wochen Wurzeln aus der Spalte, so, daß sie sich endlich selbst ernährt, und vom Stock abgeschnitten werden kann. Eben so macht man auch Ableger vom Weinstock.

In

In Indien ist ein Baum, dessen Zweige niederhangen, und von selbst in die Erde wachsen, und alsdann neue Sprossen hervortreiben, so, daß ein solcher Baum einen ganzen Wald ausmacht. Einige kriechende Kräuter, z. E. die Brombeerstaude, welche lange Ranken auf der Erde hintreibt, wächst an dieselbe an, und kann in mehrere Pflanzen zergliedert werden. In diesen Fällen werden die Fasern, welche ihre Blätter und Zweige geworden seyn würden, zu Wurzeln, und ändern ihre Natur ein wenig, ohne sie jedoch zu verwandeln.

Endlich werden die Gewächse auch durch die Wurzeln fortgepflanzet. Dieselben aber müssen Augen an sich haben, sonst kann keine Pflanze aus ihnen entstehen. In den Erdäpfeln und Kartoffeln sind die Augen in den Wurzeln selbst anzutreffen, da, wo sie einige Vertiefung haben, und den Keim heraus treiben, und es sind mehrere Augen in einem Erdapfel, daher er auch in Stücken zerschnitten, und also gepflanzet werden kann, wenn man die Augen nicht beschädigt. Einige Gewächse trei-

ben oben aus der Wurzel mehr Augen und Sprossen neben einander, und zu jeden besondere Wurzeln, wie z. E. die Primeln und Aurikeln, die also von einander gerissen und vervielfältiget werden. So kann man auch den Rosenstock und andere Stauden zertheilen, und den ersten, wie ich vorhin gemeldet, durch seine bloße Wurzel fortpflanzen. Die Zwiebel ist selbst eine Art von Auge, darinn die Pflanze liegt, und sie hat zwischen ihren Blättern kleine Zwiebeln oder Nebenaugen, daher sie auch durch die Blätter fortgepflanzet werden kann, wenn die kleinen Zwiebeln daran hangen bleiben.

Mir ist nichts übrig, als zu wünschen, daß die Erkenntniß des Pflanzenreichs, die Weisheit, Macht und Güte unsers großen Schöpfers verherrlichen, und uns zu seiner Anbetung und Verehrung reizen möge!

Aesthetik

Oben: Vorrede S. v. Linie 16. statt wie lies wenn.

Aesthetik der Blumen,

Erster Theil.

Aesthetik der Blumen,

oder

die Schönheit

der Nelken und Gras-Blumen

aus

den ersten Gründen der Vollkommenheit und des Ebenmaases hergeleitet.

Man sagt, daß die Liebhaber der Blumen eine sehr starke Einbildungskraft haben, und alsbald begeistert werden, wenn sie von ihrer Schönheit reden. In der Entzückung, davon sie hingerissen werden, sehen sie Sachen, die niemand als sie siehet, mit eben der Deutlichkeit als der Bauer den Mann im Monde, oder der Augur die Schicksale seines Volks im Fluge der Vögel, oder der Haruspex das Glück und Unglück in den Eingeweiden der Opferthiere. Sie sind wie der Apicius, den ich kenne, der eine ganze Stunde

davon zu reden weiß, wie eine Waldschneppe schmeckt; und es ist ihnen sehr leicht, über jede Blume eine Prälection zu halten.

Es ist wahr, man kann die Sache übertreiben, und damit ins Lächerliche fallen. Die Mode und Einbildung macht manche Sache schön, die es in Vergleichung mit andern nicht ist; und es herrschen auch unter den Blumisten gewisse Vorurtheile. Manchmal besteht der ganze Werth einer Blume in der Seltenheit, welche doch an sich selbst gar keine wesentliche Vollkommenheit ist, und die sich verlieret, so bald sie gemein wird. Man schätzte sonst eine graue Nelke sehr hoch, welche man die Maus nennet, obgleich die graue Farbe an sich schlecht ist, und der schwarzen am nächsten kommt. Alles, was aus Holland kommt, und viel Geld kostet, ist vortreflich; und wenn ein Kenner, quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi, eine Blume lobt, so glauben alle, daß sie schön sey, ob sie gleich von andern weit übertroffen wird. Es giebt Wald- und Feldblumen, die eben so schön sind, als manche Gartenblume; aber man achtet sie darum nicht, weil sie im Walde und auf dem Felde steht. Wenn man einem Menschen, der weder ein Kenner noch Liebhaber der Blumen ist, ganze Stunden davon vorspricht, so ist es eben so ungereimt, als wenn man einem Bauer eine horazische Ode erklären, und die Schönheiten derselben begreiflich machen will.

Indessen haben doch die Blumen ihre wahren und wirklichen Schönheiten, davon sich vieles denken und reden läßt. Christus stellet sie uns selbst zur Bewunderung vor, Matth. 6, 28. 29: Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen sey, als derselben eins. Man sagt, daß er hier die Tulipanen meyne, welche in Palästina wild auf den Wiesen wachsen, und er ziehet ihre natürliche Schönheit aller künstlichen Pracht vor.

Das Muster der besten Werke der Kunst, der schönsten Stoffe und Verzierungen ist aus dem Blumenreiche hergenommen, die um so viel schöner sind, je näher sie dem Originale kommen, welches sie doch nie erreichen. Die Redner und Dichter schmücken ihre Werke mit Blumen, und die schönsten Gleichnisse der heiligen Schrift selbst sind davon erborget. Ob gleich nicht alle Menschen Blumisten seyn können, so müßte derjenige doch ohne alle Empfindung und Geschmack seyn, dem sie nicht gefallen, und der sie nicht einiger Aufmerksamkeit würdigen wollte. Es giebt aber Leute in der Welt von so plumpen Verstande und groben Sinnen, denen nichts schmeckt, als ein Gerüchte Sauerkraut und Schweinefleisch, und die gegen die feinern Ergötzungen des Geistes und der Sinnen ganz unempfindlich sind. Man muß ja nicht eben

alles in der Welt essen können. Wir haben nicht nur einen Mund, sondern auch Augen und Ohren, und müssen für alle Sinne Ergötzlichkeiten haben, wenn wir einen großen Schatz des Vergnügens sammeln wollen. Es ist wahr, wenn wir hungrig sind, so hilft uns die schönste Blume und lieblichste Musik nichts. Aber was hilft uns die beste Speise, wenn wir satt sind? Wer also ganz Geschmack, ganz Magen ist, der ist leer von Freuden, wenn er satt ist, und hat nichts mehr, das ihn vergnügen könnte.

Der Himmel hat mir die Gabe, vergnügt zu seyn, verliehen, mich wegen der Güter des Glücks schadlos zu halten, und mich über vieles Unglück, das ich erfahren habe, zu trösten; und ich danke ihm dafür mit mehr Zufriedenheit, als wenn er mir die größten Güter und Reichthümer gegeben hätte. Wenn ich bey GOtt durch Christum in Gnaden stehe; wenn ich mich meiner Rechtschaffenheit und der Treue in meinen Pflichten bewußt bin: wenn also meine Seele heiter und mein Herz rein und ruhig ist, so strömet die Freude von allen Seiten her auf mich zu, und überschwemmet mich mit ihren Fluthen. Ich habe den Grundsatz unsers königlichen Weltweisen und Dichters: Wenn mein Herz, wie die Stadt Theben, hundert Thore hätte, so würde ich das Vergnügen zu allen Eingängen herein führen. Ich halte die Stunde für verlohren, die ich mit Verdruß zugebracht habe, und

glaube, daß die Worte Pauli: Freuet euch in dem HErrn allewege, die größte Vollkommenheit des Christenthums in sich fassen. Denn das ist bey einem verständigen Menschen nicht eher möglich, bis er mit GOtt versöhnet ist, seine Leidenschaften überwunden, sich ganz in den Willen GOttes ergeben, und sein Herz von den Dingen gereiniget hat, die uns elend machen. Dann fangen wir an, wieder zu unserer ersten Unschuld und Seligkeit zurück zu kehren, und einen Vorschmack des Himmels auf der Welt zu empfinden. Ich freue mich also im HErrn, und bin frölich im lebendigen GOtt. Ich betrachte seine Vollkommenheiten in seinen Werken sowohl im Reich der Natur, als im Reich der Gnaden mit Bewunderung und Wohlgefallen. Ich werde entzückt durch seine Liebe, die mir aus allen seinen Geschöpfen entgegen strahlet. Ich mache mir große Rechnung auf das Glück der Ewigkeit; und in der gewissen Erwartung desselben, bin ich allemal bereit, auch bey den größten Hoffnungen des zeitlichen Glücks, die Welt zu verlassen. So lange ich aber hier bin, will ich alle Freude mitnehmen, die mir angeboten wird, damit ich einmal, wenn ich davon muß, wie ein Gast vom Tische aufstehe, und sage: Der Name des HErrn sey gelobet und gebenedeyt von nun an bis in Ewigkeit! Ich beschäftige mich mit Vergnügen mit den Pflichten des Lehramts und der Unterweisung der Jugend; ich liebe die Wissenschaften, son-

derlich die schönen; ich ergötze mich an einem schönen Gedanken mehr, als an Golde; ich bin fröhlich und aufgeräumt in der Gesellschaft meiner Freunde; ich höre gern eine harmonische Musik; und die Blumen – ich muß bekennen – die Blumen sind meine Puppe, damit ich spiele. Denn welcher Mensch hat wohl nicht seine Puppe, wenn er auch der ernsthafteste wäre? Er will doch was zu seinem Vergnügen haben.

Die ganze Kunst vergnügt zu seyn, dieses große Geheimniß, welches mehr werth ist, als der Stein der Weisen, kommt darauf an, daß man die angenehmen Empfindungen so mit einander verbinde, daß sie sich weder drängen und Eintrag thun unter einander in unserer Seele, noch auch ein leerer Raum zwischen ihnen bleibe. Wenn man sich selbst überhäuft und überladet mit vielen Ergötzlichkeiten, so genießt man keine recht, und wird dadurch berauscht und betäubet. Wir sind nicht einmal im Stande, die Vergnügungen des Geistes allezeit in gleicher Stärke zu empfinden, sie ermüden uns, und wir fangen an kaltsinnig zu werden; aber die ausschweifenden und unmäßigen Ergötzungen der Sinne machen uns wild, leichtsinnig, wollüstig, und zu ernsthaften Geschäften ungeschickt. Wenn man allezeit fröhlich seyn will, so muß man sich selbst seine Pflicht zur Freude machen; man muß auch in seinen Leiden etwas Angenehmes zu finden wissen, zum wenigsten wenn man es als eine Schickung der

höchsten Weisheit und Güte, und als ein Mittel unserer Besserung betrachtet. Zwischen diesen ernsthaften und geistigen Vergnügungen muß man das Vergnügen der Sinne gleichsam einschieben, damit also unser ganzes Leben eine Kette von guten Tagen sey, die wie die Glieder an einander hangen, und nicht durch Kaltsinnigkeit und Verdruß unterbrochen werden. Es ist eine unendliche Manigfaltigkeit von schönen Sachen in der Welt, und GOtt hat mehr Dinge zu unserer Bequemlichkeit und zu unserm Vergnügen, als zu unser Nothdurft, erschaffen. Wer nur damit hauszuhalten weiß, sie gehörig eintheilt, und zur rechten Zeit und am rechten Orte gebraucht, der wird niemals leer von Freuden seyn.

Der Mensch lebet nicht nur in der Welt sich zu vergnügen, sondern auch zu nützen. Ihr verderbt euch den Geschmack, und erreget Eckel durch den unmäßigen Genuß: Aber seyd auch nicht so geizig mit eurer Zeit, daß ihr nicht ein Stündlein zu eurem Vergnügen abbrechen wolltet. Ihr werdet mit besserm Fortgange arbeiten, und mit muntern Kräften in einer Stunde mehr, als in der Mattigkeit in einem Tage ausrichten, wenn ihr durch die Ruhe und einige Ergötzlichkeit erquickt seyd. Wenn ich den ganzen Vormittag in der Schule mit den Büchern und Betrachtungen zugebracht habe, so schüttle ich eine halbe Stunde vor Tische alle meine Geschäfte ab. Ich laufe mit meinen Kindern und Schülern

in den Garten; wir tanzen um die schönen Kinder der Flora herum; wir bewundern und loben ihre Schönheit; einer ruft mich hier, der andere dahin, und zeiget mir eine Blume, die aufgegangen ist, und in jugendlicher Schönheit pranget; ich theile ihnen dafür einen guten Gedanken mit; ich ermuntere sie zum Lobe und zur Liebe GOttes; sie sind um mich geschäftig, wenn sie mir in der Gartenarbeit helfen können; wir gehen sehr vergnügt zur Mahlzeit, und speisen unter muntern Gesprächen; wir eilen nach Tische aufs Feld, uns eine Bewegung zu machen, und kommen wieder mit gutem Muthe zu unserer Arbeit.

Was schickt sich besser zur Vorrede einer Abhandlung von den Blumen, als die Lehre vom Vergnügen? Denn dazu sind sie geschaffen, und ich glaube, daß daran der Schöpfer selbst seine Freude habe. Ich habe oft eine schöne Blume mitten im einsamen Walde gefunden, dahin gar selten der Fuß eines Menschen kommt. Wozu dienet dieses herrliche Geschöpfe? dachte ich bey mir selber, es blühet hier unerkannt, ungebilligt und ungenossen. Niemand siehet es und freuet sich seiner. Da fielen mir die Worte Davids ein, Ps. 104, 31: Der HErr hat Wohlgefallen an seinen Werken. Mit eben den allwissenden und gütigen Augen, damit er nach der Schöpfung ansahe alles, was er gemacht hatte, und es sehr gut fand, und sich also darüber freuete, betrachtet er noch immer seine Geschöpfe, die er durch

seine Vorsehung und Erhaltung hervorbringt. Ein Gärtner hat seine eigene Freude an der guten Einrichtung und den Gewächsen seines Gartens, und es gefällt ihm selbst, ob er gleich auch andere Antheil nehmen läßt, und ihnen das Vergnügen davon gönnet. Wir erkennen ohne dieß nur den kleinsten Theil der Kunst und Weisheit, die an Blumen gewandt ist; wir bleiben nur an der äuserlichen Gestalt, der Farbe und der Oberfläche kleben: Aber den innern Bau und die Zusammensetzung dieser hydraulischen und hydrostatischen Maschinen, die Ausbildung ihrer Theile und Gestalt, und die unaufhörliche Arbeit, die darinn vorgehet, kennen nur einige wenige vertraute Freunde der Natur, die zu ihren Geheimnissen zugelassen werden, ihr Urheber allein aber mit der vollkommensten Deutlichkeit. Derselbe erschöpft das ganze Vergnügen, das sie gewähren können.

Die Gaben der Natur sind unter den Blumen eben so ungleich, als unter den Menschen ausgetheilt,

Nihil est ab omni parte beatum. *Hor.*

Die Tulpe hat die schönste Gestalt. Kein Kaufmann kann einen Stoff haben, der an Mischung und Hoheit der Farben sowohl, als der Abwechselung von Licht und Schatten denjenigen beykommt, die man für vortreflich hält. Sie strahlet im Garten unter andern Blumen hervor;

Velut inter stellas
Luna minores.

aber es fehlet ihr der Geruch, und sie ist nur allein für das Auge. Sie kommt mir vor wie ein schönes Frauenzimmer, das noch darzu wohl geputzt ist, aber zum Unglück keinen Verstand hat, eine, von denen Phädrus sagt:

O quanta species! cerebrum non habet.

Die Nachtviole erfüllt mit ihren balsamischen Ausdünstungen gegen Abend den ganzen Garten. Alle andere Gerüche werden unempfindbar gegen den ihrigen, und ein schwaches Gehirne kann ihn kaum ertragen. Sie ist gleichsam der Altar der Blumengöttin, von welchem der Opferrauch wie eine Wolke aufsteigt: Aber sie hat gar keine Schönheit. Sie siehet kaum einer Blume ähnlich, ist klein und von grauer Farbe, welche dem grünen nahe kommt, und kaum von den Blättern zu unterscheiden ist. Da stehet die Bescheidene ohne prahlerischen Glanz, und durchdüftet den Garten, unbemerkt von dem Auge des unwissenden Zuschauers. Sie überraschet ihn mit einer angenehmen Verwunderung, und er kann sich kaum vorstellen, daß ein so kleines und unansehnliches Blümlein einen so angenehmen Geruch von sich geben könne. Sie ist einem Frauenzimmer gleich, das nicht schön ist, aber viel Verstand hat, und dem die Natur an den Gaben des Geistes ersetzet, was sie ihr an Gestalt des Leibes abgezogen hat.

Die Nelke, oder die Grasblume, hat beydes bey einander, die Schönheit und den Geruch, und sie ist ohnstreitig die vollkommenste unter allen Blumen. Sie kommt der Tulpe bey an Mahlerey, und übertrift sie an Menge der Blätter und an der Kunst des Baues. Ein kleines Theater derselben durchdüftet den Garten, und die grauen und dunkelrothen haben einen vorzüglichen Geruch. Sie ist wie ein Frauenzimmer, welches Verstand und Schönheit beysammen hat, und sich dadurch Liebe und Hochachtung zugleich erwirbet. Und deswegen habe ich sie andern Blumen vorgezogen, und mich seit vielen Jahren her auf eine ausgesuchte Sammlung derselben beflissen. Zwar habe ich sie nicht gesäet, weil mein Garten zu schattigt ist, Saamen zu erzeugen, und ich nicht viel Raum entbehren können, denselben mit Säzlingen zu bepflanzen, da oft unter hunderten kaum eine gute Blume ist. Auch habe ich sie nicht von Holland verschrieben, welches meine Einkünfte nicht zugelassen. Nachdem ich aber eine kleine Anlage durch einen Freund erhalten, und sehr sorgfältig gewesen, sie durch Ableger zu vermehren, und für der Strenge des Winters zu bewahren; so habe ich durch Umsatz und die Gütigkeit meiner Freunde, einen grossen Vorrath aus Leipzig, Erfurt, Halberstadt und von andern Orten, zusammen gebracht. Ich habe sie viele Sommer sehr aufmerksam betrachtet, mich mit Kennern davon unterredet, und gewisse Grundsätze abgeson-

dert, nach welchen die Schönheit derselben beurtheilt wird. Diese Abhandlung soll eine Probe seyn, was ich dabey gedacht habe, und gleichsam eine Kritik der Blumen vorstellen.

Wenn ein Mensch von gesundem Verstande einen Pallast siehet, den ein grosser Meister erbauet hat, so findet er sehr leicht, daß derselbe schön sey. Er gefällt ihm, er bewundert ihn, aber er weiß nicht zu sagen, worinn die Pracht und Schönheit liegt; seine Vorstellung ist klar und sehr lebhaft, aber undeutlich und verworren. Kommt dann der Baumeister dazu, und erkläret die Regeln der Kunst, die er beobachtet, so begreift er bald mit dem Verstande, was er vorhin nur mit den Augen gesehen hatte. Eine Blume von vorzüglicher Schönheit gefällt einem jeden, der sie siehet. Er lobt sie, aber er sagt uns nichts, als daß sie schön sey, ohne sich deutlicher erklären zu können. Die Blumisten haben gewisse Regeln angenommen, nach welchen sie urtheilen. Allein sie wissen den Grund derselben nicht anzugeben, weil sie nicht aus Begriffen, sondern aus Empfindungen hergeleitet sind.

Man hatte sonst von den Schönheiten einer Rede und eines Gedichts ebenfalls nur klare Vorstellungen gehabt, und sich nicht deutlich erklären können, was das Erhabene, das Wunderbare, das Rührende und Lebhafte sey. Man empfand wohl, daß ein Gedanke schön sey, aber man hat es nicht beweisen können. Durch die Aesthetik ward ein Licht

über die Rede- und Dichtkunst ausgebreitet; man hat Erklärungen und Grundsätze angenommen, die unsre Urtheile bestimmen. Hier ist eine Aesthetik der Blumen, welche ihren Liebhabern zu einer gelehrten Erkenntniß derselben Anweisung geben kann. Diese schönen Kreaturen sind es werth, genau betrachtet zu werden, und wir werden in der Folge die Spuren der göttlichen Weisheit gewahr werden, die auch im Kleinen groß ist, und sich in den geringsten ihrer Werke offenbaret. Die Natur ist die Mutter der Künste, und die größten Meister haben aus der Natur ihre Muster und Regeln hergenommen. Vitruvius hat aus dem Bau des menschlichen Leibes die Regeln der Proportion erwiesen; und wir werden eben die Gesetze des Schönen und Grossen an einer Blume beobachtet finden, die wir an den Werken der Kunst bemerken.

Ich mache hier einen kleinen Versuch einer neuen Wissenschaft, die sich sehr weit ausbreiten lässet. Man kann die Bildung des menschlichen Leibes, die Gestalt der Thiere, den Bau der Pflanzen, Kräuter und Bäume nach den Regeln der Eurythmie und Proportion beurtheilen, Regeln fest setzen, und sie auf ihre Schönheit und Vollkommenheit anwenden. Diese Regeln sind zwar nicht zur Ausübung zu gebrauchen, wie in der Baukunst und Poetik, weil die Natur ihren Weg gehet, ohne von den Menschen Gesetze anzunehmen. Aber sie dienen doch zur Verherrlichung des Schöpfers, dessen Weis-

heit daraus hervorleuchtet. Sie bestätigen die allgemeinen Gesetze des Schönen, des Erhabenen und Vollkommenen, die der Schöpfer selbst in seinen Werken beobachtet hat, und die wir in den Künsten und Wissenschaften vor Augen haben. Sie setzen uns in den Stand, den Werth der Sachen richtig zu bestimmen, und das Bessere dem Schlechtern in unserm Lobe, in unsern Bemühungen, und im Handel vorzuziehen. Diese Wissenschaft ist also ein Theil der mathematischen Naturlehre, und eben so nützlich, als dieselbe.

Ich muß zuerst einige Begriffe voraus setzen, darnach man die Sache beurtheilen muß, wenn man sie deutlich einsehen will. Die Vollkommenheit eines Dings bestehet in der Uebereinstimmung des Mannigfaltigen in derselben, oder in der Aehnlichkeit ihrer Theile, wenn von körperlichen Dingen die Rede ist. Je mehr also des Mannigfaltigen ist, je grösser der Unterschied desselben, je genauer dasselbe mit einander überein kommt; desto grösser ist die Vollkommenheit. Wenn dieselbe mit den Sinnen erkannt wird, so heißt sie die Schönheit; sie muß also so beschaffen seyn, daß sie die äußerlichen Sinne rühren, und dadurch Empfindungen in der Seele hervorbringen kann. Aus der Empfindung der Schönheit entstehet das sinnliche Vergnügen. Denn wenn man den Grundsatz annimmt, daß ein Vergnügen mit demjenigen verbunden ist, was den Geist übet, ohne ihn zu ermüden;

müden; so beschäftiget sich derselbe mit der Vollkommenheit auf eine angenehme Art. Die Seele empfindet unterschiedene Gegenstände, sie vergleicht sie unter einander, sie findet eine Uebereinstimmung, und so entstehet ein reiner und deutlicher Begriff, der gleichsam ihren ganzen Raum erfüllet. Die Uebereinstimmung ist der Ruhepunkt, wo die Seele ihre Kräfte sammelt. Die Unordnung aber ermüdet, weil sie ins Unendliche fortgehet und nirgends stille stehet.

In den Theilen eines Körpers kann man einen Unterschied der Grösse, der Gestalt oder Zusammensetzung, des Raums und der Zeit gedenken, und wenn unter denselben eine Uebereinstimmung und Aehnlichkeit der Verhältnisse anzutreffen ist; so entstehet die Proportion oder das Ebenmaas, welches eine Vollkommenheit und Schönheit macht. Hieraus kann man die Regeln der Baukunst, der Mahlerey, der Musik, und anderer freyen Künste sehr richtig herleiten. In der Musik wechseln hohe und tiefe, geschwinde und langsame Töne mit einander ab, welche durch den Takt und die Akkorde vereiniget werden, und eine Harmonie hervorbringen. In der Mahlerey besteht die eigentliche Schönheit in dem Verhältniße des Bildes gegen das Original, und der übereinstimmenden Aehnlichkeit; dessen Vergleichung unsern Geist auf eine angenehme Weise beschäftiget.

Wenn man in der Baukunst die einzelnen Stücke, z. E. die Thür in die Mitte des Hauses setzt, so theilet man dasselbe dadurch in zwey Theile, die eine Gleichheit der Grösse haben. Wenn man ähnliche Stücke, deren mehrere sind, z. E. die Fenster in einer Reihe und in gleichen Entfernungen anbringt, so theilt man den ganzen Raum in so viel gleiche Theile, welche ein Ebenmaas unter sich haben.

Ein hoher Grad der Schönheit ist nicht genug, uns ein großes Vergnügen zu machen, sondern sie muß auch in einem richtigen Verhältniß gegen die Sinne stehen, folglich muß sie weder zu groß noch zu klein seyn; die Empfindung muß weder zu lange dauern, noch zu bald vorüber eilen. Je deutlicher sowohl der Unterschied als auch die Uebereinstimmung der Theile und Verhältnisse einer Sache durch die Sinne empfunden wird, desto größer wird das Vergnügen seyn. Sie muß also aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet werden. Denn wenn man sie von der unrechten Seite siehet, so verschwindet die größte Schönheit vor unsern Augen.

Laßt uns die Anwendung dieser Begriffe auf die Blumen machen, und versuchen, ob wir die Regeln daraus beweisen können, wornach die Blumisten ihre Schönheit beurtheilen. Die Ausübung vieler Künste ist der wissenschaftlichen Kenntniß derselben vorangegangen. Man hat eher Gebäude, als die Architektur, und eher Poesie, als die Poe-

tik gehabt. So sind auch gute Blumen und die Regeln derselben eher, als die Aesthetik derselben gewesen. Aber sie kommt nie zu spät, wenn sie nützlich ist.

Die Regeln betreffen theils die Gestalt, theils die Farbe der Nelken, und leiden mancherley Ausnahmen bey einer so großen Manigfaltigkeit der Sachen, als in dem Blumenreich ist. Es hätte mir sehr leicht seyn sollen, tausenderley Arten derselben zusammen zu bringen, wenn ich auch mittelmäßigen und schlechten Blumen das Bürgerrecht in meinem Garten hätte geben wollen. Und die Nelke hat diesen Vorzug vor der Tulpe, daß sie nicht so leicht ausartet, und sich verwandelt, ob solches gleich bisweilen auch geschiehet. Die Ableger sind dem alten Stock fast allezeit gleich an der Farbe und Mahlerey, und man hat daher noch heutiges Tages Blumen, die sich nun schon dreyßig Jahr erhalten haben, als der Joseph, die Rahel, der Salomo, u. d. g. Doch scheinet im Blumenreich das Gesetz der Natur eine Ausnahme zu leiden, daß die Arten und Gattungen der Dinge nicht untergehen. Man zeuget eine gute Nelke aus dem Saamen; man macht Ableger davon, und vermehrt sie; man erhält sie viele Jahre; endlich verliert man das ganze Geschlecht durch einen grausamen Winter, oder einen Zufall, und dann ist sie aus der Welt vertilget. Indessen kommen doch jährlich neue Arten wieder hervor, und wer

Kenntniß und Geschmack von dieser Sache hat, der wird seinen Schatz ins Unendliche vermehren können. Man wird auch endlich überdrüßig, eine Blume alle Jahre zu sehen, man läßt sie untergehen, und pflanzt eine andere an ihre Stelle. Sonderlich schicken sich die vielfarbigen Blumen sehr gut zum Saamen. Eine Blume, die gelb, purpur, inkarnat und grau hat, erzeuget keine andere, als diese Farben. Aber die Sälinge machen allerhand neue Zusammensetzungen und Bildungen derselben, und spielen wunderbar mit den Farben.

Regeln,

welche den Bau und die Gestalt der Nelken betreffen.

1) Die Größe ist eine wesentliche Schönheit der Nelken. Daher kommen alle einfachen, die fünf Blätter haben, in keine Betrachtung. Die Schönheit hat ihre Stufen, und obgleich keine zu verachten ist, so verdienen sie doch nicht alle gleiche Bewunderung. Die Größe bestehet aus der Menge der Theile, und bringt also eine grössere Manigfaltigkeit mit sich, welche zur Vollkommenheit erfordert wird. Eine Blume, die sehr schöne Mahlerey hat, verlieret ihren Werth, wenn sie klein wird, welches sonderlich geschehen kann, wenn sie in schlechte Erde gepflanzt wird, und eine mittelmäßige Blume kann gut werden, wenn sie eine

sonderbare Grösse erreicht. Diese Schönheit hat die Nelke, welche man den Salomo nennt, so lange im Werth erhalten, welche mehr als drey Zoll in der Breite hat.

2) Eine Nelke muß wohl gerundet seyn (bien arrondi), denn der Cirkel ist die vollkommenste unter allen mathematischen Figuren, indem der gleiche Abstand aller Puncte der Peripherie von dem Mittelpuncte eine angenehme Uebereinstimmung verursacht. Und darum hat der weise Schöpfer dieselbe für diese Blume erwählet, die er mit allen Schönheiten ausschmücken wollen. Folglich sind diejenigen Blumen, deren Knospe aufplatzt ehe sie aufgehet, nicht vollkommen, denn dadurch verlieren sie die Rundung. Man kann ihnen zwar nachhelfen, indem man die Knospe von allen Seiten mit einem kleinen Messer aufritzt, oder die Blätter der Blume mit einem Bande wieder mit einander verbindet, wenn sie aus einander fallen; aber sie bekommt nie die vollkommene Gestalt, als wenn sie von Natur wohl gerundet ist. Eine Knospe, die etwas lang, und als ein kleiner Finger dick ist, darinn also die Blätter Raum haben sich auszubreiten, verspricht eine regelmäßige Blume, und nichts übertrift darinn meinen Joseph, den kein Meßkünstler mit dem Cirkel regelmäßiger abzeichnen könnte, als er von Natur ist.

3) Es ist eine Schönheit der Nelke, wenn sie in der Mitte zwey krumm gebogne Hörnlein hat,

welche zu den Saamengefässen gehören, und einen zarten Staub an sich hängen haben, welcher auf die Pistillen niederfällt, die zwischen den Blättern verborgen sind, und dieselben befruchten, daher dieses auch die besten Saamenblumen sind *). Das doppelte Geschlecht der Pflanzen ist eine Entdeckung der neuern Zeiten, welches durch vielfältige Erfahrung bestätiget ist. In einigen Pflanzen ist es auf unterschiedenen Stauden, in andern zwar auf einer Staude, aber in unterschiedenen Knospen, in der Nelke aber ist es in einer Blume bey einander. Wenn sich diese Hörnlein fein hoch über die Blume erheben, sich regelmäßig zusam-

*) Die krumm gebogenen Hörnlein in der Mitte der Nelke sind nicht das männliche Werkzeug des Saamens, sondern das weibliche, und erzeugen den Blumenstaub nicht, sondern empfangen ihn von den zwischen den Blättern befindlichen Staubfäden, oder Filamentis, wie sie Linnäus nennet. Sie beugen sich deswegen krumm, um den Blumenstaub aufzufangen, wenn er durch den Wind von der Anthera oder dem obern Theil der Staubfäden aufgejagt, oder durch eine Bewegung losgerissen wird, und leiten ihn durch die Pistille, welche das krumm gebogene Hörnlein ist, in den Uterum und den Eyerstock, in welchem der Saamen liegt. Es ist also unausbleiblich, daß sich der Blumenstaub von einer Nelke in die andre insinuiren müsse, wenn sie bey einander stehen, oder die Blumen über einander gerüttelt werden. Auf diese Art sind die Palmen befruchtet worden, an denen man zuerst das unterscheidende Geschlecht der Pflanzen entdecket hat.

Berichtigung des Verfassers.

menbeugen in der Form einer Schneckenlinie, und eine Art des funkelnden Glanzes haben; so machen sie an sich einen schönen Theil der Blume aus. Und weil sie in der Mitte stehen, so erleichtern sie dem Auge die Ausmessung des Ganzen, und bestimmen den Punkt genau, nach welchem sich der ganze Umfang richtet.

4) Eine Nelke ist schön, wenn sie den Abschnitt einer Kugel (sectionem sphæricam) vorstellet, deren Höhe ohngefähr dreymal in der Breite enthalten ist, oder wenn sie wie ein etwas niedergedrucktes Gewölbe aussiehet. Hogarth, ein englischer Mahler, nennet dieses die Linie der Schönheit, und beweißt es mit vielen Exempeln, sonderlich aus dem Bau des menschlichen Leibes. Denn da findet das Auge mehr Verhältnisse auszumessen, als bey dem blossen Cirkel, und die Seele sucht in Gedanken den Mittelpunkt der Kugel, welches sie auf eine angenehme Art beschäftiget. Diese Schönheit habe ich im vorigen Jahre an einer Blume in der größten Vollkommenheit gefunden, die ich unter dem Namen, Miraculum Europæ, erhalten habe, den sie auch in der That führet. Sie ist die größte, die ich gesehen habe, so regelmäßig gewölbet, als wenn sie in eine Form gegossen wäre, und dabey so akkurat gezeichnet, daß 50 und mehr Blätter, eins wie das andere, gelb mit einer blauen Einfassung holländisch gezeichnet sind. Ich küsse sie bisweilen, wenn ich sie sehe, und sie ist der Phö-

nix meines Gartens. Doch platzen die Knospen dieser Art kugelförmiger Nelken gern, wenn sie aufgehen, weil sie nicht im Stande sind, die Menge der Blätter zu fassen, welche mit Macht hervor dringen, das schöne Gebäude zu formiren. Man muß also die Blätter etwas akkomodiren und zurecht legen, doch nicht mit der blossen Hand, denn das verträgt eine Nelke schlechterdings nicht, und der Ort, wo man sie angefaßt hat, ist nach wenig Tagen, als wenn er verbrannt wäre, vielleicht weil man das zarte Gewebe der Blätter zerdrückt hat, oder weil sie die Ausdünstungen des menschlichen Leibes nicht vertragen können. Bisweilen muß man die grüne Einfassung der Knospe rund herum mit einer zarten Schere ganz hinweg schneiden, wenn sich die Blätter recht auswickeln, und aus einander legen sollen. Wenn man die Blätter beym Akkommodiren verletzet, so entstehet aus dieser Wunde eine Fäulniß, die die ganze Blume verdirbt, und also muß man behutsam seyn. Der Schöpfer hat uns sowohl bey dem Bau des Feldes, als des Gartens, etwas selbst zu thun aufgegeben, damit wir eine anständige Beschäftigung haben. Er hätte die Sachen durch seine Allmacht in der Gestalt hervorbringen können, darein sie der Mensch durch seine Arbeit setzt. Aber wir sollten nicht müßig und keine blosse Zuschauer, sondern Mitarbeiter zur Vollkommenheit der Geschöpfe werden, sowohl in der Geister- als in der Körperwelt.

5) Eine Nelke muß sich wohl legen, wenn sie schön seyn soll, das heißt, die äusersten Blätter am Rande müssen einander an Größe und Gestalt gleich seyn, die inwendigen aber in gleichen Verhältnissen an der Länge nach dem Kelch zu dergestalt abnehmen, daß sie lauter Cirkel vorstellen, die auf einander liegen, und nach dem Mittelpunkt zu immer enger werden, so, daß die obern von den untern nur ein paar Linien sehen lassen. Diese Bildung macht eine sehr angenehme Regelmäßigkeit, die das Auge ungemein belustiget. So siehet man die Mahlerey nur in so fern, als nöthig ist, die Neugierigkeit zu reizen, auch das zu sehen, was verborgen ist. Die Schönheit versteckt sich halb, wie die Schäfer in des Virgils

et fugit ad salices et cupit et se cupit ante videri.

Ich habe nur zwey Blumen gesehen, die diese Eigenschaft in ihrer größten Vollkommenheit gehabt, und daher von ihren Besitzern sehr hoch gehalten worden.

6) Eine Blume, welche den Bau einer Centifolienrose hat, und deren Blätter inwendig gebeugt sind, so, daß sie wie die Haarlocken auf einander liegen, ist sehr hoch zu schätzen. Denn diese Beugung der Blätter verbirget zwar einen Theil der Farben, sie macht aber in der Blume selbst einen angenehmen Schatten, welcher die Mahlerey

erhöhet, indem er das Licht etwas mäßiget. Selten erreichet diese Art Nelken eine merkliche Größe, indem die Beugung das Blatt verkürzet. Doch besitze ich die größte dieser Art, die ich gesehen habe, den Ikarus, der zwey Zoll breit ist.

7) Es giebt auch eine schöne Unordnung in dem Baue der Nelken, die zwar wohl gerundet und in der Mitte erhaben sind, aber die Blätter selbst haben ein jedes seine besondere Stellung und Lage. Einige sind zusammen gefalten, andere ausgebreitet, einige inwärts, andere auswärts gebeuget, einige liegen, andere stehen aufrecht. Diese verwirrten Theile machen ein sehr ordentliches Ganze aus, und das Auge hat das Vergnügen, seine Geschicklichkeit in der Meßkunst an einer etwas schweren Aufgabe zu üben. Es wird durch die krummen Hörnerchen zurecht gewiesen, welche diese Art Blumen haben, den Mittelpunkt desto leichter zu finden. Man siehet in den Hölen und Vertiefungen der Oberfläche, welche die unterschiedene Stellung der Blätter machen, eine Mischung von Licht und Schatten, welche die Farben mäßiget, daß sie strahlen ohne zu blenden. So siehet mein Prinz von Oranien und Moritz aus, welche eines jeden Auge an sich ziehen.

8) Man hielt vor einigen Jahren diejenigen Nelken für schön, deren Blätter nicht ausgezackt, sondern gleichsam rund herum abgeschnitten waren. Dieses war ein Vorurtheil, welches man ver-

lassen hat. Wenn die Zacken oder eingeschnittenen Spitzen der Blätter zu lang sind, so verursachen sie ein Gewirre, welches einen Uebelstand macht, und wie ein loderndes Haar aussiehet. Das ist ein Fehler an der alten Blume, die man Barthans nennt. Aber ein wenig ausgezackt läßt nicht übel, und macht eine Mannigfaltigkeit mehr, welche die Einheit des Ganzen nicht hindert.

Regeln,

die Farben der Nelken betreffend.

Ich muß zuerst einige Kunstworte der Blumisten erklären, damit ich mich kürzer ausdrücken, und doch verstanden werden möge. Durch die Kenntniß derselben unterscheidet sich ein gelehrter Blumist von einem gemeinen Gärtner, und weil sie einmal eingeführet sind, so kann man derselben nicht unwissend bleiben.

Eine Farbenblume hat nur eine Farbe, welche durch das ganze Blatt bis in den Kelch gehet.

Eine Picotte hat zwey Farben. Die eine nennet man die Grundfarbe, welche die eigentliche Farbe des Blatts ist, z. E. gelb oder weiß. Die andere ist die Illumination, damit die Grundfarbe gleichsam übermahlet ist, z. E. roth oder grau. Diese darf nicht in den Kelch gehen, sondern muß rund herum am Rände bleiben.

Ein Pikott Bizard hat drey Farben, die Grundfarbe und eine gedoppelte Illumination, welche aus zarten Strichlein bestehet, z. E. zweyerley roth, welches ebenfalls nicht in den Kelch gehet.

Ein Bizard hat zwey, drey oder mehr Farben, welche in den Kelch das Blatt herunter in die Länge gehen, und die Grundfarbe stark illuminiren.

Eine Konkordie hat zweyerley roth, z. E. eine hellrothe Grundfarbe, und starke dunkelrothe Striche.

Ein Feuerfax hat zwey Farben, die einander nahe kommen. In der Mitte des Blatts ist z. E. eine purpurrothe Flamme, welche um sich her an Stärke abnimmt, und sich in hellroth allmählig verlieret und auflöst, damit das ganze Blatt tingirt ist, als wenn man einen schwarzen Fleck von Tusch auf ein Papier macht, und den Tusch um den Felck her verdünnet, so, daß er wieder ins weiße fällt.

Eine Fameuse nennet man, die auf der untern Seite des Blatts weiß, auf der obern aber roth ist, und zwar so, daß gegen den Rand zu die Farbe etwas verdünnet ist, und wie Tuscharbeit, sich in weiß auflöset.

Eine kleine Bemerkung muß ich hier beyfügen, die ich durch das Mikroskopium gemacht habe, nemlich, daß die Farben der Blumen aus kleinen

Bläslein entstehen, die mit einem kolorirten Saft angefüllet sind, und sehr nahe an einander liegen, so, daß sie eine Reihe ausmachen.

Nun will ich die Regeln anführen:

1) Alle Farbenblumen sind schlecht. Denn es fehlet ihnen die Mannigfaltigkeit, welche zur Schönheit nöthig ist. Kein Kenner wird den schmuzigen Koch pflanzen, welches eine sehr dunkelrothe Blume ist. Doch kann eine andere Vollkommenheit den Mangel der Farben ersetzen. Der Rose-noble ist eine Farbenblume, die man gelten lassen kann, weil sie überaus groß ist, und die liebliche Farbe der Rose hat. Die Centifolienrose behält immer ihren Werth, ob sie gleich nur eine Farbe hat, wegen ihres lieblichen Geruchs, sanfter Farbe, und regelmäßigen Baues. Der Patriarch ist zwar ganz grau, oder vielmehr silberfarbig, wenn er etwas alt wird, aber dabey sehr groß, ein sehr schöner sphärischer Abschnitt, mit einem feinen Hörnlein in der Mitte gezieret, und die Blätter haben einen funkelnden Glanz, als wenn sie mit Diamantstaube bestreuet wären. Ist er nicht werth, in der Reihe schöner Blumen zu stehn?

2) Die Schönheit einer Pikotte bestehet überhaupt in der Regelmäßigkeit der Zeichnung. Die Grundfarbe muß durchaus rein und von der Illumination unterschieden seyn, z. E. weiß als

Schnee, oder gelb wie reines Wachs. Wenn also die Illumination in die Grundfarbe nur etwas einfließt, z. E. die Illumination ist roth, und die Grundfarbe ist röthlich, so ist die Blume schlecht; sie fängt an auszuarten, und wird bald eine Farbenblume werden, welches von einer allzu fetten oder allzu magern Erde entstehet. Durch diese Vermischung wird der Unterschied der Farben und der angenehme Kontrast verhindert, der ein wesentliches Stück der Schönheit ist.

3) Eine Pikotte oder Pikott-Bizard, die mit zarten Strichlein gezeichnet ist, ist derjenigen vorzuziehen, welche allzu stark tingirt ist. Denn bey dieser letzten ist gemeiniglich einige Unordnung in der Zeichnung anzutreffen, und die Illumination ist von der Grundfarbe nicht gehörig unterschieden. Die Serenitas Cœli ist weiß, und hat um jedes Blatt eine himmelblaue Einfassung nicht breiter als ein Faden, und etwa ein oder zwey Strichlein in dem Blatt, und fällt also sehr schön in die Augen. Ich habe einen gelben Pikott-Bizard verlohren, dessen purpurfarbene und hellrothe Strichlein so fein waren, als ob sie mit einem Haar gezeichnet wären. Durch diese Feinheit der Zeichnung hat sich der Cuperli Bassa, oder Oberaufseher der türkischen Gärten, welcher gelb und eine karmosinfarbene zarte Einfassung hat, nun seit zwanzig Jahren im Ansehen erhalten, und es besitzet ihn fast ein jeder Blumist in Erfurt.

4) Die holländische Zeichnung ist eine ungemeine Schönheit einer Pikotte. Sie bestehet in einem Strich in der Mitten, der durch das Blatt gehet, und einige zur Seiten hat, die zusammen einen Keil oder spitzigen Winkel formiren. Dieselbe theilet das Blatt in zwey gleiche Theile, wie die Nase das Gesichte, und erleichtert also die Ausmessung derselben. Sie stellet eine mathematische Figur vor, welches eine neue Mannigfaltigkeit in der Blume ist. Die Seele mißt also den Winkel des Blatts zugleich mit dem Cirkel der Blume. Sie findet ein Exempel in der Regel der Proportion, daß die einzelnen Theile in der Mitte stehen müssen. Dadurch unterscheidet sich meine Innocence, die sehr weiß mit einer karmosinrothen Farbe eingefaßt, auf jedem Blatt mit zweyerley rother holländischer Zeichnung geschmückt, und wie eine Rose gekrümmet ist.

5) Farben, welche eine nahe Verwandtschaft mit einander haben, stehen schön bey einander in einer Pikotte, wenn sie gehörig von einander unterschieden sind, und nicht in einander fließen. Folglich läßt die Rosenfarbe schön in weiß, und inkarnat in gelb. Denn die Rose hat das gelindeste und sanfteste roth, welches an das weiße grenzet, das inkarnat aber, kommt dem gelben näher. Sie machen ein Verhältniß, welches leicht einzusehen ist, und harmoniren schön zusammen. Ich habe eine Blume von so glänzendem Weiß ge-

habt, das schöner als ein Atlaß funkelte, mit einer zarten rosenfarbenen Kante eingefaßt, an welcher nicht ein Fehlstrich war, deren Verlust ich noch jetzt beklage.

6) Sehr helle und sehr dunkele Farben kommen gut zusammen in einer Pikotte, denn sie machen einen angenehmen Kontrast, und stechen gut ab gegen einander. Diese Regel scheinet der vorhergehenden zu widersprechen. Denn wenn verwandte Farben schön zusammen lassen, so müssen wohl weit entfernte häßlich aussehen. Allein die Schönheiten sind nicht von einer Art. Es ist im Reich der Natur wie im Reich der Wissenschaften, und in der Mahlerey wie in der Musik. Die allzu einförmige Harmonie ist eckel, und die allzuwidrigen Töne klingen rauh und hart. Es giebt also schöne Akkorde, und schöne Dissonanzen. Die vorige Regel beschreibt Nelken, die jenen ähnlich sind, die gegenwärtige aber andere, die zu diesen gehören. In jenen entstehet das Vergnügen aus dem Anblick der großen Aehnlichkeit bey allem Unterschiede, in diesen aus der Empfindung des grossen Unterschiedes bey aller Aehnlichkeit, und beyde sind schön in ihrer Art. Wenn also nicht alle diejenigen Windbeutel wären, die von schwarzen Nelken sprächen, so wäre es gut, schwarz mit weiß zu haben. Weil solches aber nicht in der Welt ist, so behelfe ich mich an statt dessen mit einer sehr

hellweis-

hellweißen Nelke, die eine sehr dunkelrothe Einfassung hat, und die ich den Herkules nenne.

7) Man macht sehr viel aus einer gelben Pikotte mit einer grauen Einfassung, die ich Flavia Kana nenne. Ich kann nicht sagen, daß sie schön ist, vielmehr hat sie etwas mattes an sich. Aber sie ist bis jetzt noch sehr selten, und wenige Blumisten haben sie in dieser Gegend gesehen. Man muß dem Vorurtheil etwas zu gute halten, und auch etwas vor die Raritätenkrämer haben.

8) Eine der größten Schönheiten der Pikotte ist die Uebereinstimmung der Illumination auf allen Blättern. Je voller sie ist, und je mehr Blätter sie hat, und je genauer das Verhältniß der großen gegen die kleinen beobachtet worden, desto vollkommener ist sie. Es muß auf einem kleinen Blättlein in der Mitte eben die Zeichnung als auf einem großen am Rande seyn, und diese muß sich genau nach der Proportion des Blatts richten. Nichts übertrift in diesem Stücke das Mirakulum Europä, dessen ich oben gedacht habe. Man wird unter beynahe fünfzig Blättern keinen Unterschied als die Größe finden. Man vergißt beynahe, daß sie ein Werk der Natur sey, und kommt auf die Gedanken, daß sie der vorsichtigste Mahler illuminirt habe. Muß nicht das Auge diese angenehme Uebereinstimmung mit Vergnügen empfinden?

9) Die Vollkommenheit eines Bizards bestehet in einer schönen Unordnung, welche sich über

alle Regeln hinaus zu setzen scheinet. Sie folget wie der Geist der Ode einer aufgebrachten Einbildungskraft, und häuft Farben auf Farben, wie dieser Gedanken auf Gedanken. Man kann die wunderbare Mischung der Farben kaum begreifen, welche uns diese Art Blumen zeiget, und die Natur spielt hier mehr als irgend in einem andern Geschöpfe. Indessen ist eine reine Grundfarbe an einem Bizard sowohl eine Schönheit, als an einer Pikotte, weil sie die Illumination deutlicher unterscheidet. Ein schönes Weiß und hohes Gelb erhöhet die dunkeln Farben der Illumination ungemein, und fällt prächtig ins Auge.

10) Wenn man eine Regelmäßigkeit dabey annehmen will, so müssen die langen Streifen der Farben, die das Blatt herunter in den Kelch gehen, einander gleich seyn, in gleicher Entfernung von einander abstehen, und nicht sehr mit kleinen Flecken interpunktirt seyn. Dieses macht eine Reinlichkeit der Arbeit, die an dem Magister hervorleuchtet, dessen purpurrothe Streifen das weiße Feld mit einem gleichen Fluß durchstreifen. Folglich ist es ein Fehler, wenn hier und da große Flecken in einer Blume sind, die ein halbes Blatt bedecken, oder viel kleine Punkte hier und da eingestreuet sind, welche eine Verwirrung machen. Zu viel Farbe von einer Art oder an einem Ort, kann eine Blume sowohl verderben, als eine Rede oder ein Gedicht.

11) Die Menge der Farben ist ein Zierrath eines Bizards, dadurch er den Mangel der regelmäßigen Zeichnung ersetzt. Denn dieselbe macht eine Mannigfaltigkeit, die das Auge belustiget. Die vierfarbigten werden daher für die besten gehalten. Sind ihrer weniger, so müssen sie gut gemischt seyn, und die Blume muß anderweitige Schönheiten haben, wenn sie etwas gelten soll. Der Vulkanus ist am Rande aschgrau, und in der Mitte an dem Kelch feuerfarbig. Aus demselben fahren die rothen Flammen in das Graue wild herein, und erleuchten dasselbe, so, daß die Blumen zu brennen scheinet, und wie schön läßt dieses! Die Rahel vermischt ein glänzendes Rosenroth mit einem blendenden Weiß, und bezaubert einen jeden, der sie siehet.

12) Die feine Vermischung der hellen Farben, z. E. gelb, inkarnat, und purpur in der Galathea, macht ein sanftes Kolorit, welches das Auge erquicket, und mehr angenehm als prächtig ist. Man hat das Blümchen lieb, ohne es eben zu bewundern, und wenn uns die stolzen Prahler ermüdet haben, so ruhet man sich wieder bey ihm aus, und ergötzet sich an seiner bescheidenen Miene.

13) Eine kühne Verbindung dunkler Farben, z. E. gelb, karmosin, violet und dunkelroth in dem Herzog von Marleborough macht einen Kontrast, der uns in Verwundrung setzt, das Auge an sich reißt, aber es niemals sättiget, weil wir

nie im Stande sind, die Mannigfaltigkeit zu erschöpfen. In der Krone von Japan sind die Farben grau, kupferfärbig, hochroth und purpur dergestalt stark aufgetragen wie in mosaischer Arbeit, und wenn man sie eine halbe Stunde betrachtet, so hat man noch nicht alles gesehen, was sie Sonderbares hat. Und diese Art wird für die vortreflichste unter allen Bizards gehalten, so wie man auch die dunkeln Farben unter den Tulpen vorziehet.

14) Die Tuscharbeit ist eine sonderbare Schönheit eines Bizards. Diese ist der eigentliche Charakter der Luiker Aurikel. Man hat deren einige, die inwendig um das Auge herum purpurroth sind, und gegen das Blatt oder den Rand zu nimmt die Farbe allmählig ab, und wird hellroth oder rosenfarbig. Andere sind um das Auge dunkelblau, und fallen ins himmelblaue gegen das Blatt. Mit der Nelke ist es umgekehrt. Sans Pareille ist ein gelber Bizard mit rothen Streifen. Diese sind auswendig am Rande des Blatts dunkelroth, und gegen den Kelch zu ins hellrothe ausgetuscht. La Superbe ist ein gelber Bizard mit violetten Streifen, welche sich gegen den Kelch ins hellblaue verlieren. Dieses ist eine Gradation der Farben, die dem Auge eben so angenehm ist, als das Steigen oder Fallen der Töne dem Ohr. Die Sinne messen dabey die Verhältnisse der Stufen gegen einander, und finden ihre Proportion

mit einem Vergnügen, welches nicht ausgedruckt werden kann.

15) Man macht sehr wenig aus einer Konkordie, weil ihre Farben allzu einförmig und allzu nahe mit einander verwandt sind, indem beyde zu einer Klasse gehören. Diejenigen, welche einen ziegelfarbnen Grund und dunkelrothe Streifen haben, sind die schlechtesten, und rühren sehr wenig das Auge. Besser ist der Schach Nadir, welcher sehr regelmäßige Karmosinstreifen in einem schönen Ponceaugrunde hat, und sich durch die Größe sonderlich erhebet. Man hat auch eine Art grauer Konkordien, deren Grund aschfarbig, und wenn sie alt werden, silberfarbig, die Illumination aber in langen Streifen kupferfarbig oder kapuzinergrau ist, welche man sonst unter die Bizards gerechnet hat. Wenn aber eine Konkordie, der Etymologie nach, eine Blume ist, darinn die Grundfarbe mit der Illumination sehr genau übereinstimmet, so kann man sie vielmehr hieher rechnen. Diese Blumen haben, wie alle graue, wenn sie jung sind, den Thau in kleinen sichtbaren Tröpflein fast den ganzen Tag auf sich liegen, und sind mit zarten Perlein besäet, welche man an andern nur des morgens findet. Das zeigt an, daß ein reicher Ueberfluß und Bewegung der Säfte in denselben anzutreffen ist, welche eine überflüßige Ausdünstung und einen Schweiß hervorbringt. Und daher kommt es auch, daß die grauen Nelken über-

all stärker riechen als andere, dadurch ihnen die Natur den Mangel der Pracht und Schönheit ersetzen wollen, weil die graue Farbe der schwarzen näher kommt, welches eigentlich gar keine Farbe ist, weil sie die Lichtstrahlen ganz verschlingt und nicht reflektirt.

16) Der Feuerfax gehöret ebenfalls unter die mittelmäßigen Blumen, weil seine Schönheit sehr einfach ist, und er beynahe nur eine Farbe hat. In dem großen Garten des Schöpfers, darinn alle Arten und Stufen der Vollkommenheiten seyn müssen, findet sie sehr wohl statt; aber ein Blumist, qui custos est pauperis horti, und der sich auf eine ausgesuchte Sammlung befleißiget, kann wohl was bessers pflanzen. Wie es aber unter den Menschen ist, so ist es auch unter den Blumen.

Du hast das nicht, was andere haben,
Und andern mangeln deine Gaben.

Gellert.

Diese Blumen haben alle einen starken Glanz wie ein Atlaß, und daher führen sie vielleicht den Namen. In der Mitte des Blatts ist gleichsam eine Flamme, welche ihren Glanz um sich her ausbreitet, und je feuriger dieselbe ist, desto schöner ist die Blume. Ich besitze einen Feuerfax, den Prinz Moritz, welcher in der Mitte eines jeden Blatts eine blaue Flamme hat, die sich in gelb verlieret,

und deswegen hoch zu achten ist, weil die blaue Farbe bis jetzt noch selten ist unter den Nelken.

17) Vor diesem stunden die Fameusen in großen Ansehn, sonderlich diejenige, welche man la plus belle nennet. Sie sind von einander nur in den Graden der rothen Farbe unterschieden, und man lobet diejenigen vorzüglich, welche ein hohes Roth haben. Heutiges Tages achtet man sie wenig, ob man gleich in eine Flor wohl eine oder zwey aufnimmt, um von allen etwas zu haben. Man hat in den neuern Zeiten viel schönere Produktionen im Blumenreich, die die alten sehr verdunkelt haben, und es scheinet das Reich der Natur sowohl, als das Reich der Wissenschaften mächtiger und vollkommener geworden zu seyn. Die Schätze der Natur sind unerschöpflich, und es fehlet nur an Köpfen, die sie suchen, und an Händen, die sie graben. Man säet in Holland ganze Äcker Nelken, und ist zufrieden, wenn man nur einige gute darunter bekömmt. Die schönen vielfarbigen Bizards geben immer neue Zusammensetzungen, und nachdem man die schönen holländischen Zeichnungen hat kennen lernen, achtet man die Konkordien und Fameusen sehr wenig. Man muß den Blumen zehn bis zwanzig Jahre treu seyn; man muß immerfort das Schlechte ausmerzen, und das Gute vermehren, so bekömmt man endlich eine ausgesuchte Sammlung, die einer ganzen Gegend zur Zierde dienet. Aus diesem Schatz kann

man seinen Freunden eine Anlage mittheilen, und Kolonien ausschicken, die das Reich der Blumen erweitern. Eine außerordentlich schöne Blume verlieret den Werth nicht, wenn sie ein andrer besitzet; aber das Mittelmäßige muß rar seyn, sonst ist es allemal schlecht.

Wenn ich an mein Vergnügen viel Geld wenden könnte, so würde ich zur Zeit der Nelkenflor einen geschickten Mahler halten; oder wenn ich von meinen Geschäften so viel Zeit entbehren könnte, so würde ich noch in meinem Alter mahlen lernen, um die schönsten Nelken meiner jährlichen Flor zu mahlen, und dadurch ihr Andenken zu verewigen. Dieser Gedanke entzückt mich im Geist, und es ist schade, daß ich mich nur an der Einbildung desselben vergnügen muß. Ich habe neulich eine Probe eines solchen gemahlten Nelkenkatalogus gesehen, daran ich mich mehr, als an einer Bildergallerie, ergötzt habe. Ein Freund hatte den Kern seiner Flor auf sehr feines Papier nur mit Wasserfarben mahlen lassen. Sonst verfertiget man die Nelkenkatalogen nur aus den Blättern derselben, die man zur Zeit der Flor etwas anwelken läßt, und hernach mit Gummi Arabicum aufklebt. Allein diese Blätter verschießen sehr, die Farben verändern sich und verlieren sich zum Theil gar, z. E. das Rothe in dem Grauen, und man muß daher die Farben dem Blatt an die Seite schreiben, wenn der Katalogus deutlich und zuverläßig

seyn soll. Man kann daraus von der Größe, der Lage und dem Bau gar nicht urtheilen, welches doch ein ansehnlicher Theil der Schönheit ist. Allein ein gemahlter Katalogus bewahret die Farben treulich und unveränderlich; er stellet ihre Größe und ihren Bau nebst den Hörnlein in ihrer ganzen Schönheit vor. Dieses sind unsere lieben Kinder, an welchen wir ein väterliches Wohlgefallen haben, und deren Bildniße wir noch immer gern sehen, wenn sie auch längst erstorben sind. Das Andenken derselben ist eine Dankbarkeit für das Vergnügen, das sie uns in ihrem Leben gemacht haben. Durch Hülfe eines solchen Katalogus kann man die Freude des Sommers auch im Winter genießen, man hat einen Garten in der Stube, darein man seine Freunde führen, und ihnen ein Vergnügen machen kann. Man kann seine Ehrlichkeit bey dem Umsatze, dem Handel und Geschenke beweisen, und diejenigen, mit denen man tauscht oder handelt, zum voraus durch die Hoffnung dessen, was sie ins künftige sehen werden, vergnügen.

Wenn man die vorhin angeführten Grundsätze der Schönheit darzu nimmt, so kann man über die Blumen ein Kollegium, wie ein Professor über seine Bibliothek, lesen, um Blumisten von Geschmack und Wissenschaften zu ziehen, welche gleichsam eine unsichtbare Kirche ausmachen, die nicht vergehen muß auf Erden. Man kann das

vergängliche Geschlecht der Blumen dadurch verewigen, und wenn ja eine gute Blume mit ihrem ganzen Geschlecht aussterben sollte, das Andenken derselben zum Preiße ihres Schöpfers und zur Freude der Menschen für die Nachwelt erhalten. Wenn man einmal eine Anlage hat, und der Stamm der Flor gemahlt ist, so kann man jährlich hinzu fügen, was man neues hat, und das Stemma der Nelken fortsetzen. Man kann dabey anmerken, von welcher Saamenblume eine Nelke entsprossen ist, und ein Geschlechtsregister, wie die Araber von ihren Pferden halten. Ein Gärtner und Blumenhändler, der einen solchen gemahlten Katalog führte, könnte vielleicht manchen verführen, mit ihm zu handeln, und die Raserey erneuern, mit welcher man, als die Tulpen aufkamen, sie zusammen kaufte, und grosse Summen vor eine Zwiebel bezahlte. Eine Nelke ist viel leichter zu mahlen, als eine Tulpe. Die Schönheit dieser letzten ist tief in dem Kelch verborgen, und man kann sie nicht durch die Mahlerey ans Licht ziehen. Man muß sie blühend sehen, wenn sie bey warmen Sonnenschein ihren Schatz aufthut, um von ihrer Schönheit zu urtheilen. Aber die Mahlerey der Nelke ist auf ihrer Oberfläche, und kann dem Auge sehr deutlich vorgelegt werden. Und nichts ist reizender und schöner, als eine treue Abbildung derselben. Man verliebt sich darein eben so sehr, als in die Blume selbst, und die Neigung zur Mahlerey kann sehr

leicht die Liebe zum Original einflößen. Es giebt Leute, die eine sehr beschäftigte und arbeitsvolle Lebensart führen, und sich der Blumen nur zu ihrer Ergötzung in den Erholungsstunden bedienen. Diese werden zu dieser Mahlerey keine Zeit haben, und wenn sie bisweilen die Blätter der Nelke zurechte legen, und einer Knospe nachhelfen, die aufplatzen will, so wird ihre Arbeit wohl geschehen seyn. Es giebt aber andere, die der Himmel mit Gütern gesegnet hat, daß sie nach ihrem Gefallen leben können, und nicht nöthig haben, sich mit mühsamen Bedienungen abzugeben. Könnten sich diese anstatt eines schlechten Zeitvertreibs nicht das Vergnügen machen, die schönsten Werke der Natur zu kopiren und aufzubehalten? Sie könnten denjenigen vorarbeiten, die auch gern an den Annehmlichkeiten des Blumenreichs Theil nehmen wollten, und doch die Zeit nicht haben, sie sorgfältig und lange zu suchen. Sie würden die Schätze des Vergnügens für diejenigen bereit halten, die dem Vaterlande mühsame Dienste leisten, und von deren Geschäften sie selbst Nutzen haben. Ein Kind, das etwas natürlichen Witz und Genie zur Mahlerey hat, wird diese Kunst gar leicht begreifen, wenn es einige Anweisung erhält. Dieses kann ihm zu einer Ergötzlichkeit nach ernsthaften Unterweisungen dienen, und es mit den Jahren darinn zu einer großen Vollkommenheit bringen. Und welch ein schöner Zeitvertreib für

junges Frauenzimmer, dem man zum Behuf der Nähekunst einigen Vorschmack von der Mahlerey zu geben pflegt, um das Blumenwerk, das sie nähen, selbst zu zeichnen! So kann ein glücklicher Vater eine schöne Mahlerin im Hause haben, die gleichsam das Protokoll seines Blumengartens führet. Man muß den Kindern, sobald sie nur zu denken anfangen, Empfindungen des Schönen, des Erhabenen, des Wunderbaren beybringen. Ihre Einbildungskraft wird alsdann mit angenehmen und nützlichen Bildern bereichert, die sie wohl zusammen setzen, und also schön denken lernen. Diese Mahlerey der Blumen giebt dazu eine vortrefliche Gelegenheit; sie haben hier ein Bild von sich selbst, welches sie an ihre Glückseligkeit und Vergänglichkeit erinnert.

Gedoppelte Zusätze.

„Ich habe im Sommer 1761 einen großen Vorrath der englischen Nelken, sonderlich in dem herzoglichen Lustgarten zu Gotha und Friedrichswerth gesehen. Der Charakter derselben bestehet in einem sehr feinen und zarten Gewebe des Blatts, welches sich zu unsern gemeinen Nelken, wie das beste Postpapier zu gemeinem Papier verhält. Man bemerket solches schon am Gefühl, indem man das Blatt angreift, welches ungemein weich, und so dünne als ein Rosenblatt ist. Die Grundfarbe ist ein blendendes Weiß, welches wie ein kaum gefallener Schnee glänzet, und ich habe keine gelbe gesehen, die ich wegen der Feinheit des Blatts unter dies Geschlecht rechnen könnte. Die Illumination bestehet bey den meisten aus sanften und frischen Farben, dergleichen sind Rosen- und Fleischfarbe, blaßviolet, hellroth und himmelblau. Die Form des Blatts war sehr wohl gerundet und bey den meisten ganz ohne Zacken; doch erhob sich der Bau der Blume nicht sonderlich in der Mitten, legte sich aber desto besser, und die Blätter waren nach gleichen Verhältnißen nach dem Mittelpunkt zu verkürzt. Ich bitte meine Leser um Erlaubniß

die besten Exempel davon anzuführen und zu beschreiben.

Die blaue Flagge ist eine weiße Pikotte, mit einer himmelblauen oder hellvioletten Einfassung, holländisch gezeichnet. Die Illumination ist als ein dünner Faden um das Blatt herum gelegt, aus welcher ganz zarte Strichlein nicht länger und dicker als eine Nadelspitze von aussen her in das Blatt hineinstechen, gegen die Mitte des Blatts aber sich verlängern, und einen recht keilförmigen holländischen Strich ausmachen. Das Ansehen des Blatts ist also sehr reinlich und von einer einnehmenden Simplicität. Es hat zwar ganz zarte Zäcklein am Rande herum, ist aber doch wohl gerundet. Die Blume ist an sich selbst sehr groß und fällt reizend in das Auge.

Die Königin von England ist sehr weiß mit rosenfarbnen Strichen, und hie und da darzwischen gezeichneten Strichen von Karmosin, welche schön kontrastiren. Man kann keinen so freundlichen und lachenden Bizard sehen, als dieser ist. Das Blatt ist im Katalogus über anderthalb Zoll breit und ganz rund abgeschnitten.

Die Prinzeßin von Nassau-Weilburg, hat wie die vorigen, eine weiße Grundfarbe und breite, hell und dunkelrothe Streifen, die mit zarten Strichlein interpunktirt sind, und ist von mittlerer Größe.

Die gemeinste Art hat breite rosenfarbne Flecken, zwey oder drey in weißem Grunde, die etwas unregelmäßig, und wohl bisweilen mit etwas Violet vermischt sind. Die Rose invincible aber ist sehr regelmäßig bannagirt, und die rosenfarbnen Streifen laufen in gleicher Entfernung und mit gleichem Strom durch das weiße Feld dahin.

Ich bin sonst eben kein Freund von den Konkordien, doch habe ich zwey unter den englischen gefunden, die mir sehr wohl gefallen haben. Die eine war die Concordia Imperatrix, welche einen dunkelrothen Grund hatte, der als ein Samme glänzte: in demselben sahe man zwey purpurfarbne Streifen, eine Linie oben breit, und nach dem Kelch spitzig zulaufend, welche eine ungemeine Pracht verursachten. Das Blatt, als wenn es mit dem Cirkel abgerundet wäre. Die andere war Cerise agreable, roth als eine spanische Kirsche, wenn sie anfängt zu reifen, im Grunde mit zwey dunkelrothen breiten und zugespitzten Streifen.

Der englische Greiß war weiß, und aus dem Kelch fuhren in das Blatt graue zerstreute Streifen, die mit etwas Roth untermischt waren, das sich vielleicht nach und nach ins Graue verwandelte, die einzige von dieser Art, die ich gesehen habe.

Eine röthlich gestreifte Fameuse, war sehr ausgezackt, und hatte kein übeles Ansehen.

Es hat das vorige Jahr einen großen Reichthum von gelbgrauen Nelken hervorgebracht, durch die Erfindung, deren ich in der Abhandlung von der Vegetation der Pflanzen gedacht habe, und ich will die besten Arten davon anführen.

Ich habe eine Flavia cana prima gesehen, welche einen breiten silberfarbnen Rand hat, der auf einen schönen gelben Grund gelegt ist, und dessen Grau sich sehr angenehm in dem Gelben verlieret. Die Blume hat einen Kelch als ein kleiner Finger dick, und ist ein sehr schöner sphärischer Abschnitt, von einem weiten Umfange und proportionirter Höhe. Die graue Farbe hat einen ungemeinen Glanz, und hier ist nun die Pracht mit der Seltenheit verbunden.

Die Suprema ist die schönste und prächtigste Blume, die ich dieses Jahr gesehen habe. Sie ist gelb, grau, kupferfarbig und roth, welche wunderbare und seltene Mischung von Farben! eine ganz neue Produktion der Natur, dergleichen man noch nicht gesehen hat. Wie reich und mannigfaltig ist doch die Weisheit des Schöpfers in seinen Werken! Das Gelbe fährt aus dem Kelch in die dunkeln Farben hinein, und erleuchtet sie mit sanften Strahlen. Ueber diese Grundfarbe wälzt sich die graue Nacht her, und in derselben erscheinen die rothen und kupferfarbnen Blitze. Hier liegt Farbe auf Farbe, die untere schimmert durch die obere hindurch, und drängt sich hervor zum Auge.

Non

Non possunt oculos explere tuendo.

Dabey ist die Blume groß, die Blätter haben die Lage einer Centifolienrose, und liegen wie die Haarlocken auf einander.

Drey schöne Bizards muß ich den Blumenfreunden noch empfehlen. Der erste ist der Daun, gelb, dunkelroth, hellroth und karmosin, ja noch von vielmehr Farben, die ich nicht mehr nennen kann. Diese Blume hat alle Vollkommenheiten eines Bizards, sonderlich aber den gleichen Abstand der Streifen von einander, welche sehr zart und genau gezeichnet, und als mit dem Zirkel abgetheilet sind. Der andere ist der Felicianus, gelb mit blutroth, die schönste Tuscharbeit und Gradation der Farben, die man sich nur vorstellen kann, welche von dem dunkelsten Roth am Rande des Blatts in ein angenehmes Hellroth gegen den Kelch hinaus lauft. Die dritte ist der Drap D'Or, gelb, blaß und dunkelroth, und violet, in einer schönen Unordnung gemischt. Alle drey sind sehr groß, sonderlich aber die letzte, deren gleichen von Größe ich nicht gesehen habe, und gegen welche eine Centifolienrose für klein zu achten ist.

Aber ich bin noch nicht fertig, etwas aus meinem Katalogo auszuschreiben.

Die Seraphina ist gelb mit dem allerfeinsten inkarnat und purpurfarbnen Flecken besprengt,

welches im Ganzen betrachtet, ein ungemein reizendes Ansehen hat, und zum Küssen reizet.

Die Brünette ist gelb mit ganz dunkelroth Pikot stark tingirt, welches sehr ernsthaft aussiehet.

Desto freundlicher ist Premier Noble, eine weiße holländisch gezeichnete Pikotte, mit zarten rosenfarbnen Strichen, in der Mitte des Keils aber mit einem purpurfarbnen Strich, der sehr schön absticht.

Die Proserpina ist gelb mit Kupferfarbe, ganz dunkel, und macht eine traurige Figur.

Der Perlenschmuck ist ein artig Blümchen, gelb, welche Grundfarbe beynahe ein ganz eigenes reines Blatt macht. Um dasselbe herum ist eine breite Kante von angenehmen zarten rothen Strichen, einer nicht länger als der andere, und ganz nahe an einander, welche zusammen ein Ganzes ausmachen, das sehr regelmäßig gezeichnet ist.

Beynahe wäre das Miraculum Europæ dieses Jahr von dem Laudon übertroffen worden, welcher eben so groß, in der Mitte erhaben, gelb, holländisch gezeichnet ist, und nicht aufplatzt, weil er eine sehr starke und lange Hülse hat. Nur daß das Violet oder Blau meines Lieblings angenehmer und seltener als das gemeine Roth in dem Laudon ist.

II.

„Eine schöne Blume ist mir immer schön, sie mag so alt seyn, als sie will, und ich werde nicht müde, sie alle Jahr zu sehen. Ich rangire immer mehr jüngere Rekruten aus, wenn ich bessere Arten bekomme, als meine Veteranen, die sich von langen Jahren her im Kredit der Schönheit behauptet haben. Einen Daun, einen Salomo, einen Sonnenstrahl, eine Rahel werde ich noch immer pflanzen, und wenn ich auch noch fünfzig Jahr alt würde, ob es gleich alte Blumen sind. Das wahre Verdienst und die ächte Schönheit läßt nicht untreu werden, und die Bande, damit sie fesselt, sind viel zu stark, als daß wir sie zerreißen könnten. Das mittelmäßige muß die Mode geltend machen, und sein Werth ist auch eben so vergänglich als die Mode. Aber das Vortreffliche wird zu allen Zeiten hochgeachtet, wenn es seine Kenner findet, denn es hat seine wesentlichen Vorzüge. Horaz und Virgil sind noch immer schön, ob sie gleich alt sind, und haben den Untergang und die Vergessenheit mancher Dichter überlebet, die eine zeitlang viel Aufsehens machten.

Ich habe meine neue Nelkenflor *) die wie ein Phönix aus der Asche entstanden ist, in ein System gebracht, und in gewisse Klassen eingethei-

*) Der Herr Verfasser erzählt den Verlust seiner ältern Nelkenflor, in der ausgezogenen Vorrede dieser Aesthetik der Blumen.

let, und ich will dasselbe hier meinen Herrn Kollegen von dem Blumenorden mittheilen, und ihrer Beurtheilung überlassen. Ich habe darzu genommen, was ich in andern Floren schönes und vortreffliches von jeder Art gefunden habe, um den Begriff der Nelkenkenntniß vollständiger zu machen. Die vornehmsten Blumen sind beschrieben, außer denen, die ich schon angeführet habe. Ich wünsche nichts mehr als daß ich sie nur einem jeden in einem gemahlten Nelkenkatalogus zeigen könnte. Derselbe müßte nach diesem Begriff gemacht werden, wenn er einigermaaßen eine systematische Ordnung haben sollte. Ich habe die Farben und die Mahlerey zum Eintheilungsgrunde genommen, was aber von dem Baue und der Lage zu bemerken ist, den vornehmsten Stücken beygefüget. Ein jeder wird hieraus den Reichthum seiner Flor in jeder Klasse beurtheilen, und dieselbe noch mit vorzüglichen Schönheiten ausfüllen können. Derjenige würde mir ein wahres Vergnügen machen, so mir Nachricht geben wollte, was er von jeder Art bessers und vortrefflichers hätte, weil ich noch immer bemühet bin, meine Kenntniß von dieser schönen Art der Geschöpfe Gottes zum Preise ihres Schöpfers, auszubreiten und zu erweitern.

Die einfachen oder fünfblätterichten Nelken werden von den Blumisten ganz übergangen, und gehören nicht in ihr Reich, sondern für den Kräu-

terkenner und Naturkündiger. Die gefülleten aber kann man in zwey Arten abtheilen:

I. einfarbichte oder Farbenblumen, die nur eine Farbe durch das ganze Blatt haben. Weil der Blumist nur auf die Schönheit siehet, so werden hier nicht alle Arten einfarbigter Nelken erzählet, die unzählich sind, und fast durch alle Farben, außer schwarz und grün gehen, sondern nur diejenigen, welche sich durch eine vorzügliche Größe, vortrefflichen Bau und Lage der Blätter auszeichnen. Weil dies Geschlecht an sich selbst unvollkommen ist, indem ihm ein Karakter der Schönheit, nämlich die Mannigfaltigkeit fehlet, so ist diese Klasse dürftig, und nicht sehr zahlreich, und ich habe darinn nur folgende merkwürdige Stücke gefunden, die ein jeder, der etwas bessers hat, nach seinem Geschmack vermehren kann, welches bey allen übrigen Klassen statt findet.

Die Rosenoble, (S. 29.) ist zweyerley. Die alte, welche etwas dunkler als die natürliche Rose, sehr groß ist, und ein wenig ins gelblichte fällt, auch ein etwas ausgezacktes Blatt hat: und die neue, die ich kaum entdeckt habe. Diese siehet einer Rose so ähnlich als ein Ey dem andern, und wenn man die Hülse in der Hand verbirget, kann sie niemand unterscheiden. Sie ist eine Angliere, weil sie ein sehr zartes Gewebe von Blatt hat, welches rund abgeschnit-

ten ist. Die Farbe ist die ächte Rosenfarbe, das Blatt inwendig eingebogen, wie die Rose, dabey ungemein groß, und die Blume hat über vier Zoll im Durchschnitte, platzt nicht, und ist wohl gerundet. Sie verdienet eine vorzügliche Aufmerksamkeit.

Der Patriarch, (S. 29.) unterscheidet sich durch seine Größe, glänzende Silberfarbe, sphärischen Bau, und angenehm gekräuselte Lage der Blätter. Er hat eine Hülse als ein Finger dick, daher er nicht platzt. Man erzeuget ihn bisweilen aus dem Saamen, und da ist er bey seiner ersten Geburt mit etwas roth vermischt, das sich aber, wenn er alt wird, völlig in grau verwandelt. Er zieret eine Flor.

Cerise Brüne, ist eine sehr große Angliere, hat die ächte Farbe einer reifen Sauerkirsche, und legt sich sehr gut. Die Blätter liegen alle platt auf einander, und sind in gleichem Verhältniß nach dem Mittelpunkte zu verkürzt, daher sie wohl zu leiden ist.

Der weiße Schwan, ist eine ganz weiße Monstrose, die ein stark ausgezacktes Blatt hat, eine alte Blume, die manchen Liebhabern wegen ihrer Größe noch gefällt.

II. vielfarbichte Blumen, die mehr als eine Farbe haben. Diese wollen wir eintheilen in

1, Pikotten, welche nur zwey Farben haben, eine Grundfarbe und Illumination, die aber von

der Grundfarbe reinlich abgesondert seyn, und nur am Rande des Blatts bleiben, nicht aber bis herunter in den Kelch gehen muß. Diese sind A, mit weißer Grundfarbe.

a, holländische Zeichnung, welche von manchen Blumisten nothwendig erfordert wird, und darinn bestehet, daß die Illumination in zarten Strichen in der Gestalt eines Keils oder spitzigen Winkels im Blatt herunter gehet. (S. 31.)

A, hell oder hochrothe Illumination.

Von dieser Klasse hat man eine ganze Suite von Zinnober an bis zum Blaßroth herunter, welche eine angenehme Figur machen, wenn sie nach der Schattirung gesetzet werden.

Phryne, ist ächt Zinnoberroth, etwas stark tingirt, von mittelmäßiger Größe, schön weiß und niedlich.

Uranie, ist die schönste dieser Art, sehr groß, und in der Mitte erhaben, weiß wie der Schnee, und rosenfarbe, platzt nicht, die Zeichnung ist sehr fein, und die Strichlein wie mit einem Haar gezeichnet, eine reinlichere Blume habe ich nicht gesehen, und sie gefällt einem jeden, sonderlich dem Frauenzimmer.

Der weiße Mars, kommt damit überein ist aber kleiner.

Nun folget noch eine ganze Reihe bläßerer Pikotten dieser Art, die aus dem Saamen der Uranie und Phryne fallen, und dieser Klasse angehan-

gen werden können, wenn man die Flor zahlreich machen will.

B, violette und blaulichte Illumination.

Fleur Reguliere, ist sehr groß, dunkelviolet und stark gezeichnet, welches stark ins Auge fällt.

Pomposa, ist etwas bläßer und zärter gezeichnet.

La Preference, fällt ins Hellblaue, der Striche die den Winkel ausmachen, sind wenige und zart.

Die blaue Flagge, (S. 46.)

Der Salomon oder Barthanns, eine alte aber prächtige Blume, von der Art der Monstrosen oder ausgezackten, von ungeheurer Größe, und schöner weißer Grundfarbe, die man haben muß. Die gewöhnliche ist violet oder karmoisin, sehr zart um die Zacken gezeichnet. Man hat auch hellrothe und rosenfarbene, weil sich die Blume durch den Saamen vermehret.

Rosa Spinosa, ist von eben der Art mit roth, und sehr gekräuselt.

C, braunrothe und dunkelrothe Illumination.

Pensionair von Holland, mit etwas ausgezackten Blättern, sehr weiß und braunroth.

Clarißa, etwas heller.

b, gemeine Zeichnung, die keinen holländischen Strich hat, sondern nur oben um das Blatt bleibt. Diese pflegt nicht sehr geachtet zu werden, doch

habe ich eine Blume von dieser Art gefunden, die vortrefflich ist.

Der Superintendent, eine außerordentlich große Pikotte, von dem Umfange einer gewöhnlichen Obertaße. Die Grundfarbe ist blendendweiß, und die Illumination ganz dunkelroth, welches ins schwarze fällt, stark aufgetragen, doch nur am Rande herum, so daß sich die Grundfarbe von der Illumination genau unterscheidet. Die Blätter liegen horizontal auf einander ausgebreitet, so daß man mitten in die Blume sehen kann. Sie ist als mit dem Zirkel abgerundet, und bauet sich unvergleichlich. Gegen Abend in der Dämmerung wird die Illumination völlig schwarz, die weiße Grundfarbe erhebt sich dagegen, und nun siehet die Blume schwarz und weiß aus. Ein jeder lauft ihr zu und bewundert sie, und alle andere Blumen werden verlassen, was thut es also, daß sie nicht holländisch gezeichnet ist? Man muß sich von keiner Mode binden lassen, sondern das Schöne in allen Arten zu schätzen wissen. So kann der Schatten dienen, die Schönheit zu erhöhen. Von eben dieser Art sind

Der Herkules und das Trauerkleid, die aber dem Superintendenten nicht an Größe gleich kommen.

Jener hat eine zarte graue Illumination, und ist sehr reinlich.

B, mit gelber Grundfarbe.

a, holländische Zeichnung, davon hier ebenfalls die meisten und vorzüglichsten sind.

A, hellrothe Illumination.

Jupiter, ist eyergelb, die Illumination ist sehr hochroth, wie Inkarnat, fein aufgetragen, ein kleines aber niedliches Blümchen, von welcher Art ich mehr zu haben wünschte.

Hildegard, eine sehr große krause Blume, hat in jedem Blatt nur ein rothes Strichlein, welches aber ein angenehmes Ganze ausmachet.

B, Violette Illumination.

Nordbritton, von mittelmäßiger Größe, blaßgelb, hellviolet, mit gekrümmten Blatt, sehr wohl gerundet.

Calliope, etwas größer, aber von platter offener Lage der Blätter, sonst wie die vorige.

Mirakulum Europä, (S. 23-33.)

Iphigenia, eine sehr akkurat gezeichnete violette Pikotte, von mittlerer Größe.

C, braunrothe Illumination, welches Geschlecht sehr weitläuftig ist. Die vornehmsten sind:

Laudon, (S. 50.) diese Blume hat den Vorzug, daß sie vier Wochen unter freyem Himmel unverändert bleibt, und ist eine der dauerhaftesten Schönheiten in ihrer Art. Die Illumination ist fast kaffeebraun, und wird mit der Zeit immer dunkler und schöner.

Castille, hellbraun, schön gelb, stark tingirt mit karakteristischer holländischer Zeichnung,

die hier am deutlichsten in die Augen fällt, sehr voll an Blättern, platzt aber, und muß daher auf einen mit grünen Wachs überzogenen Ring von Taroquekarten geleget, und mit einem Drath an den Stock angehangen werden. Sie kommt dem Mirakulo Europä an Größe, Regularität und Bau am nächsten.

Melpomene, kommt der vorigen nahe, ist aber nicht so stark tingirt.

Von dieser Art sind, Mignon de Jardin, Amalia, Fürstin von Oranien, Prinzeßin von Oranien, Memorable, a la moderne, Belle Gabriele, Karoline, und dergl. welche geringe Varietäten ausmachen.

b, gemeine Zeichnung.

Eugenia, eine der größten Blumen, die ich besitze, von hellgelber Grundfarbe, und karmoisin Illumination, die zwar platzt, aber gleichwohl eine gute Gestalt bekommt, wenn sie akkommodiret wird, und die ganze Flor zieret.

Attalanta, hellviolet auf schwefelgelb, stark tingirt.

Phyllis, dunkel violet, etwas zärter auf hochgelb gestrichen.

Livia, ganz blaß violet, welches ins hellblaue fällt.

Adonis, eine große hellbraune, stark tingirte Blume, mit etwas ausgezackten Blättern.

Brünette, eine sehr artige dunkelbraune Blume, von sehr hohem Stengel, zwar nicht allzugroß, baut sich aber vortrefflich, und verdienet eine vorzügliche Aufmerksamkeit. (S. 50.)

Der Perlenschmuck, (S. 50.)

2, Pikot-Bizards, wenn die Illumination zwey Farben hat, aber nicht in den Kelch gehet.

A, mit weißer Grundfarbe.

Premier Noble, (S. 50.) diese ist an schöner weißer Grundfarbe den Pikotten mit Rosenfarbe gleich.

Bella Veronika, hat anstatt des purpurfarbenen Strichs der Premiernoble, eine hellviolette oder blaue Mitzeichnung.

Gouvernante von Holland, blaßroth mit violet zarten Strichen in Weiß.

Diese Art hat ebenfalls viel Varietäten.

B, mit gelber Grundfarbe.

Esther, hat zweyerley Roth.

Aimable, hat zweyerley Braun.

3, Bizards, da die Illumination herunter in den Kelch gehet.

A, englische Angelieren; (S. 46.) diese sind fast lauter Bizards. Man könnte wegen der Feinheit des Blatts, die Uranie, den weißen Mars, die Phryne, den Premier Noble aus den Pikotten dahin rechnen, doch liegen die Blätter nicht so platt aufeinander, und sind nicht so rund

abgeschnitten, als sie bey den Angelieren zu seyn pflegen.

a, zweyfarbichte oder Doubletten.

A, hellrothe Illumination.

Rose invincible, (S. 47.) hat die ächte Rosenfarbe, und ist sehr reinlich, weil sie nicht mit kleinen Flecken interpunktirt ist.

Falklande, hat zärtere rosenfarbene Flecken, mit gekräuseltem Blatt.

Brigitta, hat ein etwas höheres roth, ist mit einigen Strichen interpunktirt.

Cour de Bretagne, große Blume, mit Rosenfarbe, gut banagirt, (S. 35. n. 10.) platzt aber.

Hieher gehöret eine Menge von Varietäten, der Prinz von England, Buzephalus, das englische Mädchen, das englische Fräulein, Kato, Mylord, die alle unterschiedene Arten vom sanften frischen Roth haben. Die meisten Angelieren sind von dieser Art.

B, violette Illumination.

Don Philipp, große Blume mit großen dunkel violetten Flecken, vom Glanz wie Sammt, hat eine lange Hülse, aus welcher sich die Blätter etwas mühsam auswickeln, und muß ihr nachgeholfen werden.

Duc de York, gleichfalls dunkel violet, und die Illumination nimmt den größten Theil des Blatts mit großen irregulären Flecken ein.

Englische Flagge, davon die Illumination fast allezeit das halbe Blatt einnimmt.

Ernestus, ist hell violet oder blaulich, groß, gut banagirt mit gekräuseltem Blatt.

Grand Maitre Royal, karmoisin, sehr groß und gut banagirt.

b, Dreyfarbichte.

Robinson, hat in hellroth hier und dar einen dunkelrothen Streifen, und legt sich unvergleichlich.

Das Ordensband, hat Purpurstreifen in Rosenfarbe, welches sehr schön aussiehet.

Der englische Brautrock, hat hell violette und hochrothe Streifen, jede besonders in Weiß, und ist also sehr gut banagirt.

c, vierfarbigte, welche für die besten gehalten werden.

Constantin, ist inkarnat, violet, ponceau, von mittlerer Größe, aber ungemein schöner Rundung, gekrümmten Blatt, wie eine Rose, und hat den schönsten Bau einer Nelke.

Der Herzog von Glochester, eine große Blume von platter Lage, rundem Blatt, ziegelfarbe, dunkelroth und etwas violet, doch hat sie keine gar zu reine Grundfarbe.

Amalia, von hohen Farben ponceau in Purpur gestrichen mit violet, von großer Pracht.

Die Pracht von England, hier ist inkarnat, dunkelroth und violet, nicht in einander, sondern

neben einander gestrichen, mit durchschimmernden hellem Weiß, welches sehr nett aussiehet.

B, gemeine Bizards.

a, zweyfarbichte.

A, weiße Grundfarbe.

Juwel Royal, eine der größten Blumen, dunkelroth, mit nicht gar zu reiner Grundfarbe.

Der Sonnenstrahl oder Phöbus, eine alte Blume, von der Art der Monstrosen, hochroth, etwas unordentlich banagirt, behält aber immer ihren Werth, und fällt sehr schön in die Augen, weil sie sehr groß, von hohen Stengel und feurig ist. Die meisten übrigen von dieser Art sind mittelmäßige Blumen, und gehören für Gärtner zum Straus, aber nicht für Blumisten.

Die Rahel, (S. 35.) ist eine alte, aber sehr freundliche allerliebste Blume, wegen der Farben und ihres Baues.

B, gelbe Grundfarbe.

Thalia, die Illumination ist pfirsichfarbig, die Blume groß und das Blatt sehr angenehm gekräuselt wie die Haarlocken.

Clarabella, hochroth mit feiner Schattirung oder Tuscharbeit.

Sans pareile, (S. 36.)

Der Felicianus, (S. 49.) dies ist eine von den Blumen, die die akkurateste Banagirung haben, indem die Streifen in der schönsten Proportion neben einander als lauter spitzige Winkel,

in den Kelch zusammen laufen, dabey sehr groß und gut schattiret.

C, aschgraue Grundfarbe.

Minos, hat kupferfarbe oder kapuzinerbraune starke Streifen in silberfarbenen Grunde, welches zwar nicht selten aber schön ist, wenn die Streifen etwas breit und von einander gehörig abgesondert sind, gemeiniglich meliret sich etwas roth in das Graue, wenn die Blume aufgehet.

b, Dreyfarbichte.

A, weiße Grundfarbe.

Die Landschaft, eine alte Blume, dunkel in hellroth, sehr groß, platzt aber.

Eugen, hat lauter zarte Streifen von inkarnat und purpur, sieht sehr bunt aus.

Der Tartarchan, eine alte, ernsthafte Blume mit zweyerley roth, die immer beyzubehalten ist.

B, gelbe Grundfarbe.

Faustina, ist dunkelgelb inkarnat und purpur, welches vortreffliche Farben sind, dabey groß und prächtig.

Splendeur, rosenfarbe und karmoisin, schön banagirt.

Charon, aschgrau und kupferfarbig, gehöret zu den gelbgrauen.

Proserpina, kupferfarbig und roth, desgleichen

Semira-

Semiramis, aschgrau und roth, desgleichen Acheron, dunkelgrau, in welches einige kupferfarbene Streifen eingestrichen sind, das Gelbe aber unten nur durchschimmert, ist auch von dieser Art.

Der König in Preußen, aschgrau mit durchschimmerndem Roth, welcher das Gelbe überdecket.

Seraphina, inkarnat und purpur, unvergleichlich gezeichnet. (S. 49.)

Clio, inkarnat und dunkelroth, von gekrümmten Blatt und sehr schönen Bau, in hohem Geschmack, blühet fast unvergänglich.

Apollo, hochroth, mit breiten dunkelrothen Streifen, stark tingirt und reich an Farbe, eine der besten dieser Art.

Die Galathea, kommt dieser nahe, doch ist das Rothe etwas bläßer. Dies ist meine erste Liebe, die mich für die Nelken eingenommen hat.

c, vierfarbichte.

A, weiße Grundfarbe.

Favorite, ist ponceau, violet und hellroth, eine ernsthafte Blume, etwas ausgezackt.

Vesuvius, die Grundfarbe ist sehr weiß, darinnen ist aschgrau, kupferfarbig und roth, einer der besten und saubersten grauen Bizards.

Die Krone von Japan, (S. 36.) ist der vorigen fast gleich, aber stärker tingirt.

B, gelbe Grundfarbe.

Der Daun, (S. 49.) dies ist nach meinem

Urtheil der schönste Bizard, der in der Welt ist, welchen ich allen Angelieren vorziehe. Man kann sich nichts schöners vorstellen als seine gekräußelte Lage, er sollte der Nelken König heißen.

Drap d'or, (S. 49.) ist eine Zierde der Blumenflor.

Der Herzog von Marlborough, (S. 35)

Suprema, (S. 48.) eine gelbgraue.

4) Feuerfaxe; das ist ein barbarischer Terminus, der mir immer nicht gefallen hat, und diese Blumen sind auch nicht alle feurig. Ihr eigentlicher Karakter ist, daß die Illumination von der Grundfarbe nicht rein abgesondert ist, sondern allmählig in dieselbe einfließt. Denn es giebt in den Nelken wie in den Tulpen eine zwiefache Art der Illumination. Die eine ist durchaus von gleicher Stärke, einerley roth oder violet, durch das ganze Blatt, und von der Grundfarbe allenthalben unterschieden, wie z. B. in den reinlichen Pikotten oder Doubletten, da die Illumination am Rande, wo sie an die Grundfarbe grenzet, eben so stark als in der Mitten ist. Die andere ist schattiret oder getuscht, wenn sie zwar von einerley Art, aber unterschiedenem Grade ist, und sich vom Hellen ins Blasse, vom Dunkeln ins Helle, allmählich verlieret. Und von der Art ist die Illumination dieser Blumen. Z. B. sie ist am Rande hochroth, wird gegen das

Blatt blaßroth, und verliehret sich allmählich in die Grundfarbe: oder sie hat in der Mitte eine violette Flamme, die sich um sich her in blaßblau ausgetuscht mit der Grundfarbe vermischet. Wir wollen sie mit einem französischen Namen Melangen nennen. Dies Geschlecht ist an sich nicht vortreflich, hat aber einige schöne Stücke, die sich durch ihre Größe, Bau und Hoheit der Farben auszeichnen. Ich will die besten, die ich gesehen habe, anführen. Sie haben eine gelbe Grundfarbe, und werden in Absicht der Illumination eingetheilet in

A, rothe.

Brillant, ist ganz hochroth, sehr feurig, hat in der Mitte des Blatts eine starke Flamme, wie einen holländischen Strich, und ist immer eine Zierde einer Flor.

Der Joseph, soll die erste gelbe Blume seyn, die in der Welt gewesen ist, und die Mutter aller übrigen, deswegen sie als eine Antiquität zu verehren und beyzubehalten ist, sie ist blaßroth, sehr voll und in der Mitte erhaben.

Adelgunda, ist inkarnat, etwas schwach tingirt.

Die Blutfahne, hat in der Mitte des Blatts nur eine kleine rothe Flamme.

B, violette.

Der Prinz Moriz, (S. 38.) hat eine schöne Unordnung in ihrem Bau.

Daphne, ganz dunkelviolet, sehr voll und groß, platzt aber, und muß wohl akkommodiret werden.

Kolosßus, etwas hellerviolet, von guten Bau.

Damon, hat eine sehr baroque, in dem Blatt hin und herlaufende violette Zeichnung, fällt besonders in die Augen.

C, Graue Außer den gelbgrauen Bizards, die ich oben angeführt habe, muß man die übrigen von dieser Art, die immer noch etwas selten sind, unter die Melangen rechnen.

Flavia Kana; Prima, (S. 48.) behält ihren Werth wegen der Größe, und hat rein Aschgrau oder Silberfarbe.

Flavia Kana sekunda, ist etwas kleiner.

Flavia Kana rubra. Auf dem Gelben liegt Rosenfarbe, die fast das ganze Blatt einnimmt, und dieses ist mit grau etwas überstrichen. Von dieser Art hat man eine andere mit etwas höhern Roth und Grau, durch welches das Gelbe Strichweise durchschimmert.

Flavia Kana nigrescens, hat eine ganz dunkelgraue breite Einfassung.

Flavia Kana striata, hat in der Mitte des Blatts nur eine blaßgraue Flamme.

Flavia Kana spinosa, ist dunkelgrau, etwas röthlich und sehr zackig.

Der neue Junker, ist gretlin, das ins

graue fällt, und gehöret auch hieher, baut sich schön.

Agreable, ist kupferfarbig, schwach tingirt, aber gut gebaut.

5, Fameusen, oder die verkehrte Welt, die auf der untern Seite des Blatts weiß sind.

la plûs belle, ist die älteste dieser Art, schwach aufliegendes Roth, welches gegen das Blatt ins Weiße sich verlieret.

eine hochrothe, stark tingirte, welche die beste ist, die ich gesehen habe, weil sie sehr feurig ist, in der Mitte erhaben, auch vortrefflich gekräußelt.

eine blaulichte, groß und prächtig.

eine ziegelrothe, die sehr freundlich aussiehet.

eine rosenfarbene.

Isabella, ist pompadour.

Plûmage, ist eine gelbe, wie ein Rosenblatt gekrümmt, geräth selten gut.

Eine Bizard fameuse, hellroth auch violet gestreift, ein kleines aber niedliches Blümchen.

6, Konkordien, welche zweyerley Roth haben.

Konkordia Imperatrix (S. 47.) eine sehr große Blume mit rundem Blatt, hat schmale Purpurstreifen im rothen Felde, sehr akkurat banagirt, ist eine Angeliere, die platt lieget.

Cerise agreable, (S. 47.) auch eine Angeliere, gekräußelt.

Schach Nadir, (S. 37) mit ponceau Grunde karmoisin Streifen, die genau gezeichnet sind.

Sehen Sie, meine Herrn! welche Menge und Mannichfaltigkeit ist nicht in dieser einen Art der Geschöpfe Gottes? und welche Ordnung und Verbindung finden wir in allen Stücken derselben? Wie groß muß nicht der Verstand seyn, der sie alle entworfen, abgetheilt und in ihre Klassen gebracht hat? Was für eine angenehme Beschäftigung ist es, dem Verstande Gottes nachzuspüren, und sich gleichsam in die Weisheit des Urhebers der Welt zu denken? So lernen wir von dem Vater der Geister Ordnung und Vernunft, und finden in der Natur den Saamen der Wissenschaften. Wo der gemeine Zuschauer nichts mehr als einen verwirrten Haufen erblicket, da findet der Weltweise, welcher mehr mit dem Verstande als mit den Sinnen siehet, Ordnung, Klassen und Regeln. Ist es möglich, so viel vernünftige Würkungen ohne eine vernünftige Ursache, solche Exempel des Verstandes ohne Verstand, das ist eben so viel als Wärme ohne Feuer, oder einen Druck ohne Schwere zu gedenken? Das System der Natur, so wie es uns Linnee vorgezeichnet hat, ist von größerer Kunst und Umfange, als alle Systeme der Weltweisheit und anderer Wissenschaften, und es muß also auch einen größern Verstand zum Urheber haben. Wer die Kunst eines Weisen einzusehen im

Stande ist, der kann sich schmeicheln, daß er selbst Weisheit besitze, und je tiefer wir also in die Werke Gottes eindringen, und je deutlicher wir seinen Verstand erblicken, desto näher kommen wir der Gottheit selbst, und steigen zu einer höhern Klasse der Geister hinauf, als der blos sinnliche Mensch ist. Sollte aber wohl der Gott, welcher bey einem so geringen Geschöpf, als die Blumen sind, so viel Verstand gebrauchet hat, nicht auch seine Weisheit bey der Regierung der Schicksale der Menschen anwenden, um den Zweck ihrer Glückseligkeit, den er sich ganz sichtbar vorgestellt hat, zu erreichen? Ich zweifle nicht daran.

Wer groß im Kleinen ist, ist größer noch im Großen.

Haller.

Unsere Schicksale haben eben sowohl ihre Klassen, ihre Regeln, ihre Absichten, sie stehen eben sowohl am rechten Orte, und geschehen zur rechten Zeit, als irgend eine Sache oder Begebenheit im Naturreiche, weil sie von einer Weisheit regieret werden; und aus der Schönheit und Ordnung des Großen und Ganzen, das wir sehen, können wir auf die Vollkommenheit des Kleinen, das wir nicht sehen, sicher schließen. Lassen Sie uns, meine Herrn, mit solchen Betrachtungen unser Vergnügen würzen, und zum Gottesdienste machen,

so wird unser Schöpfer an der moralischen Vollkommenheit unserer Seele eben ein solches Wohlgefallen, als wir an der Schönheit der Blumen haben.

Aesthetik der Blumen,

Zweyter Theil.

Aesthetik der Blumen,

zweyter Theil.

oder

die Schönheit der Tulipanen.

Unter die angenehmsten Vortheile, die mir der erste Theil meiner Ruhe auf dem Lande zuwege gebracht hat, rechne ich die Bekanntschaft mit sovielen wackern Leuten, welche Blumenfreunde sind, und die mir ihren Beyfall und Gewogenheit von vielen und entfernten Orten her mit so viel Artigkeit und Höflichkeit bezeiget haben. Ich kenne die wenigsten von Person: aber ich umarme sie jetzt nach der Reihe im Geiste mit wahrer Zärtlichkeit, und grüße sie mit einem brüderlichen Kuß. O möchte ich einmal so glücklich seyn an ihrer Hand ihren Garten durchzuspatzieren, die Schönheiten der Na-

tur mit ihnen aufzusuchen, ihre Schätze zu bewundern, ihnen meine Empfindungen davon mitzutheilen, und die ihrigen zu empfangen; und so mit ihnen in dem Lobe Gottes, in Freude und Freundschaft zusammen zerfließen!

Wir Blumisten, mit Erlaubniß meine Herren, daß ich uns eine kleine Lobrede halte, haben eine fröhliche, zärtliche und freundschaftliche Seele: eine allgemeine Empfindung des Schönen, und die Gabe sich daran zu vergnügen. Da wir die Vollkommenheiten des Naturreichs und die Schönheiten der Blumen so lebhaft empfinden, sollte uns nicht auch die moralische Rechtschaffenheit, die Annehmlichkeit der Freundschaft, und die Vorzüge eines guten Herzens rühren. Es ist ein Geschmack, eine Scharfsinnigkeit, eine Feinheit der Sinne und des Witzes, die sich über alle Gegenstände ausbreitet. Wem eine wohlgebildete und gemahlte Blume gefällt, dem gefällt auch ein erhabenes Gedicht, ein lebhaftes Gemählde, eine wohlgetroffene Bildsäule, eine harmonische Musik, und vor allen die Schönheit des Geistes und des Herzens. Aber auch wohl ein schönes Gesichte? --- Ohne Zweifel, mein Herr, werden sie sagen -- bald hätte ich verrathen, daß die Blumisten auch verliebt wären. Kein Wunder also, wenn wir so bald gute Freunde werden. Kaum kommen wir zusammen und hatten uns das erstemal gesehen, so fangen wir schon an zu schwatzen, zu lachen, zu scherzen.

Wir zeigen einander unsere Schätze, nicht so neidisch wie die Geizigen, die sie verschließen; wir erklären einander ihre Schönheiten, wir mischen ein wenig Eitelkeit und Ruhmredigkeit mit ein, aber es läßt nicht übel: denn wir rühmen uns selbst nicht, sondern unsere Blumen, an deren Schönheit wir weiter keinen Antheil haben, als daß wir die Besitzer derselben sind. Wir wissen wohl, daß wir einander einen Gefallen thun, wenn wir einer des andern Blumen loben, und unser Vergnügen daran bezeigen. Ha! das ist eine schöne Blume! --- wie niedlich --- die möchte ich küssen --- welche Hoheit der Farbe --- welche Größe --- welche Zeichnung das muß ich bekennen --- wie prahlt nicht der Bizard --- und du kleines artiges Pikottchen, laß dir einmal in die Augen sehen --- Ey das ist eine Konkordia ---. So geht es ein paar Stunden nach einander. Man betrachtet das Theater der Blumen erst im Ganzen, um davon einen lebhaften Eindruck zu bekommen, und dasselbe gleichsam ins Gemüth zu verpflanzen. Das giebt angenehme Phantasien, schöne Bilder für Reden und Gedichte, süsse Träume, manche fröhliche Stunde, wenn man sich derselben hernach erinnert, und einen reichen Stoff zu Gesprächen. Dann gehet man die Blumen stückweise durch. Man zergliedert ihre Schönheiten: man bewundert die Größe, den Bau, die Farben, die Zeichnung: man macht Vergleichun-

gen, man ziehet das Vortrefliche dem Mittelmäßigen und dieses dem Schlechten vor.

Der Wirth zeigt uns, als ein Astronom, die Sterne der ersten Größe seines Gartens. Wie gefällt Ihnen das Blümchen? sagt er mit der Mine eines Dichters, der seine Verse vorliest, und bittet demüthig um einige Körnlein Weyhrauch, die wir ihm zum Lobe ausstreuen sollen. Denn wir machen uns doch alle eine Ehre daraus, schöne Blumen zu haben,. nicht wahr, meine Herren? und derjenige schmeichelt uns, der sie lobet. Wir lassen also unsere Beredsamkeit glänzen. Wir reden aus Empfindung, wir machen dem Wirth kein Vergnügen, wir haben aber noch eine andere Absicht, die wir nicht so deutlich heraus sagen. Wir wollen gern einen Ableger von der Nelke, oder eine Zwiebel von der Tulipane haben. Zum Betteln sind wir zu stolz, zum Stehlen zu ehrlich, und zum Fodern zu blöde. Wir machens also mit dem Besitzer der schönen Blume, wie der Fuchs mit dem Raben, der den Käse im Schnabel hatte. Wir loben ihn, damit er ihn fallen lasse. Wir verstehen auch einander schon, denn wir gebrauchen alle diesen Kunstgriff. Wenn ich Ihnen dienen kann, so werde ich mit einem Ableger oder Zwiebel aufwarten? --- das ist es was wir gerne hören wollten. Dann gehet der Handel an. Reverenze bis auf die Erde --- auch wohl einen Kuß dazu ---. Wir erbieten uns zur Gegenvergeltung.

Wir erzählen, was wir selbst schönes haben: wir lassen unserm Freunde wohl gar die Wahl, und dann wird unsere Freude vollkommen, wenn wir Hoffnung haben, das zu besitzen, was uns gefällt.

Doch sind wir auch ein wenig neidisch, wenn ichs sagen darf, aber nur gegen diejenigen, die noch nicht den reinsten Geschmack und die vollkommenste Kenntniß haben. Diesen theilen wir mit, aber nicht vom besten, weil wir glauben, daß sie solches noch nicht zu schätzen wissen. Und sie sind auch zufrieden, wenn sie nur einen Anfang, und etwas haben, das in die Augen fällt. Aber für die feurigen Liebhaber und ächten Kenner der Blumen, die zu ihren Geheimnissen eingeweyhet sind, und in der ersten Klasse sitzen, haben wir nichts, das wir allein zu behalten gedächten. Es schmeichelt uns schon, wenn diese etwas von uns verlangen, und sie sind selten so unerkenntlich, daß sie nicht gleiches mit gleichem vergelten sollten. Wenn wir einander betrügen, so geschiehts bisweilen unwissend, wenn eine Blume ausartet, indem sie in ein ander Erdreich kommt, und die bey einem andern das nicht wird was sie bey uns gewesen ist. Und da müssen wir einander nicht zu geschwind verdammen. Aber dankbar sind wir im höchsten Grade. Denn wenn eine Blume in unsern Gärten blühet, die uns ein Freund geschenkt hat, so ist sie ein immerwährendes Denkmal seiner Liebe und wir erinnern uns seiner, so oft wir sie sehen. Wer-

könnte seine Geschenke besser anbringen, als bey uns?

Ich bin den Blumenfreunden, die ich zu kennen die Ehre habe, wirklichen Dank schuldig. Sie haben mir zum Theil wahre und wichtige Dienstleistungen, die mir sehr angenehm und nützlich sind, erwiesen. Ich habe daraus den Schluß gemacht: wer ein Blumenfreund ist, der ist auch ein Menschenfreund, und besitzt ein edles Herz, das gerne andern Vergnügen macht. Zum wenigsten sollten wir dies nach unsern Grundsätzen; und diejenigen, die ich zu kennen die Ehre habe, thun es wirklich. Die Fröhlichkeit ist eine Gefährtin der Freundschaft, der Liebe und der Rechtschaffenheit: Falschheit, Neid und Menschenhaß aber werden von Traurigkeit und Verdruß begleitet. Selten vertragen sich geizige, hochmüthige und eifersüchtige Leute lange mit einander. Sie bringen weder Freundschaft noch Freude zusammen, wenn sie mit einander umgehen, sondern ihre Absichten. Was darzu nichts beyträgt, ist ihnen unangenehm; sie sind stumm, so bald sie nicht davon zu reden wissen, und gleichgültig gegen einen jeden, den sie nicht darzu brauchen können. Sie lieben keinen Menschen, weil er ein Mensch ist, weil er Verstand hat, und ein edles Herz besitzet; sondern, weil sie mit ihm handeln, oder ihn zum Mackler gebrauchen wollen, oder ihre Absichten durch ihn zu erreichen gedenken, und so bald er darzu nicht mehr nütze ist, hat er seinen

Abschied.

Abschied. Aber wir Blumisten haben einander von ganzem Herzen lieb. Die Uebereinstimmung der Gemüther macht, daß wir einander gefallen. Wir haben einen Geschmack des Schönen, der sich vornemlich auf die Freundschaft erstreckt, und der Geruch guter Werke erquicket uns so gut, als der Balsam der Blumen. Unser gemeinschaftliches Interesse theilt uns nicht unter einander. Wir können mehrere eine Blume sehen und riechen, und keiner nimmt dem andern die Schönheit und den Geruch zum Voraus hinweg. Eine schöne Blume wird dadurch nicht häßlich, daß ich sie einem Freunde mitgetheilet habe, und ich habe sie ihm gleichsam in Verwahrung gegeben, und kann sie von da wieder erhalten, wenn ich sie verlieren sollte. Unsere Schönen können mehr als einen Liebhaber leiden, und sie theilen sich allen zu gleicher Zeit und in gleichem Grade mit. Mir ist es beynahe gleich viel, ob ich eine gute Blume in meinem oder meines Freundes Garten sehe, wenn ich sie nur oft sehen und mich daran vergnügen kann. Das Gesicht ist der weiteste Sinn, dadurch die meisten Empfindungen ins Gemüth gebracht werden, und der die meisten Gegenstände auf einmal umfasset. Aber darum verändert und verzehret er die Sachen so nicht, als der Geschmack, und wir können sie so nicht wegsehen, wie wir sie wegessen oder trinken. Es ist ein großer Unterschied, wenn vier und zwanzig Gäste einen Braten zu verzehren haben,

und wenn ihrer sechse davon essen sollen. Aber es ist gleichviel, ob unserer sechse oder vier und zwanzig eine Blume sehen und riechen. Warum wollten wir einander darum beneiden, da wir alle gleichen Antheil bekommen.

Mir deucht, ich habe einen sehr feinen und liebenswürdigen Theil des menschlichen Geschlechts entdeckt, da ich so viele Blumisten ausgespüret habe, und ich hätte wohl Lust dieses Häuflein in meinen Schooß zu sammeln, und ihr Zinzendorf zu werden. Wie wäre es, wenn wir eine Gesellschaft unter einander aufrichteten, Gesetze machten, Synoden hielten, ein Ordenszeichen stifteten, und eine Losung annähmen! So kämen wir vielleicht unter die Merkwürdigkeiten dieses Jahrhunderts, und würden in dem Staatstheater eine ansehnliche Figur machen.

Aber wenn Ihnen dieser Vorschlag nicht wichtig genug scheinet, meine Freundschaft zu beweisen, so will ich Ihnen erzählen, was ich sonst noch zu ihrem Vergnügen zu thun gedenke. Zum ersten biete ich Ihnen meinen Vorrath von Blumen an, und was ich in demselben mehr als einmal habe, stehet einem ächten Blumenfreunde zu Dienste. Sie verstehen mich doch, meine Herrn, daß ich ihre Blumen auch nicht verachte, und zu ihrer Freygebigkeit kein schwaches Vertrauen habe. Ich wollte, daß Sie meinen Garten zur Niederlage und Waarenlager unserer Kompagnie zu erwählen beliebten,

und das Vertrauen zu mir hätten, mir einen Theil ihres Schatzes, wenn er für ihren Garten zu groß wird, anzuvertrauen, daran Sie sich immer wieder erhohlen, und bedürfenden Falls ihr Eigenthum wieder fodern könnten. Ich habe eine sichere Art Nelken auszuwintern, die ich Ihnen auch empfehlen will: ich lege an einem Gebäude an der Mittagsseite, doch ein paar Schuhe von der Wand abgerückt, ein Beet an, in der Form eines länglichten Vierecks, etwa vier Schuhe breit, in einer Länge, die meinem Nelkenvorrath proportionirt ist, damit die Sonnenstrahlen einige Reflektion von der Wand auf das Beet haben. Dasselbe fasse ich mit Brettern ein, und erhebe es etwa sechs Zoll über die Erde, damit es trocken liegt, und die Feuchtigkeit des Winters ihren Abzug hat, deswegen ich es auch auf der Seite nach der Wand zu etwas erhebe, nach Art eines Mistbeets, welches auch den Einfluß der Sonnenstrahlen befördert. Ich habe es an einem Orte in meinem Garten angebracht, der durch den Baumgarten einigen Schutz vor dem Morgenwinde hat. Dasselbe fülle ich mit der besten Nelkenerde, so gut ich sie in den Töpfen habe. Ich nehme darzu ein Viertel Holzerde, ein Viertel gemeine Gartenerde, ein Viertel Sand, und ein Viertel verrodeten Mist, den ich von den Angern zusammentragen lasse, und aufschütte, so daß er seine Schärfe verliert, und von Stroh unvermischt ist. Ich mache meine Ableger frühzeitig, so bald

ich sie fassen kann. Nach vier Wochen haben sie Wurzel, und alsdann wandere ich mit ihnen in dieses Winterquartier, und stelle alle von einer Art bey einander. So wie ein Stock verblühet hat, muß er an diesen Ort, und wenn die Ableger noch nicht reif sind, lasse ich sie an demselben, und setze sie damit iu die Erde. Hiermit kann ich bis Michaelis fortfahren, hernach aber bekleiben sie nicht gut mehr im Lande. Die aber bey guter Zeit eingesetzt sind, wachsen lustig, besprossen sich und bekommen einen guten Winterstand. Sie vertragen die strengste Kälte, und halten mehr ab als Rockensaat. In diesem Winterquartier ist mir bey der strengen Kälte des vorigen Jahres, von einigen hundert Stöcken und Ablegern, ein einiger alter Stock ausgegangen, da ich im Gegentheil alles, was ich im Hause gehabt, weil ichs spät im Herbst geschickt bekommen hatte, verlohren habe. Man ist also der Mühe die Töpfe zu tragen, und der Kosten des Feuerholzes, wenn man keinen guten Keller hat, überhoben.

Was ich Ihnen aber, meine Herrn, nicht aus meinem Garten mittheilen kann, das bin ich vielleicht im Stande, Ihnen aus den Gärten meiner Bekannten zu verschaffen. Ich biete mich ihnen also hiermit zum Unterhändler an, und wenn sie unter einander selbst noch nicht die nöthige Bekanntschaft haben, so können sie durch mich Tausch und Handel pflegen. Ich werde es aber nicht machen,

wie jener Freywerber bey dem Gellert, der reiste, sahe Wilhelminen, und nahm die Schöne selbst für sich. Ich werde nicht unterlassen, ihnen den Namen desjenigen bekannt zu machen, von dessen Gütigkeit sie dasjenige besitzen, was ich ihnen verschaft habe. Ich werde also jetzo, in der Zeit der Nelkenflor, eine Blumenwallfahrt in die benachbarten großen Städte, und zu meinen Bekannten auf dem Lande thun, und auskundschaften, was dieses Jahr neues hervorgebracht hat. Ich werde daraus ein Blätterverzeichniß verfertigen, welches den Kern desjenigen, was ich selbst besitze, und bey andern gesehen habe, in sich fassen wird, und welches ich auf Verlangen mitzutheilen, mich erbiete. Das soll dienen, unsere litterarische Erkenntniß von den Nelken zu vermehren, und unsern Geschmack durch die Wahl vollkommener zu machen. Ich will ihnen, wenn sie es erlauben, erzählen, wie ich dieses Blätterverzeichniß verfertige, wenn es ihnen belieben sollte, es mir nachzumachen, und mich durch Mittheilung desselben zu erfreuen:

Ich lege einen Bogen holländisch Papier, doch nicht von dem größten Format, in lang Oktav zusammen: ich breche ein solches Blatt wiederum, und klebe auf der linken Kolumne das Blatt auf mit Gummi Arabikum, das in Wasser doch etwas viscide oder zähe aufgelöst wird. Es verstehet sich von selbst, daß man das größte und schönste Blatt von der Blume abbrechen müsse, nämlich von der

Pikotte, das am richtigsten gezeichnet, von dem Bizard aber, das am schönsten gestreift oder banagirt ist, und alle Farben der Blume beyeinander hat. Die Rosenfarbe muß man sogleich ein paar Tage nachdem sie aufgeblühet hat, abbrechen, weil sie sonst alsbald verschießt und bleich wird, wenn sie in der Sonne stehet. Die Grauen aber müssen stehen bis sie ganz alt werden, weil sie anfangs roth sind, welches sich nach und nach in das Graue verwandelt. Man nimmt die Blätter den Tag vorher ab, ehe man sie auflegen will, wenn sie vom Thau und Regen völlig abgetrocknet sind, und legt sie in ein luftiges Zimmer an einen andern Ort, wo sie die Sonne nicht bescheinet, so daß sie nur ein wenig anwelken. Denn, wenn man sie frisch vom Stocke sogleich auflegen will, so kleben sie nicht gern, die Falten legen sich auch nicht auseinander, man muß sie stark aufdrücken, dabey man die zarten Gefäße des Blatts zerdrückt, und davon bekommen sie schwarze und ungestallte Flecken, welche das ganze Blatt beschimpfen und unbrauchbar machen. Des andern Tages aber lassen sie sich ganz bequem behandeln, sanft auseinander ziehen und ausbreiten, so daß sie eine schickliche Gestalt bekommen. Auf die andere Kolumne zur rechten Hand schreibt man den Namen der Blume und die Farben, die Grundfarbe zuerst, und hernach die Illumination, so wie die Farben auf und neben einander liegen, welches

zur Sicherheit dienet, wenn sie sich auch etwa verändern oder verschießen sollten. Das thun fast alle helle Farben, sonderlich aber Grau in Roth, wie der Vulkanus, der endlich im Blatte ganz grau wird. Dieses so viel möglich zu verhüten, muß man den Katalogus einige Wochen offen stehen lassen, so daß die Luft zwischen den Blättern hingehen, und solche allmählig austrocknen kann. Macht man ihn sogleich zu, nachdem man die Blätter aufgelegt hat, so werden sie binnen wenig Tagen fleckig und ungestalt, so daß man sie kaum kennet. Daher ist auch ein solcher Katalogus nicht eher als drey bis vier Wochen, nach dem er verfertiget ist, zum Verschicken brauchbar. Geräth er aber gut, so macht er beynahe eben so viel Parade, als eine Flor, und ist sonderlich im Winter bey Zusammenkunft guter Freunde eine angenehme Augenweide, und Materie zu einem kritischen Gespräche und Untersuchung der Blumen.

Selbst diese Abhandlung, die ich ihnen hiermit vorzulegen die Ehre habe, ist ein Geschenk für sie, meine Herrn, und vornehmlich darzu bestimmt, ihnen ein Vergnügen zu machen. Man hat nicht nöthig, in der Liebe der Blumen so eingezogen, wie im Ehestande zu seyn, sondern man kann ihrer mehrere Arten mit seiner Zuneigung umfassen. Die Blumen sind selber nicht gar zu keusch, wie ich vorhin gesagt habe, und also können sie auch nicht von uns die strengste Treue fodern. Ich habe

lange Jahre hindurch die Nelken vorzüglich lieb gehabt: jetzo theile ich meine Liebe zwischen denselben und den Tulipanen, und ich glaube, bald werde ich auch die Aurikeln und Priemeln, und wer weiß, welche Schönen von der Art noch hinzufügen. Denn so gerathe ich nicht so leicht in Verzweiflung, wenn mir eine Art derselben untreu wird, und sich durch diebische Hände entführen läßt, oder, wenn sie mir abstirbt und auswintert. Ich tröste mich indessen mit einer andern Art, und warte bis die Untreue etwa von selbst ihren alten Freund wieder aufsucht, wie es so in der Welt zu gehen pflegt. Ich bin zwar selbst nicht sehr reich an Tulipanen, allein ich habe, sonderlich im vorigen Frühjahre, schöne und große Floren gesehen, mit Kennern davon gesprochen, gute Kundschaften eingezogen, und selbst einige Kenntniß davon erlangt, die ich meinen Freunden mitzutheilen gedenke.

Man theilet die Tulipanen in Absicht der Zeit ihrer Blüthe ein in die frühblühenden, die mittlern und späten. Die Frühblühenden kommen nach Beschaffenheit des Landes im Anfange und der Mitte des Maymonats schon zum Vorschein, und sind die Vorläufer der Flor, deswegen sie auch ihre Annehmlichkeiten haben, ob sie gleich an Schönheit und Pracht der mittlern Art nicht gleich kommen. Hieher gehöret: Tulipa praecox lutea,

purpurea, alba varia, lutea varia *), rubra varia **) flore Amethystino, coccineo flore candidis oris ***). Sie sind auch etwas niedriger von Stengel und kleiner von Blume, blühen aber länger, weil sie in eine Jahrszeit fallen, wo die Hitze noch nicht sehr überhand genommen hat, die sie oft in wenig Tagen tödtet, wo sie nicht unter einem Zelt oder Decke stehen, welches aber die Unbequemlichkeit hat, daß die Sonne die Farben nicht gehörig ausbilden und zur Vollkommenheit bringen kann, daher die Blumen, welche in freyer Luft stehen, allezeit stärker und höher an Farbe, und besser ausgemahlt sind, als die bey dem Aufblühen so gleich bedeckt werden. Ich will allezeit eine vollkommene Blume lieber nur einige Tage, als eine unvollkommene eine längere Zeit sehen. Das starke Vergnügen, wenn es gleich kurz ist, ist allemal köstlicher, als das mittelmäßige, wenn es gleich lange währet. Ich habe bisweilen die Nelken, welche ich in freyer Luft stehen gehabt, nicht gekannt, wenn ich sie bey einem Freunde in einem Zimmer gefunden habe, wo sie seit dem Anfange ihrer Blüthe gestanden hatten, so schwach, matt und verdorben waren die Farben.

*) Caroli Bauhini Pinax.

**) Clusii Historia rar. plantarum.

***) Tournefort Institutiones Rei herbariae.

Die mittlere Gattung der Tulipanen, welche im Anfange des Junius zur Blüthe kommt, fasset den ganzen Schatz ihres Reichthums in sich, und ist gleichsam das männliche Alter derselben, darinn ihre Pracht und Schönheit zur Vollkommenheit gelangt. Dies ist der Phalanx des Blumenheers, darinn seine große Stärke bestehet. Die spätblühenden haben auch ihre Schönheiten, sind aber nur der Nachtrab, welcher wenig Aufsehens macht, wenn das Auge beynahe gesättiget ist. Man muß sich hüten, daß man nicht frühe, mittlere und spätblühende Tulipanen durch einander pflanzt, sondern einer jeden dieser Arten ihren eigenen Ort geben; denn die größte Schönheit eines Tulipanenbeets bestehet darinn, wenn es eine an einander hangende Reihe von Blumen, und gleichsam ein ausgebreitetes Tuch vorstellet, welches in gleichen Entfernungen mit Blumen gestickt ist. So wickelt der Frühling seine Tapeten aus, auf der Fläche der Erden, und entzückt uns damit, wie ein Kaufmann, der uns einen schönen Stoff vorlegt. Alsdann wird der Begriff vollständig, den wir von einem Tulipanenflor haben: sie erheben einander durch die gute Nachbarschaft, sie machen, wenn sie neben einander stehen, zum Theil einen starken Kontrast, zum Theil eine angenehme Verbindung, das ganze Beet wird gleichsam eine Blume, in welcher Unterschied und Uebereinstimmung mit gleicher Stärke herrschen. Man

kann dieses erhalten, wenn die Erde des Tulipanenbeets durchaus von gleicher Güte, die Zwiebeln in ihrer Art gleich stark sind, und gleich tief gepflanzt werden, vermittelst eines Steckens, der ein Merkmal hat, wie tief er in die Erde gestossen werden soll, die Grube zu machen. Es ist aber leicht einzusehen, daß Lücken entstehen müssen, wenn frühe, mittlere und spätblühende Tulipanen unter einander gepflanzt werden, denn wenn die mittlern anfangen, so haben die frühen verblüht, und, wenn die späten hervorkommen, so hören die mittlern auf. Die blühenden stehen also unter den verwelkten, wie die Lebendigen unter den Todten, und verlieren durch diese unangenehme Nachbarschaft, viel von ihrem Glanz und ihrer Schönheit.

Was die Schönheit der Tulipanen betrift, so werde ich bey Beurtheilung derselben eben die Grundsätze beybehalten, die ich in der Abhandlung von den Nelken angenommen habe, und die ich also hier zu wiederholen nicht für nöthig finde. Es kommt dabey, wie bey den Nelken theils auf den Bau und die Gestalt, theils auf die Farbe und Mahlerey an. In Absicht der Gestalt und äusserlichen Bildung sind die Tulipanen dreyerley: einfache, gefüllte und monströse. Die Monströsen haben ihren Namen von der Größe und unregelmäßigen Bildung, gleich als wenn sie ein Ungeheuer von Tulipanen wären. Ihre Blätter sind

mehr als noch einmal so lang, als der gewöhnlichen Art, dabey ausgezackt, gleichsam frisirt rund umher. Sie schließen nicht aneinander, wie die gemeinen Tulipanen, sondern flattern wild umher, thun sich weit von einander, beugen sich und hangen niederwärts. Was ihre Arten betrift, so sind sie nicht sehr mannichfaltig. Man hat eine gelbe mit rother Einfassung, eine rothe mit gelben Strichen, eine gelbe mit der Farbe eines Lychniß stark punktirt, und eine gelbe mit einer grünen Ribbe, die in der Mitte des Blatts heran lauft. Wer noch nicht viel Tulipanen gesehen hat, und ihre eigentliche Schönheit nicht kennet, der gaffet sie mit einfältiger Verwunderung an, und Kinder und Unwissende weisen auf sie mit Fingern. Sie kommen mir vor als die Trommelschläger unter der Blumenschaar, welche zwar sehr bunt sind, und Lerm genug machen, aber man muß nicht ganze Linien derselben haben, sondern hier und da einen hinstellen, wo es sich etwa schicken will. Von dieser Art ist: Tulipa ſerotina, ramoſa, maxima, flore ſimplici, fimbriato, flavo, vario, (die spätblühende, zackigte, sehr große Tulipane, welche einfach und frisirt ist, mit mancherley Gelb, die der Papagay genannt wird *), ingleichen Tulipa lutea lituris quibuſdam viridibus & ſan-

*) Hortus Lugduno-Batavus.

guineis diſtincta, flore maximo laciniato, die große gelbe, friſirte Tulipane, mit grünen und blutrotheu Strichen *).

Die gefüllten Tulipanen haben mehr als ſechs Blätter, und ſind mehr oder weniger gefüllt, je nachdem es die Art derſelben mit ſich bringt, und in beſſeres oder geringeres Erdreich gepflanzt werden. Unter den Nelken müſſen alle gute Blumen gefüllt ſeyn, und die einfachen ſind von keinem Werth. Aber mit den Tulipanen iſt es umgekehrt, man achtet die gefüllten wenig, und was vortrefflich ſeyn ſoll, muß einfach ſeyn. Man hat ſehr wenig gefüllte Arten, die ſich an Farbe und Mahlereyen unterſcheiden. Sie ſind meiſtens roth oder gelbviolet mit einer weißen Einfaſſung. Der Bau der Tulipane läßt nicht zu, daß wir es als eine Vollkommenheit betrachten, wenn ſie gefüllt iſt. Dieſe Blume hat einen tiefen Kelch, und die Blätter derſelben ſtehen perpendikular. Wenn ſie nun gefüllt iſt, ſo verbirget ein Blatt das andere dergeſtalt, daß man nur den äuſſerſten Rand und die Spitze davon ſiehet, und die iſt auch gemeiniglich durch eine Farbe erleuchtet. Aber eine ſchöne Schattirung und Mahlerey würde vergeblich angebracht ſeyn, weil dieſelbe vor unſern Augen verborgen iſt. Die Blätter einer Nelke aber liegen

*) Tournefort Inſtitutiones Rei herbariae.

horizontal, und decken einander niemals völlig, wenn sich die Blume wohl legt, sondern das innere Blatt ist allezeit einige Linien kürzer als das äussere, so, daß man die Illumination zum wenigsten zum Theil erblicket. Ich habe im vorigen Sommer diese Schönheit an einer Blume mit Namen Beauté de Hollande, im Herzogl. Gothaischen Lustgarten zu Friedrichswerth gefunden, deren Blätter nach einem so gleichen richtigen Verhältnisse abgekürzt waren, welches von einem geschickten Meßkünstler ausgerechnet zu seyn schiene. Die Natur verschwendet ihre Schönheiten nicht; sie weiß sie gehörig ins Licht zu setzen, und am rechten Orte anzubringen. Zu dieser gefüllten Art gehören: Tulipa miniata flore pleno *) ingleichen Tulipa serotina, ramosa, maxima, flore pleno, flavo vario **) ingleichen Tulipa lutea centifolia ***).

Die einfachen Tulipanen haben sechs Blätter, drey inwendig und drey auswendig, welche zusammen einen Kelch ausmachen, weil sie genau an einander schließen. Die Baguetten werden für die schönsten unter ihnen gehalten, welches Wort von bague ein Stock herkommt, und also einen Stecken bedeutet, weil sie lang und hoch sind, und zum

*) Morissorii Historia plantarum.

**) Hortus Lugduno-Batavus.

***) Tournefort Instit. Rei herbar.

Theil anderhalb bis zwey Ellen hinansteigen. Die Blume selbst muß eine ihrer Höhe gemäße Größe sowohl von der Weite als Länge haben, welche sich sehr viel nach der bessern und schlechtern Erde richtet, darein sie gepflanzt sind. Die Blätter müssen stumpfrund, und oben etwas eingebogen seyn, welches einen angenehmen Schatten in der Blume selbst macht, dadurch die Farben sehr erhöhet werden. Man achtet also diejenigen, welche spitzige Blätter haben, wenig, sonderlich, wenn sie sich sehr unterwärts beugen wie eine Lilie, weil alsdenn zu viel Licht in die Blume fällt, und ihre Farben mehr geschwächet als erleuchtet werden. Man hat eine Figur derselben, welche man ein Eyergewächs nennet, die sowohl oben als unten auf den Stengel etwas spitzig zuläuft. Die Blätter derselben bleiben aber, wenn sie aufgehet, oben allezeit gewissermaaßen geschlossen und flattern nicht so wild umher, als diejenigen, welche ganz spitzige Blätter haben. Die Tulipanen sind also ihrer Gestalt nach konische Figuren, welche sehr schöner Proportionen fähig sind, die das Auge sogleich empfindet, ob sie gleich der Verstand langsam ausrechnet, und man siehet also daraus, daß die Sinne eine Art der natürlichen Mathematik ausüben, die von ungemeiner Richtigkeit ist, wenn sie nicht durch Vorurtheile verdorben und übel geführet werden. Es ist aus der Geometrie klar, daß in einem konischen Abschnitt mehr Verhältnisse, als in einem

spitzigen Winkel anzutreffen sind, und die Blumisten urtheilen also richtig, daß ein stumpfrundes Blatt schöner, als ein spitziges sey, ob sie es gleich nicht alle demonstriren können.

Man kann die Tulipanen, was ihre Farben und Mahlereyen betrift, ebenfalls, so wie die Nelken, in **Farbenblumen**, **Pikotten**, **Bizarden**, **Konkordien** eintheilen. Ich muß hier die Bedeutung dieser Namen, nach dem Sprachgebrauch der Blumisten richtig bestimmen, damit alle Zweydeutigkeit verhütet werde. Picoté, heißt fleckig, und kommt her von stechen, etwas durchnehen, steppen. Eine Pikotte ist also eine Blume, welche gleichsam ausgestickt oder fein übermahlet ist. Sie hat also zwey Farben, die Grundfarbe, welche die eigenthümliche Farbe des Blatts ist, und die Illumination, welche auf eine andere aufgetragen ist, in der Gestalt der Flecken oder Streifen. Diese muß nicht bis herunter in den Kelch gehen, weil sie sonst von der Grundfarbe nicht gehörig unterschieden seyn würde. Die Farbe der Illumination muß von einer Art seyn, ob sie gleich unterschiedene Stuffen haben kann. Wenn die Blume gelbroth und schwarz ist, so gehört sie zu den **Bizarden**. Sie kann aber gelb und roth haben, welches auf mancherley Art schattirt oder ausgetuscht ist, und dann ist sie unter die Pikotten zu rechnen. Der eigentliche Karakter derselben ist also, daß sie nur zwey Farben haben, und daß

die Illumination nicht herunter in den Kelch gehet. Vielleicht findet man auch Tulipanen von drey Farben, wovon die Illumination am Rande und in der Mitte des Blatts bleibt, die man wie die Nelken, **Pikott-Bizards** nennen könnte. Ich erinnere mich aber nicht dergleichen gesehen zu haben. *Bizard* heißt wunderlich, seltsam, und bedeutet also eine Blume, welche eine unregelmäßige und willkührliche Farbengebung hat. Sie hat auch ihre Grundfarbe und Illumination, welche bis herunter in den Kelch gehet, und aus Farben unterschiedener Art bestehen kann. Die Unregelmäßigkeit ist vergleichungsweise gegen die Pikotten zu verstehen, bey denen die Uebereinstimmung herrschet, so wie bey den Bizarden die Mannichfaltigkeit. Die **Konkordie** hat zwey ähnliche Farben, z. E. eine hellrothe Grundfarbe und eine dunkelrothe Illumination. Man findet selten eine vorzügliche Schönheit von dieser Art, und sie verdienet wenig Aufmerksamkeit.

Die **Farbenblumen**, rothe, gelbe, braune, blaulichte, sind wegen ihrer Einförmigkeit durchgehends schlecht. Man hat sonst eine ganz dunkelrothe die man den **schmutzigen Koch** nennet, und, wenn sie den schwarzen nahe kommt, noch einigermaßen achtet, aber heut iges Tages kommt sie auch in keine Betrachtung. Es arten bisweilen die schönsten Tulipanen in Farbenblumen aus, und man spüret an denselben noch einige dunkele

Bayerische Staatsbibliothek München

Züge einer bessern Zeichnung. Es kommt dieses von der Veränderung der Erde, deren sie gewohnt sind, und Verschlimmerung des Bodens her, und man sagt, daß sie wieder einschlügen, und ihre vorzügliche Gestalt wieder bekämen, wenn sie gut gepflanzt würden, welches ich aber nie versucht habe. Ueberhaupt verändern und verwandeln sich die Tulipanen sehr, und wenn man sie viele Jahre nach einander in einerley Boden stehen läßt, so werden sie endlich mit einander roth, gelb und braun, daher das Umpflanzen alle Jahr, oder höchstens alle zwey Jahr nöthig ist, wenn sie den Boden, worinn sie stehen, ausgesogen haben. Man hat eine Art Farbenblumen, welche man Mutterzwiebeln nennet, und die gemeiniglich in der Mitte des Blatts einen Strich von unterschiedener Farbe haben. Diese behalten immer einerley Gestalt und Farbe, man mag sie verpflanzen so oft man will. Aber die Brut derselben bringt mancherley neue Sorten hervor, daher sie auch von manchen Gärtnern beybehalten werden. Wer aber Gelegenheit hat Zwiebeln zu erhalten, von denen er versichert ist, daß es gute Arten sind, der wird sich damit nicht bemühen.

In den **Pikotten** ist die Grundfarbe entweder weiß oder gelb von allerley Graden, oder Palje oder Perlfarbe, und je reiner dieselbe ist, desto besser ist die Blume. Doch wird es auch vor eine Schönheit gehalten, wenn sich das Weiße nach

dem Blatt zu etwas ins Schwefelgelbe verliert, sonderlich in solchen Blumen, die eine violette und dunkele Illumination haben. Denn das Schwefelgelbe erleichtert die Verbindung der Illumination mit der Grundfarbe, und diese nähert sich derselben also allmählig. Die Illumination ist schwarz, blau, violet, karmoisinroth, von mancherley Arten Braun, und Oelfarbe. Unter denselben stehet das Blaue, Violette, Fleischfarbene und Rosenrothe schön in Weiß; das Schwarze, Braune, die Oelfarbe, das Inkarnat, Karmoisin, und einige Arten von Roth schön ins Gelbe, darin es sich auch gemeiniglich befindet.

Ueberhaupt sind hierbey folgende Regeln zu bemerken:

1. Farben, die einander sehr nahe verwandt sind, stehen gut in einander, z. E. das Blau in Weiß, Inkarnat in Gelb: denn dieses macht eine angenehme Harmonie, die das Auge belustiget, und ist ein leichter Uebergang aus einer Farbe in die andere.

2. Farben, die sehr weit von einander entfernt sind, machen eine Schönheit zusammen, z. E. Schwarz in Gelb, Dunkelviolet in Weiß. Denn daher entstehet ein Kontrast, der das Auge rühret, und einen starken Eindruck macht. Hieraus folget:

3. Daß hier die Mittelstraße nicht die beste sey, und also Farben, die von einander sehr unterschieden sind, aber nicht genau, z. E. Weiß mit Blaßviolet, eben so übel stehen, als Farben die mit einander übereinkommen, aber nicht nahe, z. E. Gelb und Ziegelfarbe. Die Farbengebung muß das Auge weder ermüden noch unbeschäftigt lassen, und die Ausmessung der Verhältnisse der Farben gegen einander muß ihm weder zu leicht, noch zu schwer gemacht werden.

Die Farben selbst und ihre Verbindungen mit einander haben eine sehr unterschiedene Wirkung auf das Auge des Menschen, die der Schöpfer bey der Austheilung derselben in Betrachtung gezogen hat. Das helle Weiß beschäftiget das Auge sehr stark, weil es der ganze reflektirte Lichtstrahl ist, und wenn es anhaltend und in so großer Menge gesehen wird, so greift es heftig an und blendet. Man siehet davon ein Exempel an dem Schnee, der durch seinen Glanz die Augen roth und trübe macht. Das dunkele Schwarz beschäftiget das Auge gar nicht, weil es den Lichtstrahl verschlingt und gar nicht reflektirt, daher es traurig aussiehet, und wenig Vergnügen macht. Denn es ist mit den Sinnen, wie mit dem Verstande. Sowohl was sie ermüdet, als was sie müßig läßt, ist ihnen unangenehm. Daher sind diese beyden Farben schwarz und weiß in der Natur sehr sparsam ausgetheilt. Die grüne Farbe scheinet dem Auge am

meisten gemäß zu seyn, weil sie in der Reihe der Farben, die der weiße Lichtstrahl enthält, vermöge der Entdeckungen des Newtons, roth, goldgelb, schwefelgelb, grün, himmelblau, purpur und violet, gerade die mittlere, und also der halbe Strahl ist, den es am leichtesten ertragen kann, und der es weder zu viel noch zu wenig angreift, sondern erquicket. Daher ist diese Farbe in der Natur, sonderlich im Pflanzenreiche, am stärksten angebracht, welches eine grüne Kleidung trägt. Man kann also roth, goldgelb und schwefelgelb, schwere Farben nennen, weil sie näher an das Weiß gränzen, und mehr Kraft zum Sehen erfodern, als grün: himmelblau, purpur und violet aber leichte Farben, weil sie dem Schwarzen näher kommen, und weniger Kraft zum Sehen erfodern, als das Grün. Dieß bestätiget die Erfahrung, indem es die Augen nicht so sehr angreift lauter violet, als lauter hellroth um sich, und lange darauf zu sehen. Indessen ist weder alles was leicht, noch alles was schwer ist, allezeit angenehm oder unangenehm, sondern das Vergnügen erfodert eine proportionirte Anstrengung und Nachlassung unsrer Kräfte. Dieß ist der Grund der unterschiedenen Abwechslung, Mischung und Verbindung der Farben in der Natur: eine Anmerkung, die ich nicht zurück halten konnte, aber den Naturkündigern zu genauerer Untersuchung überlassen muß, weil ich sie hier nicht weiter trei-

ben kann, ohne meine Leser zu ermüden, und mich zu weit von meinem Endzwecke zu entfernen.

Was die Farben der Illumination in den Pikotten betrift, so habe ich zwey Arten derselben bemerkt, darunter sich alle besondere Gattungen derselben bringen lassen: es giebt gerade Farben, welche durchaus von gleicher Stärke sind, und die ganze Fläche, die sie bedecken, mit gleichem Glanz erleuchten, z. E. einerley roth oder blau. Es giebt aber auch schattirte oder getuschte Farben, wenn sie zwar von einerley Art, aber von unterschiedenem Grade ist, und sich vom Hellen ins Blasse oder vom Dunkeln ins Helle allmählig verlieret und ausgetuscht wird, z. E. dunkelblau am Rande, welches allmählig ins Hellblaue fällt, gegen die Mitte des Blatts. Man kann also die Illumination in die gerade und schattirte eintheilen.

Die gerade Illumination, die sich selbst an allen Orten der Stärke der Farbe gleich ist, muß zart gestrichen seyn, und keinen gar zu großen Theil des Blatts bedecken, wenn sie schön seyn und gut ins Auge fallen soll. Wenn das Blatt halb roth und halb gelb ist, oder große Flecken von Farbe ohne Ordnung darauf geworfen sind, so macht es eine schlechte Figur, und hat kein schönes Ebenmaaß, um das Auge zu rühren. Die Illumination ist die Zierrath der Pikotte: wenn derselbe verschwendet ist, so ist er unangenehm, und verursacht mehr Eckel als Vergnügen, sonderlich,

wenn er an sich selbst einfach ist, und nur aus einer Farbe bestehet. Man hat eine alte Blume, die man die Krone nennet, die roth ist mit einem ganz gelben Rande, der wie eine Flamme in das Blatt niederfährt, und die man wenig achtet *). Aber wie viel schöner ist die Prinzeßin Karoline, die eine schneeweiße Grundfarbe, und ganz zarte himmelblaue Kante hat, von welcher hier und da einige feine Strichlein als ein Faden in das Blatt laufen. So siehet der feine chinesische Katun aus, mit zarten Ranken von Blumenwerk gemacht, welcher für schöner gehalten wird, als wenn das ganze Gewand mit Blumen bedeckt ist. Der Mufti hat einen eyergelben Grund und kohlschwarze Kante nicht breiter als ein Strickstock mit einigen schwarzen Fäden, die hin und her durch das Blatt laufen. In den Tulipanen findet man die schwarze Farbe sehr ächt und besser als in den Nelken, wo sie nicht mehr als dunkelroth ist. Der Admiral Tromp hat eine perlfarbene Grundfarbe, und schmale Kante von dunkel- und stark karmoisin, aus welcher sehr scharfe Strahlen in das Blatt hineinfahren, die sich aber genau unterscheiden, als mit dem feinsten Pinsel gezeichnet, und die Hoheit mit der Annehmlichkeit ge-

*) Tournefort nennet sie Tulipa phoenicea, oris luteis. Institutiones Rei herbariae.

nau vereinigen. Diese zarte Illumination giebt der Blume eine gewisse Reinlichkeit und Feinheit, welche eine große Anmuth hat, und sich sogleich auf einem ganzen Beet unterscheidet.

Die schattirte Illumination einer Pikotte ist breiter und stärker als die gerade, und gehet bisweilen weit in das Blatt herunter. Sie hat allezeit einen Rand von einer dunkeln Farbe, welchen man das Ufer nennet. Dasselbe muß rein und völlig von der Grundfarbe abgeschnitten seyn, und läuft sowohl um den Rand des Blatts herum, als auch durch dasselbe mit allerley krummen Linien hin. Von diesen Ufern aus nimmt die Farbe allmählich ab nach der Mitte zu, und wird schwächer und gelinder. Wir wollen die Sache mit Exempeln erläutern.

Die Königin von Saba hat eine hochgelbe Grundfarbe, und die Illumination nimmt beynahe ein Drittheil des Blatts ein. Die Ufer derselben sind Kaffeebraun, welches sich gegen die Mitte in die Oelfarbe verlieret: durch welche, da wo sie am schwächsten ist, das Gelbe etwas durchschimmert. Sie siehet sehr ernsthaft aus, und verräth ihre Herkunft durch die Farbe.

Der Phaeton hat eine Citronengelbe Grundfarbe, und die Illumination gehet vom Rande aus, mit etwas breiten Streifen, beynahe die Hälfte des Blatts hernieder. Die Ufer dieser Streifen sind dunkelblau und in himmelblau aus-

getuscht nach der Mitte zu. Diese Ströme fliessen nach dem Rande des Blatts zu in ein blaues Meer zusammen, welches sehr schön ins Auge fällt, und diese Blume ist eine der schönsten, die ich gesehen habe.

Die Chloe hat einen goldgelben Grund, die Ufer der Illumination sind inkarnat in blaßroth ausgetuscht, und macht eine sanfte Schönheit aus, die auch ohne Pracht gefällt.

Der Narcissus ist sehr weiß mit Fleischfarbe, die in hellrothe Ufer eingeschlossen ist. Eine schöne Blume dieser Art ist der Vulkanus, die Grundfarbe ist sehr dunkelgelb, die Illumination braun. Die Ufer derselben sind nicht am Rande, sondern fangen sich tief im Kelch an. Die Illumination gehet nicht an einem hin, sondern ist flammenweise angebracht. Eine jede Flamme hat unten einen dunkeln Rand, von der Figur eines kleinen Bogens, aus welchem die Farben strahlenweise herausfahren, bis an eine andere Flamme, die über derselben ist. So ist die ganze Blume gleichsam mit Flammen bestreuet, und scheinet zu brennen, wenn man sie genau betrachtet, indem sie sich aufthut.

Die Agathe hat hellgelbe Blätter, in die Mitte eines jeden derselben ist gleichsam ein neues Blatt von Rosenfarbe gemahlt, mit Ufern, die sehr baroque, oder mit allerley Krümmungen aus-

geschweift sind, und zusammengenommen gleichsam eine Blume in der andern machen.

Ueberhaupt verräht diese Art der Blumen die Meisterhand der Natur, und hat nicht nur den Vorzug der Seltenheit, sondern auch ihre eigene Vortreflichkeit; die richtige Absonderung der Illumination von der Grundfarbe durch die Ufer, macht eine Deutlichkeit des Begriffs, den wir von der Blume haben, welche den Sinnen eben so angenehm als dem Verstande ist. Die mancherley Arten von krummen Linien, welche diese Ufer machen, laufen schlangenweise durch das Blatt, wie ein Bach durch eine grüne Wiese dahin, und sind ihrer Mannichfaltigkeit wegen angenehmer als geradlinichte Figuren. Die Gradation der Farben in die Tuscharbeit, ist so genau und richtig, daß die Verhältnisse von Punkt zu Punkt eben dieselben bleiben, und durch die Kunst kaum nachgeahmet werden.

Es ist keine Blume so bund als die Bizarden unter den Tulipanen, und ihre Mannichfaltigkeit ist so unaussprechlich, daß ein großes Buch erfodert würde, auch nur den kleinsten Theil derselben zu beschreiben. Ihre größte Vollkommenheit bestehet in der Vielheit und guten Mischung der Farben, wenn sie aber deren nur zwey haben, so müssen sie gut gestreift oder banagirt seyn. Die Streifen, welche von dem Blatt herunter bis in den Kelch oder aus demselben herauf in das Blatt laufen, müssen einander gleich seyn, gleich weit von

einander abstehen, und sich nicht zu sehr mit der Grundfarbe vermischen.

Die Amaryllis ist schwefelgelb: ein jedes Blatt hat fünf bis sechs Streifen von inkarnat, die in gleicher Entfernung von einander das Blatt die Länge hindurch streifen. Sie machen zusammengenommen ein Ganzes aus, wie ein gestreiftes Zeug, welches sehr angenehm in die Augen fällt, und eben so viel Mannichfaltigkeit als Uebereinstimmung hat. Man siehet gleichsam durch die Streifen hindurch, und die Blume scheinet eine Art von Gitterwerk zu seyn, welches das Auge betrüget. Der Pan ist eine Blume wie eine Faust groß, dunkelroth mit stumpfrunden Blättern, und mehr in die Weite als in die Höhe ausgedehnet. Auf beyden Seiten der drey inwendigen Blätter fahren aus dem Kelch schneeweiße Flammen heraus, bis mitten in das Blatt hinein am Rande hin, und breiten sich oben etwas aus. Diese sechs weiße Ströme im rothen Felde stechen sehr gut ab, und reißen das Auge mit einer unwiderstehlichen Gewalt an sich. Man wird selten finden, daß sich betrogene Farben, die von ganz unterschiedener Art sind, z. E. Violet und Roth mit einander vermischen. Sie bleiben gemeiniglich in einer Gattung, z. E. blau, roth, karmoisin, aber in derselben gehen sie oft alle Grade durch, und springen ab von der hellen in die dunkele, von der hohen in die niedrige.

Der Mohamed, welcher sehr gemein ist, hat einen sehr hohen Kelch, öfnet sich sehr weit, und zeiget alsdenn fast alle Arten von roth, so daß in der Mitte ein dunkelrother Streif herunter läuft, zu beyden Seiten aber die helleren Arten von rothen Flammen und Streifen ihn einfassen. Und diese folgen nicht immer stuffenweise, wie in der Tuscharbeit, auf einander. Oft fließt in einen blaßrothen Grunde ein hellrother Strom daher, und ist in eine Art von Ufer eingeschlossen, nicht weit von ihm ein anderer von einer andern Farbe.

Der Pluto hat oben um das Blatt herum eine ganz dunkelviolette Einfassung, die beynahe ganz schwarz ist, diese Dunkelheit nimmt nach dem Kelch herunter etwas ab, und wird braun, wie ein abgetragenes Schwarz, und macht eine Art der Dämmerung. Endlich fahren von unten aus dem Kelch heran schwefelgelbe Strahlen in das Graue und Dunkele herein, und erleuchten dasselbe auf die prächtigste und angenehmste Art. Es scheint die Grundfarbe gelb zu seyn, auf welche die Illumination so stark und reichlich aufgetragen ist, daß sie nur schwach hindurchschimmert. Von dieser Art kann ich einige Gattungen aufweisen.

Der Großvezier ist gelb, vielerley dunkelroth und schwarz. Die Farben sind so wunderbar gemischt, daß hier alle Regeln aufzuhören scheinen. Sie scheinen hinter einander hervor, sie

fließen durch einander, sie fallen, sie erheben sich wieder auf eine unerwartete Art, und die Schwarze breitet über die ganze Blume eine Ernsthaftigkeit aus, welche alle Aufmerksamkeit erfodert. Es ist ein Stern der ersten Größe auf ein Beet, und wer sie gesehen, wird sich nach mittelmäßigen Blumen wenig umsehen, die Kenntniß des Großen und Erhabenen bringt in allen Künsten eine Verachtung des Mittelmäßigen und Geringen mit sich. Indessen ist dieses doch nicht ohne Nutzen. Es muß auch was für den Pöbel der Blumisten seyn, der sich in alle Professionen mischet.

Der Adler ist so gestaltet: aus dem Kelch herauf steigen schwefelgelbe Streife, von der Breite eines Federkiels, gegen den Rand des Blattes in die Höhe, welche oben stumpfrund sind, und in der Mitte gleichsam einen weißen Kern haben, welcher daher entstehet, daß das Gelbe, welches in Ufer eingeschlossen ist, sich von beyden Seiten ins Weiße verlieret und auflöst. Sie stehen so weit von einander ab, als sie selbst breit sind. Der obere Rand des Blatts ist in eine etwa vier Linien breite Kante eingefaßt, von dem schönsten Violet, welches um die Ufer dem Schwarzen nahe kommt. Aus diesem blauen Meere fließen Ströhme herunter zwischen die gelben Streifen, und füllen den ganzen Zwischenraum derselben aus. Diese Strahlen der Illumination sind an ihren Ufern dunkel-

violet, welches dem Schwarzen nahe kommt, in ihrer Mitte aber läuft ein hellvioletter glänzender Strich herunter, so daß also weiß, gelb, dunkel und hellviolet durch das ganze Blatt mit einander abwechseln.

Die Faustina ist weiß und violet, welches oben am Rande des Blatts sehr dunkel ist, allmählig nach dem Kelch zu immer heller wird, und sich endlich im Weißen verliert. Die Blume ist sehr groß, und die sanfte Vermischung von blau und weiß macht eine dritte Farbe, die nicht geringe Annehmlichkeit hat.

In der Dulcinea liegt ein schönes Gelb zum Grunde, über dasselbe ist ein schwarzer Flor ausgebreitet, und in demselben gehen lange Streife von Ponceau herunter, die ein unterscheidendes Ansehen haben.

Man findet auch Karmoisin in Palje, Blau in Weiß, mancherley Braun in Gelb. Sonderlich aber nimmt sich das Rosenroth und die Fleischfarbe in einem glänzenden Weiß zu der Helena schön aus, welche eine freundliche und jungfräuliche Schönheit hat, die den Ernst der dunkeln Farbe mäßigt. Als eine Seltenheit einer Blumenflor kann man den Herold betrachten. Die Grundfarbe ist ganz dunkelroth oder braun, noch mehr als der Schmutzkoch, und kommt dem Schwarzen sehr nahe. Die Blätter haben alle schneeweiße Spitzen, und ein spitziger weißer Winkel sticht auch

unterwärts bis in die Hälfte des Blatts. Der Zuschauer weiset darauf am ersten mit den Fingern wegen ihrer unterschiedenen Gestalt, obgleich die Seltenheit größer als die Schönheit ist.

Als einen Anhang füge ich einen Auszug aus einem vortreflichen Werke bey, welches ich in der königlichen Bibliothek zu Göttingen angetroffen habe. Es führet die Aufschrift: Eden, und enthält eine Beschreibung der schönsten Blumen in England, mit beygefügten illuminirten Kupferstichen, in Regal-Folio; daher es auch sehr theuer ist, und siebenzig Thaler kostet. Mein theurester Freund, der **Herr Professor Weber**, eine Zierde des Blumistenordens, dem die Blumen nach den ernsthaften Geschäften der Weltweisheit zur Ergötzung dienen, hat die Gewogenheit gehabt, einige Beschreibungen der besten Tulipanen aus der englischen in die deutsche Sprache übersetzen zu lassen, um mir damit ein Geschenk zur Zierde meines Werks zu machen, welche hier folgen:

Die weiße purpurfarb gespitzte Tulpe.

(S. 308. Kupf. 26. Fig. 5.)

Die Tulpen werden in kurzer Zeit bey uns mit sehr großem Glanz der Schönheit und Mannichfaltigkeit ausbrechen. Diese ist eine Frühlingstulpe, und hat in diesem Stück einen großen Vorzug. Doch ist sie in ihrer einfachen Gestalt ohne große Pracht. Der Farben sind nicht mehr denn zwey: purpur und weiß; aber sie sind sehr schön angebracht. Der Kenner weiß, daß die eigentlichen (genuine) kenntlichen und wirklichen (real) Arten der Tulpen sehr wenig sind. Die Kunst hat die Farbe auf der Blume fast mehr, als man sich vorstellen kann, verändert und vermehret. Aber es ist leicht, alle diese Verschiedenheiten unter eine von zwey oder drei ursprünglichen Arten zu bringen. Diese ist eine von denen, welche die Kultur am wenigsten verändert hat. Der größte Theil der Schriftsteller hat sie unter andern genennet; Tulipa und Tulipa Turcarum. *Linnaeus*: Tulipa flore erecto foliis ovato lanceolatis: die gerad, mit runden und spitzigen Blättern blühende Tulpe. Die Gärtnersnamen von Blumen sind nicht nur der Kenntniß der Liebhaber zu gering, zu seicht, zu unvollkommen und ungewiß, sondern auch zu einem wirklichen Gebrauch zu unbestimmt. Der Name, welcher

von einer dieser Personen zu einer Zeit einer Blume gegeben wird, wird zu einer andern Zeit einer ganz verschiedenen beygelegt *). Diese Tulpe ist davon

*) Dieß ist eine starke Lektion für mich und alle Blumengärtner, die ein starkes Wörterbuch derselben aufzuweisen haben. Wir wollen uns verantworten. Die Namen der Dinge sind entweder wesentlich, und drucken die Natur und Beschaffenheit derselben aus, oder willkührlich und in ihrem Wesen entweder gar nicht, oder auf eine sehr entfernte Art gegründet. Von der ersten Art sind die Benennungen der Arten der Blumen: Farbenblumen, Pikotten, Bizarden, Konkordien, welche die Beschaffenheit der Illumination erklären. Man hat dergleichen auch von besondern Stücken, z. B. der weiße Schwan. Flavia cana. Bey den Individuis sind die willkührlichen Benennungen unentbehrlich, weil die Menge und Mannichfaltigkeit ihrer karakterisirenden Bestimmnng so groß ist, daß man sie mit vielen Worten kaum kenntlich machen kann. Und das sind nicht Namen sondern Beschreibungen. Indessen sind diese willkührlichen Benennungen doch nicht seichte und unnütz, weil dabey nichts gewisses ist, und sie keinen Begriff von der Blume geben. Denn wenn ich einen Menschen Kunz oder Kaspar nenne, so kann ich daraus nicht begreifen, wie er aussiehet und wie groß er ist. Gleichwohl unterscheide ich ihn dadurch von andern, wenn ihm der Name einmal eigen ist. Ja die Namen sind bisweilen der Beschaffenheit der Person zuwider, und gelten dennoch. Die Johannen sind nicht alle huldreich, die Georgen nicht alle Ackerleute, die Konstantins nicht

ein Beweis. Sie wird im Frühling in England Pretty Betty (das schöne Lißchen) genennt: bey einigen behält sie diesen Namen immer fort: aber andere, wenn sie Wurzel von andern Orten unter demselben Namen bekommen haben, legen ihn derselben ebenfalls bey. Auf diese Weise ist bey solchen Benennungen nichts gewisses. Sie geben keinen Begriff von der Blume, welcher sie beygeleget werden, und können deswegen bey der einen sowohl als bey der andern gebraucht werden. Linnäus verbannte viele leere Benennungen, brachte seine eigentliche, deutliche und karakterisirenden Namen der Pflanzen auf, und gab der Welt zu gleicher Zeit eine Regel und Exempel. In Absicht auf die Blumen könnte etwas ähnliches geleistet werden; obgleich, was die Raritäten betrift, diese nicht so unterscheidend (distinct) sind als die Species, und auch nicht so gut unterschieden werden können. Ein Name, welcher eine Art bezeichnet, kann bey jeder andern gebraucht werden. Dieß wollen wir versuchen, und es wird zum we-

---

alle beständig, und doch nennet man sie also. Wenn eine Blume einen Namen hat, so kann man sie bey demselben geschwinder nennen, als man sie beschreibt, man kann sie unter demselben von andern verschreiben, und wenn man sie in seinem Garten erzeugt hat, so hat man ein Recht ihr solchen zu geben,

nigsten einigermaaßen nützlich seyn. Der Name also, die weiße purpurfarb gespitzte Tulpe, ob er gleich diese Blume nicht von jeder andern Art unterscheidet, so kann er doch, wofern er nicht ungewöhnlich verlängert wird, dem ohnerachtet einen Begriff überhaupt von ihren Farben und ihrer Beschaffenheit geben, und sie von vielen unterscheiden.

Die Wurzel ist eine Zwiebel, von einer ovalrunden Figur, welche mit einer weißen Rinde bedeckt ist. Die Blätter sind breit und von einem blaulichten Grün: sie sind breit, hohl und spitzig. Der Stengel ist zehn Zoll hoch, dünn, rund, und nicht gar zu stark: aber er trägt doch die Blume gerad von der Knospe an; läßt sie nicht beugen, wie die kleine gelbe Tulpe, welche eine ganz verschiedene Species, und, wie diese, eine Quelle von unzähligen Varietäten ist. Oben auf der Spitze des Stengels stehet die Blume, so wie bey andern Tulpen, nackend, oder ohne Kelch. Sie ist aber von der mittlern Größe unter diesen Blumen und hat spitzige Blätter. Die Grundfarbe ist perlenweiß. Die Einfassung rundherum auf jedem Blatt ist ein breiter Streif von schönem Purpur, der ununterbrochen fortgeht. Die Ribbe in der Mitte eines jeden Blatts hat gegen seine basin gleichfalls kleine purpurne Streife: aber diese Farbe gehet aufwärts gleichsam weg. Dieß ist die natürliche Farbe dieser Blume. Aber die Gärt-

nerkunft vergrößert ihre Gestalt, verändert das Weiße mit mehr purpurnen Strichen, und bringet ganz andre Farben zum Vorschein. So, wie wir sie beschrieben haben, ist ihre ächte natürliche Farbe. So findet man sie auch auf den Feldern und in Gebüschen gegen Osten. Keine Blume ist zur Untersuchung junger Kenner geschickter. Die Natur kann nicht eine einzige aufweisen, in welcher die Fäserlein, ihre Knöpfe und der Grund (rudiment) nebst dem stigma deutlicher wären, als in der Tulpe. Die ganze systematische Botanik beruhet bis jetzt auf diesen Theilen, und es wird für tüchtige Anfänger sehr nützlich seyn, ihren ersten Unterricht daher zu nehmen. Wir haben bemerkt, daß sie keinen Kelch hat. Die Blume wird ihnen einen richtigen Begriff geben, wovon sie glockenförmig (Bell - ſhap'd, campanulated) genennet wird. Sie besteht aus sechs Blättern, welche so geordnet sind, daß sie einen hohlen Leib formiren, der etwas weiter ist als die Oeffnung. Der Fäserlein sind sechs, und sie haben breite, länglichte gerade viereckigte Knöpfe, welche frey und von einander abstehen. Den mittlern Theil nimmt das Weiblein (the femal organs) ein. Das stigma ist daran sehr deutlich zu sehen, obgleich der Stengel mangelt. Dieser Theil erhebet sich ordentlich von dem Grund (rudiment) des Saamengefäßes, und träget das stigma: alsdann ruhet das eigentliche (eſſential) organ oben auf der Spitze des

Grundes (rudiment). Es ist sehr breit, länglicht, rund, aber mit drey hohen Spitzen bezeichnet, und das stigma, welches seine Spitze zieret, ist dreyeckigt und aus drey vereinigten Theilen zusammengesetzt. Die Winkel sind kerbicht und gespalten, und das übrige Ganze dienet dem Saamengefäße zur Reife: indem es innerhalb in drey Kammern getheilet ist, und in jeder eine große Anzahl von Saamenkörnchens enthält, die in der Gestalt eines halben Cirkels und flach sind, in einer doppelten Reihe liegen, und durch kleine Theilchen (substances) die ihnen an Gestalt ähnlich sind, von einander abgesondert werden. Die Anzahl der sechs Fäserlein zeiget, daß die Tulpe in die sechste Klasse des Linnäischen Systems gehöret und die Hexandria ist. Und das einzelne stigma, an dessen statt kein Stengel da ist, zeiget, daß sie von der Monogynia ist, in der ersten Section dieser Klasse. Die Kultur der Tulpe wollen wir bey schönern Arten in einer folgenden Nummer weitläuftig abhandeln.

Die gestickte Tulpe.

(S. 361. Kupf. 31. Fig. 1.)

Wir haben schon so viel von der Art der Tulpen gesagt, daß die Leser in keiner Gefahr seyn werden eine Varietät mit einer Species zu verwechseln. Die Geschöpfe der Gärtnerskunst sind in

keiner Blume zahlreicher: aber der Originalpflanzen, von welchen sie entstanden, sind nur wenige. Diejenigen, welche bald blühen, haben davon ihren Werth: aber wenn auch dieser gering wäre, so hat diese doch mehr als einen Anspruch auf den Blick des Blumenfreundes. Die Frühlingstulpen überhaupt sind kaum in den Stengel, so haben sie eine kleine Blume: obgleich verschiedene von den späten Arten es in diesem Stücke nicht eben so thun, so ist es doch bey beyden ein mittelmäßiges Kennzeichen: so wie es oft bey vielen der Frühlingstulpen ist, so ist es auch bey einigen von den spätern: und ihre Blume hat eine sehr freche und lebhafte Farbe. Wir haben von der unbestimmten Beschaffenheit der Gärtnersnamen bey den Tulpen geredet: sie verdienen in Wahrheit wenige Kenntniß. Das besondre, das diese hat, ist durch den Beysatz Gestickt gut ausgedruckt. Die zweyte Farbe ist so beschaffen, daß das ungeübteste Auge die Eigenschaft der Expression erkennen wird. Diejenigen, welche von Frühlingsblumen geschrieben, haben sie Tulipa pumila und Tulipa bicolor genannt, die kleine Blume und die zweyfärbige Tulpe. Aber dieser Unterschied verschwindet, da die Varietäten so vervielfältigt sind. Linnäus zählt sie zu seiner zweyten Species, unter dieser Rubrik, Tulipa capo tsriphyllo foliis ovato lanceolatis. Die Tulpe mit länglicht gespitzten Blättern; und mit einem dreyblätterichten Stengel.

Dieser letzte Karakter ist aber ungewiß. Er hat ihn auch in seinem letzten Werke von dem Namen der Species weggelassen, und in seine Stelle gesetzt, flore erecto, mit einer geraden Blume; indem die gelbe europäische Tulpe den Kopf hängt. Die Wurzel ist rund, klein, fleischigt, und von außen aufgeschwollen. Die Farbe ist braun, und die äußere Schaale ist oftmals wollicht. Das Wesen (substance) der Wurzel ist feste, weiß und saftig; und aus ihrer basi gehen einige dünne Fäserchen heraus. Die Blätter sind lang, doch haben sie auch eine beträchtliche Breite: sie sind sehr spitzig, fleischig, und von einer frischen grünen Farbe, mit einem kleinen blauen Strich. Der Stengel ist vierzehn Zoll hoch, rund, ziemlich gerade, und etwas haaricht. Seine Farbe ist blaßgrün, und hat gemeiniglich rothe Striche. Es sind meistentheils drey Blätter daran; aber das ist nichts gewisses: sie sind von der nämlichen Gestalt mit denen an der Wurzel, und mit einem grauen Staube bedeckt. Eine Blume, und zwar eine sehr schöne endigt den Stiel. Die Grundfarbe ist gelb mit einem breiten Strich Karmoisin: welcher aber nicht fleckweise, wie bey einigen Arten darauf ist, sondern er breitet sich von Natur nach Art der Strahlen aus, als wenn er durch die Kunst durch gestickte Arbeit, darauf gelegt wäre. So viel läßt sich bey dieser Tulpe gewisses und beständiges angeben; aber es ist daran auch ein großer Theil zu-

fälliger Veränderungen zu sehen. Das Gelbe ist zuweilen blaß oder (Citronen-) Pomeranzengelb: bisweilen völlig goldgelb. Und obgleich das Rothe allezeit die nämliche Karmoisinfarbe hat, so ist es doch in Graden von sehr Blassen zum sehr Hohen verschieden. Daher kommen diese zahlreichen Veränderungen des Saamens (seminat) von dieser Pflanze, welche an sich nichts mehr denn eine Varietät von der original Species ist, die wir eben genennt haben. Unterdessen sind diese alle durch die Gärtnersnamen unterschieden, welche sie theils von ihren Meistern, theils von der ausschweifenden Einbildungskraft bekommen haben. So wie die Farbe bey dieser Blume sehr schön ist, so hat sie die Natur gleichfalls in einen sehr großen Vorzug, und in eine sehr angenehme Zeit gesetzet. Die kalte Jahreszeit, in welcher diese Blume erst zum Vorschein kommt, hindert sie, daß sie sich nicht bald öffnet, oder ihre Schönheit bald verlieret. Die Farben erscheinen zuerst an der äußern Seite, wenn sich die Blume noch nicht geöffnet hat, und sind bey ihrer Erscheinung schwach. Nach und nach glänzen sie mit mehr Lebhaftigkeit und Munterkeit: und wenn wir sie in diesem Zustande einige Tage bewundert haben, so sondern sich die Blätter von einander; wir sehen in die Blume, und schätzen die äußern Striche und Röthe gering in Vergleichung mit der innern gestickten Farbe. Sie öffnet sich langsam, und die Farben werden stärker,

je nachdem die Blume der Sonne und der Luft ausgesetzt ist. Endlich breiten sich die Blätter weit aus einander, und in der Zeit einer Woche haben wir die ganze Ausbreitung von der höchsten Farbe. Hierauf verläßt sie der Schatten und das Licht, die Farbe wird schwach, und die Blume verwelket bald hernach. Ihre Dauer ist sehr beträchtlich; ich habe sie in der abwechselnden Pracht der Schönheit einen Monat lang gesehen. Die Kennzeichen der Tulpe haben wir schon zu nennen Gelegenheit gehabt, und sie sind in keiner Species oder Varieté deutlicher, und fallen nirgends besser in die Augen, als bey dieser. Sechs sehr lange und breite Knöpfe läßt sie in der Mitte sehen, und setzet die Pflanze zur Hexandria. In der Mitte derselben erscheinet ein breites dreyfach getheiltes stigma oder Kopf, und da dieses in dem Bauch abgesondert und an einem einfachen Grund (rudiment) eines Saamengefäßes befestiget ist, so beweiset es, daß sie eine von der Monogynia ist. Die Fäserlein sind kurz, obgleich die Knöpfe breit sind. Das stigma hat keinen Stengel. Denn wir haben dem Liebhaber gesagt, daß diese bestimmten Theile zu bemerken, und die Knöpfe und das stigma als Karaktere anzusehen sind, wenn diese kleinen Theile, auf welchen sie von Natur ruhen, unvollkommen und unsichtbar sind. Was noch übrigens vom Karakter der Tulpe zu sagen ist, bestehet darinnen, daß sie sechs Blätter und keinen Kelch hat; die

Saamengefäße sind sehr viereckigt, lang und in drey Zellen getheilet, mit breiten Saamenkörnchen, welche durch kleine Stückchen (fragments) in einer doppelten Reihe separirt sind.

Die Bearbeitung (*Cultur*) dieser Tulpe.

Man muß überhaupt bey dieser Tulpe eben so verfahren, wie bey andern frühen Arten, von welchen wir geredet haben: und es wird noch mehr und weitläuftiger in der folgenden Nummer, welche der Tulpe gewidmet ist, aus einander gesetzet werden. Was bey der Kultur dieser schönen Blume besonders zu beobachten, ist dieses, daß man ihr einen Ort geben muß, wo sie von rauhen Winden frey, doch aber der Sonne nicht zu sehr ausgesetzt ist: hierdurch sorgt man für die lange Dauer der Blume. Denn was die Sonne betrifft, so macht sie dieselben welk. Der Gärtner hat nicht zu befürchten, daß sie wegen des Mangels des nährenden (genial) Einflusses dieses allgemeinen Vaters der Blumen etwas leiden möchte: die Erfahrung in unsern eigenen Gärten, und was wir sonst gesehen oder bemerket haben, beweiset zusammen, daß sie der Kälte Trotz bietet. Ich habe die Probe mit einem wärmern und schattichtern Beete gemacht, und gefunden, daß die Blumen, da, wo mehr Sonne war, zehn Tage eher verwelket sind, als in dem Schatten; und daß die Farbe besser war, je nachdem weniger Sonne auf

das Beet fiel. In den nördlichen Theilen von Europa ist keine Art der Blume so gut. Es giebt eine größere Varietät von dieser Art in Rußland, und die Menge der schönen Tulpen in den gemeinen Gärten in Dännemark sind hauptsächlich von diesem Geschlechte. Dieses sind die Tulpen, deren von Herrn Henschaw Erwehnung geschiehet, in seinen Bemerkungen von Dännemark, welche das Publikum den mehr treuen als akkuraten D. Birch in seinen Sammlungen zu verdanken hat.

Die Amethystfärbige Tulpe.
(S. 339. Kupf. 32.)

So unzählig die Tulpen gleich denen Klapperrosen in unsern Gärten sind, so ist doch der ursprünglichen Arten eine sehr kleine Anzahl. Wir wollen einige von den vornehmsten zur Warnung der jungen Botanisten gegen ihre Voraussetzung von so vielerley Arten (species) beschreiben. Diese, die eine von den größten und schönsten unter allen ist, und tausend andere, sollen von dem Saamen einer von den frühen Tulpen herkommen. Die Schriftsteller, welche von frühen Blumen gehandelt, haben sie genennet: Tulipa praecox maior, bey vielen andern heißt sie: Tulipa praecox Amethystina varia, so haben sie John Bauhine und Tournefort genannt. Es ist eine von der gemeinen Art der breitblätterichten Tulpe, die

bey dem Linnäus mit dem Namen Tulipa flore erecto foliis ovato lanceolatis bezeichnet ist, die gerad blühende, und mit länglichtgespitzten Blättern versehene Tulpe. Die Wurzel ist rund, von einer länglichten Gestalt, innwendig weiß, und mit einer braunen Schaale bedeckt. Die Blätter sind groß, breit, länglicht, ausgehöhlt, am Ende spitzig, und von einem blassen blauen Grün. Sie sind welligt am Rande, und scheinen staubigt. Der Stengel kommt in der Mitte derselben heraus, und ist stark, gerade fünfzehn Zoll hoch, von einer blaßgrünen Farbe, mit einem grauen Pulver bestaubt. Es sind zwey oder drey Blätter daran, die denen an der Wurzel vollkommen gleich aber schmäler sind. Auf der Spitze stehet eine große und eine vollkommen schön gestaltete Blume, die in diesem Stück größtentheils den späten Tulpen gleich, und denselben in vielen andern Stücken noch vorzuziehen ist. Sie hat sechs Blätter, welche in zween Reihen liegen, drey außen und drey innen. Die drey innern sind etwas grösser, als die drey äußern, und auch schöner gefärbt. Sie sind in der Gestalt einer Art von Glocken gesetzt, schön gerundet am untersten Theil, und gerade in der Stellung; die Wendung von aussen ist ungemein, so wie die Beugung von innen. Diese Blume hat keinen Kelch, sie stehet ganz nackend auf der Spitze des Stengels; aber die Festigkeit der Blätter, und ihre im Ganzen gehohlte

Form, sondern in einem schönen Verhältnisse, um die befruchtenden Theile, ohne diesen Beystand, zu erhalten. In der Mitte gehen sechs Fäserlein hervor, die sehr lange und breite Knöpfe von einer braunen Farbe haben, und in ihrer Mitte steht ein einfaches stigma von einer dreyeckigten Gestalt, und gleichsam in drey Theile getheilet. Es hat keinen Stengel, sondern ist an dem obersten Theil des Saamengefäßes befestiget. Die Grundfarbe an dieser Blume ist perlengrau mit einer Mischung von schwachem Karmoisin, der sich darüber ausbreitet; und der ganze Körper innen und außen ist sehr schön und stark mit einer Vermischung von Blau gefärbet. Dieß ist die wahre Amethystenfarbe, und durch Streifen, Strichen und Flecken mit einer sehr angenehmen Unregelmäßigkeit angebracht. Die Streifen sind breit, und gehen vom untersten Theil der Blume an bis an den obersten. Die Striche sind schmäler, und verlieren sich in einer kleinen Entfernung vom obersten Theil; und die Flecken, welche länglicht, wellicht und wolkicht sind, verlieren sich auf eben diese Art, in einer kleinen Entfernung von der Spitze: welches insonderheit bey dem Rande der Blätter und ihrem obersten Theile geschiehet. Die sechs Fäserlein und der einfache Stengel zeigen, daß die Pflanze eine von der Hexandria Monogynia, ist. Ihre Kultur wollen wir in unsrer nächsten

Nummer weitläuftiger mit der Kultur der andern Tulpen angeben.

Die Traubentulpe (wo viele Tulpen an einem Stengel sind.)

(S. 421. Kupf. 36. Fig. 1.)

Wir haben in der vorhergehenden Nummer überhaupt von den Tulpenarten, und einigen schönen Varietäten, welche durch die Kultur erhalten werden, Rechenschaft gegeben; aber ihre Anzahl ist noch nicht erschöpft. Es werden uns noch einige schöne Blumen von ihnen, die Fritillary, und andere Arten fehlen, welche, indem sie später, als zur gewöhnlichen Zeit aufblühen, den Frühling mit dem Sommer verwechseln, und ihre gemahlten Häupter, unter denen von ganz verschiedener Art, emporheben. Die gegenwärtige Tulpe ist ein Exempel. Sie wird wegen ihrer ganz besondern Beschaffenheit, und der Anzahl der Blumen an einem Stengel, und deswegen, weil sie später, als zur gewöhnlichen Zeit aufblühet, von den gemeinen Schriftstellern mit einem besondern Namen bezeichnet. Wie wir dem Liebhaber gesagt haben, so bringen zwey Originalarten alle die Varietäten der Tulpen unsrer Kenner hervor. Die eine unterscheidet sich durch eine sich beugende, die andere durch eine gerade Blume. Diese ist von dem Geschlecht der letztern Art, und ist ihre

große Menge ihren vielen Blumen schuldig, welche sie allezeit erhält, wenn sie durch Zwiebeln fortgepflanzet wird: und gewiß, nicht der Saat. Dieß ist der größte Unterschied zwischen Species und Varietäten, und zeigt, daß diese gegenwärtige Pflanze mit allem, was sie besonders hat, allein unter die letzte Klasse gehört. Diejenigen, welche von Frühlingsblumen geschrieben haben, sind mit ihr bekannt, und haben sie von der Zeit ihrer Blüthe die späte Tulpe genannt: Tulipa serotina, und von der Theilung des Stengels, um die vielen Blumen zu tragen, Tulipa ramosa und Tulipa prolyclonos; Namen, welche in den beyden Sprachen die ästige Tulpe anzeigen. Clusius, welcher diese Art nach der ordentlichen Beschaffenheit, wenn sie eine einzelne Blume trägt, beschreibt, glaubt, sie wäre in Species getheilet: und indem er die Traubenzahl nennet, so sieht er sie als eine Varietät an. Der Liebhaber nach der Methode des Linnäus hält sie für eine von der Geßnerianischen Tulpe, die bey dem Autor mit dem Namen Tulipa flore erecto foliis lanceolatis, bezeichnet ist. Die Wurzel ist sehr groß, länglicht, mit einer hochbraunen Schaale bedeckt, und mit vielen Fäserlein behängt. Die Blätter, deren viele sind, sind breit, stark, graulich, welligt am Rande, und am Ende spitzig. Die breitern liegen unten, aber sie sind alle in der nämlichen Form, wie die in dem Stengel. Dieser ist zwey einen halben Fuß hoch, rund,

stark, blaß, gegen dem obern Theil zu in verschiedene Aeste eingetheilet, und mit einem grauen Schimmel (Reif) bedeckt. Die Blätter sind am Stengel wechselsweise angebracht, und am obersten Theil eines jeden Astes steht eine große Blume. Die Gestalt ist, wie bey der ordentlichen Tulpe. Die Farbe ist dunkelroth, bisweilen hochgelb, mit einem violet, schwarzbraunen oder dunkeln Grund, und von Natur an jedem Blatt durch eine weiße Linie begränzt. Die innern Theile sind just so, wie in andern Tulpen, und referiren sie offenbar zu der Hexandria Monogynia, der sechsten Klasse nach der Methode des Linnäus, und deren erste Sektion.

Die Kultur dieser Tulpe.

In dem Zustande, in welchem wir sie beschrieben haben, ist sie ein Geschöpf des Gärtnerfleißes, aber in ihrer natürlichen Beschaffenheit trift man sie wild in Menge auf den sumpfigten Wiesen gegen Osten an: woraus wir lernen, worauf bey ihrer Kultur überhaupt zu sehen ist. Es sind beynahe zweyhundert Jahr, daß die Geßnerianische oder morgenländische Tulpe in die europäischen Gärten gebracht worden ist; von welcher diese Varietäten sogleich erzeugt worden sind, und nun gefälliger Weise auf den Beeten derjenigen erscheinen, welche Geduld genug haben, ihre Blumen durch den Saamen hervorzubringen.

Sie

Sie mag nun åstig oder einfach seyn, so bringt ihr Saame selten einige Varietåten hervor, ausgenommen auf diesen Umstand: was ich meistentheils bemerkt habe, ist dieses, daß der Saamen von der gelben gerne die rothe spåte Tulpe hervorbringt, und der Saame an der rothen, die gelbe, wie dieses, der in seinen Experimenten sehr sorgfåltige und in seinen Nachrichten davon getreue Clusius lange vorher mit der nåmlichen Einschrånkung bemerkt hat. Es ist zu verwundern, aber es scheinet doch gewiß zu seyn, daß die Alten diese sonderbare und schöne Blume nicht gekannt haben. Daß die Griechen, die sich so gut auf die Pflanzen verstanden, und in einem hohen Grad die Schönheit derselben eben sowohl als ihre Eigenschaft bewunderten, diese Tulpe, eine Geburt ihres eigenen Welttheils, und die sich so sehr durch ihre Gestalt und Farbe unterscheidet, nicht sollten gekannt haben, ist sehr sonderbar. Aber kein einziger von ihren Schriftstellern thut ihrer Erwåhnung, und es ist auch in ihrer Sprache kein Name für sie. Der Name Tulpe ist türkischen Ursprungs und spåte bekannt worden. Wir erhielten die schönen Arten von ihnen Anno 1559. und obgleich Europa das Vaterland der kleinen gelben Species mit dem hångenden Kopf ist, so hat man sie doch lange nicht bemerkt. Die Vermuthung, welche die Tulpe für die bey dem Theophrast bis zur Ausschweifung gerühmte Pflanze hålt, ist, in Be-

trachtung der Bestätigungsgründe, ungereimt. Denn Plinius, der sich aus kleinen Wunder kein Gewissen macht, ist bey der Wiederholung ungewiß, und schreibt auf das Ansehen des sonst so wichtigen und akkuraten Originalautors. Theophrast giebt keine Beschreibung: ein Indianer, sagt er, besaß diese Pflanze, und sagte ihnen ihre Würkung. Es war vermuthlich die Ginseng aus neuern Zeiten: eine Geburt eines Theils von Indien, mit dem sie Gewerb hatten, und wird nun wegen ihrer ähnlichen, wiewohl nicht gleichen Eigenschaften, gerühmet.

Die flammende (feurige) Tulpe.

(S. 446. Kupf. 38. Fig. 2.)

Diese Tulpe wird in Holland sehr geschätzt, und sie scheint es auch in aller Absicht werth zu seyn. Denn ausserdem, daß sie eine vortrefliche Farbe hat, so giebt ihr auch die Zeit ihrer Blüthe ein besonderes Verdienst: denn sie kommt hervor, wenn die übrigen alle ihre Schönheit verlohren haben, und muß deswegen in ein besonder Beet, oder mit zwey oder drey andern späten Arten, und nicht unter den übrigen zugleich gepflanzet werden. Wenige Leute erwarten auf einem Tulpenbeet eine oder zwo Blumen, wenn die übrigen verwelket sind; und daher kennt man sie weit weniger, oder hat sie nicht so beobachtet, als sie es verdienet: denn sie bekommt ihre Blume nicht eher, als bis alle ausgeblühet haben. Sie ist eine von den vie-

len Varietäten, welche durch die Kultur von der gemeinen orientalischen Tulpe hervorgebracht worden, und ist überhaupt so, wie die übrigen zu bearbeiten. Die Wurzel ist groß, und mit einer schwarzbraunen Schaale bedeckt. Die Blätter sind sehr breit, von einem grauen Grün, welligt am Rande, dauerhaft und tief (hohl). Der Stengel ist dick und gerade, einen Fuß hoch, und von einer blassen Farbe; es sind zwey oder drey Blätter daran, gleich denen an der Wurzel, und auf der Spitze ist eine einzige Blume. Sie ist unter den Tulpen von der größten Länge, und giebt in der Schönheit und besondern Farben wenigen etwas nach. Die Grundfarbe ist recht schneeweiß, und kommt weder ganz der gelben noch der grauen nahe. Die (Auszierung mit verschiedenen Farben) Schattirung ist roth und gelb: sie macht auf dem weißen Grund ein schönes Gepränge. Es sind in den schönsten Blumen einige Grade zwischen den zwey Farben, so wie Feuerfarbe, Orange und Safran, neben dem vollkommen rothen und den ganz gelben. Ueberhaupt liegt das Rothe in breiten und starken Strichen auf den Blättern, und das Gelbe ist eine Art von Einfassung am Rande. Ihre Kultur hat nichts besonders. Sie entspringt von Saamen unter andern Varietäten, und wenn sie durch dieses Mittel erhalten worden sind, so müssen sie durch Zwiebeln fortgepflanzt werden. Man muß mit ihr so umgehen, wie wir bey den Tul-

pen bey einer vorhergehenden Nummer gezeigt haben.

Die Perlen- und Purpurfarbene Tulpe.

(S. 447. Kupf. 38. Fig. 3.)

Dieß ist eine sehr schöne Blume, obgleich nicht eine von denen, welche durch ihre Gestalt das Auge in der Entfernung mit ihrer Schönheit ergötzen können. Sie hat nur zwey Farben, welche aber doch so fein vermischt sind, daß man sie in der Nähe betrachten muß, wenn man ihrer Spur vollkommen folgen will. Es ist eine Varietät von der gemeinen orientalischen Tulpe, und blühet mit der vorhergehenden. Die Wurzel ist klein, länglicht, und mit einer Kastanienbraunen Schaale bedeckt. Die Blätter sind breit und kurz, sie ist gewöhnlich beynahe einen Fuß lang, aber wenn sie nicht unterstützt wird, so kann sie die Blume nicht gerade tragen. Es sind zwey oder drey Blätter daran, die denen an der Wurzel völlig gleich sind. Auf der Spitze steht eine schöne Blume. Sie hat sechs Blätter, so wie andere Tulpen, welche sie oben von Natur aus einander wirft. Die Farben daran sind zwey: eine sehr angenehme perlenweiße, und eine feine purpurne. Die weiße ist die Grundfarbe, und die purpurfarbne liegt darauf in länglichten Strichen, von dem mittlern Theil eines jeden Blatts zu dem Rande, welche sie in einigen bis an den äußersten Theil fortwellt. Sie sind dünne gleich den Fäden in dem vollkommensten Zu-

stand der Blume, und liegen so nahe an einander, daß sich wegen der sehr geringen Entfernung, der Unterschied zwischen ihnen und dem weißen Raum verliert, und der Blume einen völligen Purpurglanz giebt. Die innern Theile sind, was die Anzahl, Gestalt und Lage betrifft, wie in andern Tulpen, und zeigen, daß sie zur Hexandria Monogynia gehört. Die Kultur ist von der Kultur der andern in nichts unterschieden, welche wir weitläuftig in einer vorhergehenden Nummer angegeben haben. Sie soll sich unter den Tulpen befinden, welche durch das gute Aufschießen des Saamens erzeuget werden, und muß nachgehends durch Zwiebeln fortgepflanzt werden. Die späte Zeit, in welcher sie ordentlich blühet, ist ein angenehmer Vorzug an ihr: und sie muß bey später Pflanzung etwas abgelegen zurückgesetzet werden. Aber wenn sie zu weit in den Sommer fällt, so wird sie nicht so schön blühen, oder nur einige Zeit dauern. Man muß für die späten Tulpen einen Ort wählen, der der Sonne wenig ausgesetzt ist, und sie beysammen pflanzen. Sie erfordern häufiges Wässern gegen die Zeit der Blüthe.

Die späte Doppeltulpe.

(S. 468. Kupf. 40. Fig. 1.)

Diese Tulpe ist so gut als andere Arten der Vervielfältigung der Blätter fähig, welche dasjenige ausmachen, was wir die Verdoppelung in einer Blume nennen: aber gemeiniglich wird sie in die-

sem Zustande nicht viel geachtet. Die Schönheit dieser Blume ist von Natur von einer ganz andern Art, und die Verdoppelung ist selten vollkommen. Wir stellen nichts destoweniger dem begierigen Leser hier die Blume vor, so wie sie es verdienet, damit er von der allgemeinen Verachtung befreyet wird: in so fern daran außer einem großen Theil der Schönheit, etwas besonders in der Verdoppelung ist, die man an jeder andern Art nicht bemerkt. Wenn wir den Ursprung der doppelten Tulpen untersuchen wollten, so würden wir finden, daß er beynahe so lange bekannt ist, als die Blume selbst in unsre Gärten gebracht worden ist. Es sind nicht ganz zweyhundert Jahre, seitdem die ersten morgenländischen Tulpen in Europa erschienen sind: und etwa zwanzig Jahre hernach gab Clusius eine Nachricht von einer Tylpe von der späten Art mit einer doppelten Reihe von Blättern. Dieß war die erste Tulpe, die man in Europa gesehen, und war eine schlechte Blume. Die Farbe, welche vorzüglich grün ist, und nicht die Vortreflichkeit, machte sie beliebt, daß man sich um ihre Kenntniß nebst andern bewarb, seitdem Bresler zwey, eine scharlachene und eine gelbe, beyde sehr schön gedoppelt und von sehr später Zeit, vorgestellet hat. Die Gärtner zu Paris haben zwey andere aufgewiesen, welche sie durch die Namen Croustilleuse und Monstre jaune double unterschieden. Die friesierte, seltsame, und die

ungeheure (wunderbare) gelbe doppelte Tulpe. Es ist sonderbar, daß alle diese von der späten Tulpenart sind. Clusius setzt dieses Besondere in ihre Namen, Tulipa serotina viridis duplici foliorum serie, und Besler setzt die nämlichen Kennzeichen zu seiner neuen: Tulipa serotina flore pleno miniato und Tulipa serotina tota lutea flore pleno. Die späte grüne doppelte: die späte rothe doppelte und die späte gelbe doppelte Tulpe. Von der französischen ist die erste von bunter Art, und die andere von der großen gelben; beyde also späte Tulpen. Unsre Gärten weisen einige Tulpen auf, welche mehr oder weniger doppelt sind, frühe und späte, obgleich nicht ganz von einer dieser Arten; und es sind theils solche, welche viele gleiche Blätter haben, theils solche, wo verschiedene kleine und ungleiche beysammen sind, welche unten herum innerhalb der Blume frißiert sind. Wenige von diesen verdienen Aufmerksamkeit, und wir führen sie ohne Beurtheilung an, die das Misfallen der Blumenfreunde an den Tag legt. Aber die, von welcher wir im gegenwärtigen Kapitel handeln, gehöret nicht unter diese. Das Wachsthum überhaupt ist wie in den gemeinen Tulpen. Die Wurzel ist rund und mittelmäßig groß. Die Pflanze, ob sie gleich eine sehr späte ist, ist klein, und hat vielmehr das Ansehen einer von den frühen Arten. Die Blätter sind breit, länglicht, hohl, welligt am Rande und von einem blaulichten Grün. Der

Stengel ist zehn Zoll hoch und schwach: die Blätter daran gleichen denen an der Wurzel, und auf seiner Spitze stehet eine schöne und sehr sonderbare Blume. Ihre Gestalt ist ziemlich vollkommen, aber gegen das Ende der Blüthezeit breiten sich die Blätter aus einander, und entdecken alsdann um so viel besser den innern Bau. Die Blume kommt mit den gemeinen Tulpen in allen übrigen Karaktern überein. Sie kommt nackend aus dem Stengel; sie besteht von auswärts aus sechs Blättern: und innerhalb sind sechs Fäserlein mit den Knöpfen und einem Grund (Rudiment) von einem Saamengefäß. Dieses zählet sie zur Hexandria Monogynia, der sechsten Klasse des Linnäus und deren erste Section. Das Besondere ist dieß: innerhalb der Blume entspringen sechs kleine Blätter; diese stehen um den Grund (Rudiment) der Frucht, wie die Fäserlein in andern Tulpen, und werden in einem kleinen und einfachen Körper mit einem gespaltenen Haupt gebildet. Der Körper ist flach, die zwey getheilten Theile sind schmal und etwas welligt, und in der Mitte ist das Fäserlein, welches zu jeder Theilung der Blume gehöret, mit seinem Knopf. Das Fäserlein ist klein, und hat seine Einschnitte an der Spitze des einzeln Körpers zwischen den zwey Theilungen. Die Knöpfe sind von der gewöhnlichen Form, und werden vor dem Wetter durch die getheilten Theile beschützt. Die Farbe der Blume ist sehr artig. Der Körper ist

Karmoisin, und die Spitzen und der Rand an den Blättern sind gewöhnlich weiß: oft ist die Farbe zerstreuet, in willkührlichen Flecken auf den übrigen Theilen der Blume, und bisweilen nimmt sie den größten Theil ihrer Oberfläche ein. Die innern Blätter sind auf die nämliche Weise gefärbt. Die Grundfarbe ist ein hell Karmoisin, aber das Weiße ist sehr schön in langen Strichen, wie in Bändern darauf gelegt, und oft lauft zwischen ihnen eine Riebe von Fleischfarbe.

Die Kultur dieser Tulpe.

Es kann keine bestimmte Methode zur Zubereitung dieser Blume angegeben werden; denn, so wie sie nichts mehr als eine vom Zufall, durch den Saamen der gemeinen Geßnerianischen Tulpe, erzeugte Varietät ist, so kennt man auch den Lauf der Natur in diesen Produkten noch zu wenig, als daß die Kunst etwas vorschreiben könnte. Man hat gemuthmaßet, daß einige Varietäten in den Tulpen Früchte von den erfrornen oder im Wachsthum gehemmten Wurzeln wären; aber, wenn dieß als die Ursach der Brechung der Farben zugegeben würde, so müßte in Betrachtung der vervielfältigten Zahl der Blätter das Gegentheil Statt finden. Ueberflüßige Nahrung kann allein die Quelle dieses Ueberflußes seyn. So gewiß wir auch seyn möchten in Absicht auf die Anzahl der innern Blätter, so wissen wir doch noch nicht, wodurch die Fäserlein der Blume von ihrem natürlichen

Ursprung (natural origination) in ihrer Basi abgerissen, und oben an die Spitze des Körpers dieser sonderbaren Theile versetzt worden. Laßt den Gärtner, welcher Doppeltulpen hervorbringen will, die Saamenbeete mehr als in diesem Hauptstücke angegeben worden, ausschmücken. Schweinemist ist hierzu sehr dienlich. Laßt ihn, den Saamen frecher und gesunder Blumen säen, und wenn seine Geduld die Blüthezeit erwartet hat, so laßt ihn sehen, welche doppelt sind, und ob einige diese Gestalt haben. Wenn er diese besondre Art vermisset, so wird er mit den schönsten Blumen, die er durch die angestellte Bearbeitung erhalten, zufrieden seyn können, um sich für seine Mühe belohnt zu halten. Wenn er keine von dieser Art bemerkt, so laßt ihn den Saamen einiger von den doppelten, den er gut zur Reife hat kommen lassen, säen: und wenn er diesen auf die nämliche Art gesäet hat, so wird er wahrscheinlich seinen Wunsch erreichen. Es ist kein andrer Weg, als durch wiederholte Versuche, und es ist dem Blumenfreund ein Vergnügen, daß keiner davon in Hervorbringung schöner Blumen mißlingt. Wenn er durch diesen anhaltenden Fleiß eine mit den sonderbaren Kennzeichen, welche hier angegeben sind, erhält, so laßt ihn einen fettern als gewöhnlichen Boden geben, und seinen Vorrath durch eine kluge Bearbeitung der Ableger von seiner Wurzel vermehren.

Aesthetik der Blumen,

Dritter Theil.

Aesthetik der Blumen,

dritter Theil.

von

der Schönheit

der Hyacinthen und Aurikeln.

Wird er noch nicht bald aufhören mit den Blumen zu tändeln? --- wird vielleicht ein Kato fragen, wenn er diese Aufschrift liest: ist das Geschwätz von Nelken, Tulipanen, Hyacinthen und Aurikeln noch nicht am Ende? Muß denn alles ästhetisch seyn, von der Dichtkunst an bis zu der Gärtnerey? --

Ich bitte euch, Laßt uns doch, mir und den Blumenfreunden, unsre Puppe oder unser Stekenpferd, wir möchten sonst weinen, wenn es uns genommen würde. Mir deucht, es ist ja doch noch eins der unschuldigsten Spiele, das wir spielen. Zum wenigsten grenzt es nicht so nahe an

Wollust und Laster als Wein und Liebe, womit die Dichter so lange getändelt haben. Die reine Flora ist nicht so gefährlich als Venus und Bachus, und wer zu uns kommt, dem sind wir für seine Unschuld und Gesundheit Bürge, wenn er noch Vergnügen sucht, und sich auf eine angenehme Art beschäftigen will. Hat doch der Schöpfer die Blumen in solcher Menge und Mannichfaltigkeit erschaffen, und höret nicht auf sie jährlich hervor zu bringen und zu erhalten: wie können wir aufhören sie zu betrachten, und davon zu reden.

Es ist eine der größten Wohlthaten des Himmels, von Natur ein feines und starkes Gefühl des Schönen und Guten zu haben, und wer einen hohen Grad der Glückseligkeit erreichen will, der muß sich bemühen, dasselbe immer vollkommener zu machen. Lasset uns einen philosophischen Blick in die Tiefe der Seele eines vergnügten Menschen thun, und versuchen, ob wir das Triebwerk seiner Bewegungen entdecken können! Unser Körper und unsere Seele ist von dem Schöpfer so gebildet, daß uns die Empfindung des Schönen und Guten Vergnügen machet, indem sie eine klare Vorstellung erweckt, die uns auf eine sehr lebhafte Art beschäftiget. Die Fähigkeit dazu ist, so wie alle Gaben der Natur, in unterschiedenem Grade ausgetheilet, und es verstehts nicht ein jeder, sich diese Gabe zu erwerben und sie zu vermehren. Es giebt Leute, die gegen die größten Annehmlichkeiten un-

empfindlich sind, oder sie sehr schwach empfinden: sie werden von körperlicher sowohl als geistiger Schönheit wenig oder gar nicht gerührt, und sind dabey kaltsinnig oder misvergnügt. Das macht, ihre Sinne sind stumpf oder verdorben: die Werkzeuge derselben sind in Unordnung oder schwer zu bewegen: ihr Witz und Scharfsinnigkeit ist schwach, und bemerket den Unterschied und die Uebereinstimmung der Sachen entweder gar nicht oder sehr wenig. Eine fremde oder unangenehme Vorstellung herrscht in ihrer Seele, und verdunkelt die angenehmen. Eingebildete und falsche Begriffe verändern die wahre Gestalt der Sachen, und verursachen eine unrichtige und allzugeringe Schätzung von dem wahren Werth derselben.

Kleon gehet mit mir auf dem Felde an einem heitern Frühlingsmorgen spatzieren: meine äußern Sinne empfinden eine Menge schöner Sachen, und meine Seele denkt sich zugleich die Ordnung, die Absicht und den Nutzen derselben. Ich werde darüber entzückt und schwimme in einem Meer der Freuden. Ich breche aus in eine Lobeserhebung Gottes und Aufmunterung zum Vergnügen an meinen Gefehrden: ich fange an ihm diese Schönheiten zu erklären und zu zergliedern: ich sage ihm eine schöne Stelle aus einem Dichter vor. Aber Kleon antwortet nicht: er gaffet mich und das Feld mit einer ziemlich dummen Mine an, oder schlägt die Augen nieder: weder in seinem

Gesichte noch in seinen Gebärden ist einige Freude zu spüren. Ich merke endlich: er fühlet nichts, es rührt ihn nichts, und er ist ganz unempfindlich bey den Sachen, die mich so sehr vergnügen. Ich ärgere mich über ihn: ich schweige, und fange mit ihm von andern Sachen an zu reden. Wie ist das möglich? --- Kleon ist von Natur träges und phlegmatisches Temperaments: er ist in der Stadt erzogen, und nur gewohnt von einem Hause gegen das andere zu sehen, weil er selten außer den Mauren gekommen ist. Er ist vom Markte ernähret und aus dem Kramladen gekleidet, und hat sich nie darum bekümmert, was die Sachen, davon man lebt, für einen Ursprung haben. Von Gott und der Natur hat er nicht mehr Kenntniße, als man in den Schulen nach alter Art zu erlangen pflegt. Uebrigens hat er sich von Jugend auf allein mit seinem Gewerbe, Handel und Nahrungssachen beschäfftiget, und was diese angehet, kann ihn vornämlich erfreuen oder betrüben. Jetzt ist ihm eben ein wichtiger Anschlag mislungen: er schmiedet also einen andern: er will Geld borgen, und davon ist ihm der Kopf voll. Darum siehet und höret er nicht, und die schönen Auftritte der Natur gehen vor ihm unbemerkt vorüber.

Nicht empfindsamer ist der Gelehrte, der sich in eine andre Welt, in das Reich der Möglichkeiten, in das alte Rom und Griechenland, oder in die Wirbel der Planeten und Kometen denkt,

gegen

gegen die Schönheiten der Natur und Sitten, die Annehmlichkeiten der Freundschaft, und selbst gegen die Vergnügungen der Sinne. Er hat nur eine Kraft der Seele in Uebung, nämlich den Verstand oder das Gedächtniß, und darüber läßt er die andern verrosten. Und wenn er noch darzu von einem gelehrten Werk eingenommen ist, das er ausarbeiten, oder von einer Ehrenstelle, die er ersteigen will, so dürfte die Welt untergehen, ohne daß sie von ihm bemerkt würde.

Zu einer feinen und starken Empfindsamkeit für das Schöne und Gute bedarf es eines gesunden Körpers. Das Blut muß wohl gemischt, mehr flüßig als dick und schwer seyn, damit sein Umlauf den Gefäßen keinen unangenehmen Widerstand verursache: die Nerven reizbar, und weder zu schlaf noch zu stark gespannt, damit sie jede Berührung empfinden: die Sinne in guter Verfassung und Uebung, ohne zu viel oder zu wenig Eindruck auf die Seele zu machen. Man siehet hieraus, wie viel Ursache diejenigen, welche lange und vergnügt leben wollen, haben ihres Körpers zu schonen, und die Werkzeuge der Empfindung in gutem Stande zu erhalten. Uebertriebene Arbeit, heftige Gemüthsbewegungen, Unmäßigkeit in Wollüsten, machen die Sinne stumpf, zerreißen das zarte Gewebe der Nerven, und überladen uns mit Beschwerden, die uns gegen die Freuden unempfindlich machen. Durch eine genaue Beobachtung

aber der Gesundheitsregeln, und gute Haushaltung mit den Kräften des Leibes und Gemüths, kann man bis ins hohe Alter eine sehr lebhafte Empfindsamkeit gegen alle Arten des Vergnügens behalten, und dasjenige lange genießen, was man zu allen Zeiten mäßig genossen hat.

Vergnügen und Verdruß verhalten sich in unsrer Seele gegen einander wie Licht und Finsterniß. So wie das eine anfängt und zunimmt, so verliert sich das andre, und nimmt ab. Die Seele fasset nur ein gewisses Maaß der Empfindung, und das Ganze derselben ist aus vielen Theilen zusammengesetzt. Kommt nun zu den unangenehmen die wir haben, eine angenehme, so wird eine unangenehme dafür ausgestrichen, weil sonst das angenommene Maaß der Empfindung überschritten würde. Sie halten einander nicht die Wage, sondern sie verdrängen und vernichten einander, wenn sie von gleicher Stärke und Klarheit sind. Daraus folgt, daß derjenige, der ein starkes Gefühl des Schönen und Guten haben will, eine Seele frey von Verdruß und Schmerzen haben muß, und je reiner dieselbe ist, desto lebhafter wird auch dieß Gefühl seyn.

Es giebt gewisse unvermeidliche Uebel und Schmerzen, davon die Seele nicht Meister ist, und die auch der größte Philosoph empfinden muß. Dergleichen sind Krankheiten, die ersten Anfälle des Unglücks, Kränkungen der Liebe, wenn sie

stark und aufrichtig ist. Von dieser Art sind die wenigsten und kürzesten in der Welt, so gar nicht das Vaterland des Uebels ist, daß nicht mehr Gutes als Böses in derselben seyn sollte. Man kann viele Uebel ganz verhüten; viele Krankheiten kann man durch Mäßigkeit und gute Leibespflege vermeiden; das ganze Gefolge der Laster und ihrer Strafen kann man von sich abhalten. Und was man nicht vermeiden kann, das kann man vermindern und ertragen, vermittelst des Trostes und der angenehmen Empfindungen, die man ihm entgegen setzet. Bisweilen ist es Pflicht für uns, Schmerzen zu empfinden und Leiden zu übernehmen, entweder zu unserer eigenen Besserung, oder um des gemeinen Bestens willen, oder aus Liebe gegen andre Menschen. So bald aber der Schmerz und Verdruß von keinem Nutzen weiter weder für uns noch für andre ist, muß man ihn aus der Seele verbannen, und dem Vergnügen Raum geben.

Es ist also zu diesem Gefühl des Guten und Schönen eine Herrschaft der Seele über sich selbst nöthig, oder die Kraft zu denken, was man will, und Vorstellungen nach gefallen zu erwecken und zu vertilgen. Diese erlangt man durch Uebung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens, dadurch sich die Seele in eine gewiße Unabhängigkeit von den äußerlichen Sinnen setzet, und ihrer Kräfte und Veränderungen Meister wird. Die Einbil-

dungskraft und das Gedächtniß muß die Vorstellungen, welche uns die Sinne zutragen, fest halten, erneuern und wieder geben. Der Scharfsinn bemerket ihren Unterschied, und Witz ihre Aehnlichkeit und Uebereinstimmung, sowohl in den Sachen selbst, als in ihren Verhältnissen unter sich. Daraus entstehet der ganze Begriff des Schönen und Guten, den der Verstand oder innre Sinn der Seele fasset, der Wille aber genehm hält und sich darzu neiget. Diese Neigung des Willens muß jene Gewalt über Einbildungskraft, Gedächtniß, Witz und Scharfsinn haben, daß alle Seelenkräfte dadurch schnell in Bewegung gesetzet, und gereizt werden, angenehme Empfindungen zu bilden und sie zu unterhalten.

Die Veränderungen die in unserer Seele vorgehen, hangen theils von dem Eindruck der Sachen ab die außer uns sind, theils von der Willkühr der Seele selbst, und ihren Entschließungen. Der sinnliche Mensch wird entweder gänzlich oder größtentheils von äußerlichen Empfindungen regieret, er kann den Eindruck der Sinne weder mäßigen noch zurückhalten: er trägt sich damit so lange, bis ein neuer Eindruck den ersten vertilget. Er suchet auch nur äußerliche Empfindungen, er will nur immer was anders und was neues sehen, hören, schmecken, aber denken kann und will er nicht. Ist nun sein äußerlicher Zustand eben gut und angenehm, so lebet er vergnügt und ist glücklich. Ist

er aber unangenehm, so empfindet er auch die ganze Bitterkeit des Uebels, ohne ihm einen Trost in sich selbst entgegen setzen zu können. Und weil unser äußerlicher Zustand nicht allezeit von uns selbst abhängt, so schwebt er in Gefahr ganz und gar unglücklich zu werden, und alle Freude zu verlieren.

Der Philosoph kann und will den Eindruck der äußerlichen Sinne nicht allezeit wehren. Wo er sie öffnen will und muß, da nimmt er die Empfindungen an, die sie machen. Aber nun sind sie in seiner Gewalt: die Einbildung darf nicht damit gaukeln, und sie durch einander werfen, sondern der Verstand hält damit haus, verbindet, trennet, verkläret und verdunkelt sie, je nachdem es die Oekonomie der Seele mit sich bringt. Und so suchet er das Schöne und Gute allenthalben auf, wo es anzutreffen ist: schaffet es sich selbst und genießet es durch Vergnügen und Wohlgefallen. Durch oftmalige Uebung bekommt er Geschmack, das ist, eine Fertigkeit bey dem ersten Anblick der Sache, das Gute und Schöne zu entdecken. Die Sayten der Seele werden harmonisch gestimmt, sie klingen bey einer leichten Berührung, und auch die kleinste Schönheit wird empfunden.

Diese feine und starke Empfindsamkeit erhebet den Menschen zu einer hohen Stufe des Glücks und der Tugend. Denn die Seele der Tugend ist Liebe, Liebe ist Freude, und Freude ist Glück. Es

ist ein Wesen von unendlicher Vollkommenheit, groß in allen Absichten, und dabey höchst gütig, sich selbst genug, und die Quelle des Guten in allen Sachen außer ihm: es ist ein Gott. Es ist eine Welt, welche eine unzählige Menge und Mannigfaltigkeit von Dingen in sich begreift, die alle in ihrer Art gut sind, abgetheilt in große Regionen der Weltkörper, in ihre Klassen geordnet von leblosen und lebendigen, organischen und unorganischen Kreaturen, Geistern, Menschen und Thieren. Es ist also Güte, Schönheit und Vollkommenheit genug vorhanden, welche glücklich machen kann. Man muß nur Sinne haben, sie zu empfinden, und ein Herz sich zu freuen.

Eine empfindsame Seele fühlet und findet den Gott, wie die Schrift selbst sagt, der den groben Sinnen thierischer Menschen verborgen bleibt, und er ist ihr sehr oft gegenwärtig: sie siehet seine Größe auch in dem Kleinsten seiner Werke, und schmecket seine Liebe in allen seinen Wohlthaten. Bisweilen weidet sie sich nur an einem Werk oder einer Eigenschaft desselben: bisweilen sucht sie den ganz großen Gedanken von Gott in sich so recht zu verklären, und dann wird sie ganz selig in ihm. Ihr sind alle Schätze der Natur aufgethan, und sie erndtet von allen ihren Feldern Freude. Ein Mensch der dieß zarte Gefühl hat, vernimmt auch den kleinsten Wohllaut, wenn er eine Musik höret; er schmecket einen jeden Tropfen

des Weins an der fröhlichen Tafel seines Freundes: er erblickt das Blümchen im Grase, welches sonst von niemand bemerket wird: er fühlet das säuseln des sanftesten Zephyrs, und der schwächste Duft, der von den Blumen aufsteiget, rühret seinen Geruch. Er kostet aus den Werken des Geistes alle Delikatessen des Witzes heraus, und entdecket die feinsten Züge des Schönen und Erhabenen in den Werken der Kunst. Er wird entzückt von schönen Thaten und Gesinnungen der Tugend, und fühlet ihren ganzen Werth in dem innersten seiner Seele.

Aber ist diese Empfindsamkeit nicht unbequem und beschwerlich in einer Welt, darinn so viel Uebel sind, und wo wir auf so viel unangenehme Gegenstände stoßen? Es ist gewiß, daß wer das Gute leicht und schnell empfindet, auf eben die Art von dem Uebel gerühret wird, und sich eben so stark betrüben als erfreuen kann. Wäre also wohl nicht eine stoische Härte und Unempfindlichkeit unserm Zustande angemessener und zuträglicher für unsere Ruhe? --- Ich bin nicht der Meynung, daß diese Welt ein Jammerthal, und daß so viel Uebel in derselben sey, als sich ein milzsüchtiger Heraklit wohl einbildet. Der Zustand des einen Menschen ist zwar immer beschwerlicher als des andern: aber ein jeder hat sein Gutes: die meisten haben genug, wenn sie wollen, und viele besitzen einen großen Ueberfluß. Man muß

aber den Zustand des Menschen im Ganzen betrachten, und eins gegen das andere rechnen. Denn von allen Ständen und Zeiten läßt sich nicht ein gleiches Urtheil fällen. Die Menschen erdichten viele Bedürfnisse; sie bilden sich Güter ein, die es nicht sind, und nennen den Mangel derselben, Uebel, und das machet sie vornämlich unglücklich. Ein Hang zum Verdruß, der zuweilen von einer schlechten Verfassung des Körpers, zuweilen von einer übeln Laune herrühret, machet sie unempfindlich gegen die Freude. Sie sind so unbillig nur das Böse zu rechnen, das in ihrem Zustande ist, das Gute aber zu verkennen. In einer bösen Stunde vergessen sie alle gute Tage, die sie gehabt haben. Sie sind sinnreich, sich selbst zu martern, und finden ein unerklärbares Vergnügen in ihrer Quaal.

Ich habe vorhin erwiesen, daß eine angenehme Empfindung allezeit eine unangenehme ausstreicht, und ihr den Raum benimmt in unserer Seele. Wer nun eine Fertigkeit besitzet, angenehme Empfindungen bey sich zu erwecken, der ist auch stark genug die unangenehmen zu vertreiben und sich aufzuheitern. Es wird aber voraus gesetzt, daß der Zustand eines Menschen würklich gut sey, denn sonst kann er nichts gutes empfinden, wo nichts ist, und die eingebildeten Freuden sind von kurzer Dauer. Nur allein der Tugendhafte und Rechtschaffene ist glücklich, und der Zustand eines wahren Christen ist ganz gut, auch die Leiden nicht

ausgenommen, weil ihm alle Dinge zum Besten dienen müssen. Weil aber die Güter des rechtschaffenen und wahren Christen größtentheils geistig und innerlich sind, und in der Harmonie und Ordnung seiner Seele, dem Wohlgefallen Gottes, und den Hoffnungen einer glücklichen Ewigkeit bestehen, so muß er eine Fertigkeit besitzen, die Vorstellung dieser Dinge in seiner Seele klar zu machen, und wenn sein Zustand von außen beschwerlich ist, dadurch die unangenehmen Empfindungen und ihre Eindrücke, die sie machen, zu verdunkeln. Und diese erlanget man durch oftmalige Betrachtung dieser Dinge und lebendige Ueberzeugung von der Gewißheit derselben.

Je feiner und stärker also in einem Menschen dieß Gefühl von dem wahren Schönen und Guten ist, desto größer ist auch seine Anlage zur Tugend und Rechtschaffenheit. Denn was ist die Tugend anders als moralische Güte, Uebereinstimmung unserer Handlungen und Gesinnungen mit der Bestimmung des Menschen und Neigung zur allgemeinen Vollkommenheit? Sie ist also im Grunde nichts anders als Liebe gegen Gott, gegen uns selbst, und gegen andere Menschen, und je mehr und größer das Gute ist, welches wir an allen diesen Gegenständen empfinden, desto stärker ist sie auch. Die zärtlichen und weichgeschaffnen Seelen, zerfließen in Liebe und Dankbarkeit gegen ihren Schöpfer, versinken in süßer Zufriedenheit

mit sich selbst, und umarmen mit warmer Freundschaft ihren Nächsten. Keine Leiden können sie der Wohlthaten ihres Gottes vergessend machen: keine Beschwerden ihres Zustandes ersticken das Gefühl seiner Vollkommenheit: sie betrachten an einem Feinde nicht so sehr seinen Haß und Beleidigungen, als den Werth der Menschheit, und die Ursachen, welche sie bewegen können, ihn zu lieben. Das Laster kann nicht anders als durch einen Irrthum gefallen. Die Reizungen desselben sind grob, sinnlich und von dem Scheine und der Oberfläche der Sachen hergenommen. Aber die Schönheit der Tugend liegt in ihrem Wesen, und dieses muß durch feinere Sinne ausgespüret, und kann nur von edeln und erleuchteten Seelen gefunden werden.

Was soll aber diese lange Vorrede von dem Werth der Empfindsamkeit vor einer Abhandlung von Aurikeln und Hyacinthen? --- Sie soll das lebhafte Vergnügen eines Blumisten an ihrer Schönheit, und die mannigfaltige Beschäfftigung mit denselben erklären und entschuldigen. Wer kein Blumenfreund ist, der gehet vor dem schönsten Parterre von Blumen ohne Empfindung vorüber. Er gaffet sie an, er lobet sie, wenn sie andere loben, um nicht einfältig zu scheinen, aber er würdiget sie keiner Aufmerksamkeit, er weis keinen Unterschied zwischen dem Mittelmäßigen und Vortrefflichen zu machen, er hat sie vergessen,

so bald er ihnen den Rücken gewand hat, und das thut er je eher je lieber. Wir wollen nicht, daß alle Leute kritische und ästhetische Blumisten in gleichem Grade seyn sollen. Die Neigungen der Menschen sind so unterschieden als die Sachen: und das ist gut. Denn sonst würden sie alle einerley pflegen und vollkommener zu machen suchen, das übrige aber versäumen und verwahrlosen. Alles, was schön ist, muß uns gefallen: aber wir können nicht alles mit gleicher Aufmerksamkeit erforschen und durchdringen. Ein jeder hat sein Favoritstudium, und das muß man ihm lassen.

Trahit ſua quemque voluptas.

Virgil.

Man kann die Vergnügungen der Menschen in drey Arten eintheilen; die körperlichen, die geistigen und die gemischten.

Die körperlichen Vergnügungen sind zwar auch in der Seele, entstehen aber aus sinnlichen Empfindungen, solcher Sachen, die den Leib entweder unmittelbar oder vermittelst der Lichtstrahlen oder der Luft berühren. Bey dem Gefühle druckt oder stößt der Körper selbst, den wir empfinden, die gespannten Nerven, welches an allen Orten des Leibes geschehen kann. Bey dem Geschmack lösen sich die salzigen, süßen, sauren Theile der Speisen und des Tranks, vermittelst des Speichels im

Munde auf, und machen auf die Nerven der Zunge einen sehr mannichfaltigen und unerklärlichen Eindruck. Bey dem Geruch berühren die Ausdünstungen der Sachen die innern Nerven der Nase empfindlich. Das Gehör entstehet von der Bewegung der Luft, welche die Körper verursachen, und sehr mannigfaltig modificiren, indem sie zu den Ohren dringt. Das Gesicht verursachen die Lichtstrahlen, welche von den Sachen außer uns in das Auge zurück geworfen werden, und das Bild derselben darinnen abmahlen.

Die sinnlichen Empfindungen können auf mancherley Art ein Vergnügen in unserer Seele, erwecken. Bey dem Gehör und Gesicht vergnüget uns die Vollkommenheit des Objekts, wenn Harmonie in den Tönen ist, die wir hören, und Symmetrie in der Gestalt und den Theilen des Körpers den wir sehen. Bey den übrigen Sinnen ja bey allen insgemein, werden die Nerven auf eine harmonische Art beweget, wenn die Empfindung angenehm ist, welches wir aber nur dunkel empfinden und nicht erklären können. Die Regel der Harmonie in den Bewegungen der Nerven bey angenehmen Empfindungen ist die Erhaltung des Körpers, indem sie dadurch geübet, gestärket, und deswegen bald angestrengt, bald nachgelassen werden. Ordentlicher Weise ist alles Vergnügen dem Leibe heilsam, es kann aber das Objekt schädlich werden, wenn es nach der Empfindung eine

nachtheilige Würkung zurück läßt, z. B. der Geschmack des Weins ist angenehm und heilsam in dem Augenblick, da er getrunken wird. Wer aber zu viel trinkt, bey dem erreget der Ueberfluß Hitze und unangenehme schädliche Empfindungen. Darum ist uns die Vernunft gegeben, die Objekte der Empfindungen zu unterscheiden, ihre Würkungen zu untersuchen, und sie den Sinnen entweder zuzulassen oder davon abzuhalten.

Alles was unsre Sinne vergnügt, ist Schönheit, und sie kann die irdische Venus genannt werden, weil sie unschuldig und liebenswürdig ist. Das sinnliche Vergnügen vermehret die Summe unserer angenehmen Empfindungen, welche zusammen genommen den Grad unserer Glückseligkeit ausmachen. Es giebt uns einen Wink, und ist bey den meisten Menschen der stärkste Antrieb zu den nothwendigen Pflichten. Es ist eine große Weisheit Gottes, daß er die wichtigsten Geschäfte des menschlichen Lebens nicht auf die schwachen Anordnungen der Vernunft ankommen lassen, sondern die Menschen durch allgemeine natürliche Triebe darzu vermocht, indem er damit angenehme Empfindungen von großer Stärke verbunden hat. Würden nicht die meisten Menschen ihren Leib eben sowohl als ihre Seele verderben lassen, wenn ihnen nicht die Erhaltung desselben durch Essen und Trinken Vergnügen machte? Wie unvorsichtig würden sie mit ihrem Körper umgehen, wenn die

Verletzung desselben nicht schmerzte. Wer würde daran denken, das menschliche Geschlecht fortzupflanzen, und die damit verbundenen Beschwerden zu übernehmen, wenn er nicht durch die Liebe daran erinnert, und darzu bewogen würde. Die ganze Körperwelt und die Güter der Erde insbesondere würden für uns wenig Nutzen haben, wenn wir nicht durch die Sinne fähig gemacht wären, derselben zu genießen.

Indessen kann auch diese irdische Venus sehr gefährlich werden, wenn sie sich der Aufsicht der Vernunft entziehet, und das Herz des Menschen zum Sklaven macht. Es giebt Sachen, die einen angenehmen Eindruck auf die Sinne machen, aber von traurigen Würkungen und Folgen sind, und diese muß die Vernunft unterscheiden, um uns dafür zu warnen. Wer da gewohnt ist, mehr zu empfinden als zu denken, der ist ein sinnlicher Mensch, und ein solcher hat gemeiniglich seinen Verstand schlecht in Uebung. Bey den Sinnen verhält sich die Seele fast leidentlich, und es ist also Trägheit, denselben unaufhörlich nachzuhängen. Die Uebung des Verstandes aber ist eigne Thätigkeit, und erfodert Anstrengung und Aufmerksamkeit, welche sonderlich denjenigen, die ihrer nicht gewohnt sind, anfangs schwer fällt. Wer lauter sinnliche Vergnügungen sucht, der häuft Empfindung auf Empfindung: er will immer sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen:

darüber kommt der Verstand zu keiner Thätigkeit. Er wird unaufhörlich zerstreuet: es wird ihm nicht Zeit gelassen, zu prüfen, nachzudenken, den Werth der Sachen abzuwägen. Darüber verwechselt der Mensch das Wahre mit dem Falschen, das Gute mit dem Bösen, das Schlechte mit dem Bessern. Er wird mit einer Menge von Uebeln überhäuft, die den Schein des Guten haben, und von Syrenen betrogen, die ihn ins Verderben locken, und dann bleibet nichts übrig, als ihm zuzurufen:

O Corydon! Corydon! quae te dementia cepit.

Die sinnlichen Vergnügungen sind überhaupt die niedrigsten unter allen, die wir mit den Thieren gemein haben. Die Triebe in den Thieren aber werden mehr durch ihre Natur eingeschränkt, als in dem Menschen, dem die Vernunft gegeben ist, sie zu regieren, und sich dadurch ein Verdienst zu erwerben.

Die geistigen Vergnügungen entstehen aus der Vollkommenheit oder aus der Uebereinstimmung des Mannigfaltigen in unsern Begriffen und ihren richtigen Verhältnissen gegen einander. Man kann sie die himmlische Venus nennen, weil sie höhern und körperlosen Geistern eigen ist, und die Seele dabey eigentlich als Geist handelt. Sie werden durch die obern Kräfte der Seele, den Verstand, die Vernunft, den höhern Witz und die Scharfsinnigkeit hervorgebracht. Wenn wir in allgemei-

nen Wahrheiten, Arten und Gattungen, Ursachen und Würkungen, Ordnung und Ebenmaaß erblikken, große und edle Begriffe erzeugen, harmonische Verbindungen derselben machen, und zugleich ihre Uebereinstimmung mit den Sachen selbst gewahr werden, so breitet sich über unsere ganze Seele eine Wonne aus, weil sie dabey ihre eigene Stärke fühlet, und der Trieb zu denken einen leichten Fortgang findet. Die Mannigfaltigkeit beschäfftiget sie, und die Einheit und Uebereinstimmung führet sie auf den Ruhepunkt zurück, daß sie nicht ermüdet. Dieses Vergnügen empfand Euklides, als er die Auflösung der Aufgabe des Dionysius gefunden hatte, wie man die Metalle, die in einen Klumpen zusammen geschmolzen worden, von einander absondern könne. Er sprang für Freuden nackend aus dem Bade, lief auf die Straße, und rief: ευρηκα! ευρηκα! ich habs gefunden! ich habs gefunden! Dasselbe empfand der große Newton, nachdem er die Theorie von Licht und Farben ausgesonnen, die Gesetze der Natur entdecket, die Kräfte, durch welche sich die himmlischen Körper bewegen, verkundschafftet hatte, und sie nun in ihren Kreisen nach seinen Gesetzen laufen sahe. Dasselbe empfand Milton, als er sein verlohrnes Paradies vollendet hatte, und die große Gruppe von schönen und erhabenen Bildern, die sein Witz geschaffen hatte, überschaute.

Es

Es erstrecken sich diese geistigen Vergnügungen über die Religion, die Sitten, die Wissenschaften, nicht allein die höhern, die Mathematik und die Philosophie, sondern auch die schönen, die Rede und Dichtkunst, ja auch über die Geschichte und Alterthümer, wenn sich unser Geist darüber verbreitet und darinnen Entdeckungen machet. Die höchste Vollkommenheit Gottes, wenn sie von seinen Werken abgesondert ist, entfliehet ganz unsern körperlichen Sinnen, und kann nur von einer frommen und reinen Seele empfunden und genossen werden. Tugend, welche blos aus Pflicht, ohne Empfindung ihres innern Werthes und ihrer Schönheit ausgeübet wird, ist ein Frohndienst, der eben deswegen keine Vergeltung hat, weil er nicht freywillig geschiehet. Die Vorstellung, daß wir durch die Tugend nun das sind, was wir seyn sollen, und sowohl mit unsern Mitgeschöpfen in einer richtigen Verbindung stehen, so, daß Gutes unaufhörlich von uns ausfließt, und von allen Seiten her auf uns zurück fließt, erfüllet uns mit unglaublicher Selbstzufriedenheit, und den freudigsten Erwartungen. Würde sich wohl der Gelehrte in den Büchern vergraben, bey seiner Lampe so geduldig schwitzen, und dabey den äußerlichen Ergötzlichkeiten so standhaft entsagen, wenn er nicht durch das Vergnügen eines Begriffs, den er in seiner Seele klar gemacht, oder einer Entdeckung in dem grauen Alterthum,

oder einer glücklichen Geburt seines Witzes, schadlos gehalten und aufgemuntert würde?

Aber man muß auch mit den geistigen Vergnügungen Maas halten. Eine übertriebene Anstrengung im Denken schwächet das Gehirn, erschöpfet die Lebensgeister, und kann schreckliche Krankheiten nach sich ziehen --- (nicht zur Entschuldigung der nichts denkenden Köpfe, sondern zur Warnung der Tiefdenker gesagt!) Aeußerliche Stille, und Freyheit von Geschäften und Sorgen, sind dem Gelehrten sehr zuträglich, der die ganze Kraft seiner Seele ausbreiten, und in der Laufbahn der Erkenntniß großen Fortgang machen soll. Wer sich allzu sehr in sich selbst vertieft, und sich nur allein mit seinen Betrachtungen beschäftiget, der höret auf sich seiner äußerlichen Empfindungen bewußt zu seyn. Er wird ein Schwärmer, ein Zerstreuter (distrait) der nicht mehr siehet und höret, und nicht weiß, was er thut: der den Leuten, indem er mit ihnen redet, die Knöpfe vom Rock abdrehet, die Peruque am Kronenleuchter hangen lässet, seine Taschenuhr anstatt eines Steins ins Wasser wirft, und dergleichen lächerliches Zeug vornimmt, davon man auch Exempel großer Gelehrten hat, darüber sich die Komödienschreiber lustig gemacht haben. Höret auf zu denken, wenn ihr müde seyd: gebt dem Geiste Ruhe: wenn ihr euch nicht von Zerstreuungen losreißen könnet, so wartet eine ruhige Stunde

zum Studiren ab, darinnen ihr mehr als in einem Tage unter dem Geräusch ausrichten werdet. Wechselt ab mit Uebungen der Andacht und Geschäften, mit den hohen und schönen Wissenschaften, mit Arbeit und Ergötzlichkeiten, so werdet ihr euern Kopf lange und glücklich brauchen können. Bey dem Spatziergehen muß man sich nicht in sich selbst vertiefen, sondern sehen und hören und kurze Anmerkungen über die Empfindungen machen.

Dieser Gedanke leitet uns zu der dritten Art der Vergnügungen, den gemischten, welche zum Theil sinnlich, zum Theil geistig sind. Die Sinne empfinden an den Gegenständen, die uns auf diese Art vergnügen, Schönheit und Ordnung; der Verstand entwickelt sie, machet die klare Vorstellung deutlich, sondert davon allgemeine Begriffe, Regeln und Grundsätze ab, begreift die Gattungen und besondern Stücke darunter, bildet daraus ein System, und bauet auf die Empfindungen wohl verbundene und gründliche Lehrbegriffe, die ihren Zusammenhang und Ordnung haben. Die Sinne geben also gleichsam das Thema auf, welches immer vor Augen bleibt, und der Verstand ausarbeitet. Man siehet und höret und denket zugleich, welches darzu nützet, daß weder die äußerlichen Empfindungen einen Ueberdruß und Eckel, noch die Betrachtungen Ermüdung verursachen. Diese Art des Vergnügens ist der menschlichen Natur

am meisten angemessen, die aus Leib und Seele bestehet, und mit beyden geschäftig seyn soll. Haller nennet den Menschen, ein zweydeutig Mittelding von Engeln und von Vieh; aber dieß Ding hat auch seinen Werth. Es hat das Gute von einer höhern und niedern Klasse der Geschöpfe in sich vereiniget. Es ist vom Himmel und von der Erde, und genießet beyde.

Empfindungen sind leicht, und strengen die Seele nicht so sehr an als Betrachtungen. Wenn man immer nur von Empfindung zu Empfindung fortlauft, und nicht darzwischen denkt, so wird die Seele mit dunkeln und verwirrten Begriffen überladen, es sind non bene iunctarum discordia semina rerum, die im Ganzen kein Vergnügen geben, sondern Unordnung und Ueberdruß verursachen. Und wenn man nur immer im Reiche der Wesen und Möglichkeiten herumschweift, sich in die entferntesten Zeiten und Alterthümer hinein denkt, und Bilder der Einbildung schafft, so ermüdet endlich der Geist: er stürzt bisweilen plötzlich von seiner Höhe herunter, und erfähret zu seinem Schaden, daß er ein Mensch sey. Aber wenn man sich mit seinen Sinnen bey einem angenehmen Gegenstande sanft niederläßet, und denselben mit Aufmerksamkeit empfindet, dann sich zu einer Betrachtung empor schwingt, und wiederum bey einer angenehmen Empfindung ausruhet, und so zugleich denket und empfindet, und beydes mit einander ab-

wechseln läßet, so gehet der Flug unserer Seele lebhaft und gerade fort, und wir machen eine angenehme Laufbahn unsers Lebens.

Von dieser Art sind die Ergötzlichkeiten eines bloßen philosophischen Blumisten, der mehr als ein Gärtner ist. Er siehet schöne Blumen, wohl zum erstenmal in seinem Leben: ihre Schönheit macht auf seine empfindsame Seele einen lebhaften Eindruck, er ist erstaunt und entzückt darüber. Er ist ganz Auge, wenn er da vor einem prächtigen Theater von Nelken oder Tulpen stehet: seine Seele fasset das Ganze in einen Begriff: er betrachtet sie darauf stückweise eine nach der andern: er läßset sich von dem Kenner unterrichten, welche die schönsten sind, und es däucht ihm, daß dieser Recht hat: er verpflanzet ihr Bild in seine Seele und diese wird ein lebendiger Blumengarten. Nun, nachdem seine Augen gesättiget sind, hat er Stoff zu denken. Er ist gewohnt bey allen Gegenständen von einiger Bedeutung ihre wahre Beschaffenheit, Ursachen und Absichten zu untersuchen, und die Frage ist ihm sehr natürlich: woher kommt es, daß die Blumen so schön sind? warum ist diese schöner als jene? und was bestimmt den Werth einer jeden? Er gehet wiederum in den Garten, und betrachtet sie von neuen: er mißet ihre Größe, er bemerket ihren Unterschied und Uebereinstimmung an Bau, an Farbe, an Mahlerey. Er höret Kenner davon reden. Er fasset ihre Grundsätze, und prü-

fet ihre Urtheile. Er denkt selber: er ordnet, erweitert, verbessert die Begriffe, die man von der Sache hat, und findet in diesen Beschäfftigungen Vergnügen.

Er hat die Blumen gesehen: sie haben ihm gefallen: er ist in sie verliebt worden. Was ist natürlicher als der Wunsch, sie zu haben, und Besitzer davon zu werden? Denn das Wort mein, giebt einer guten Sache einen noch größern Werth, und vermehret das Vergnügen, welches wir daran haben. Er bittet darum, er kaufet, er tauschet, er säet, er vermehret sie auf alle Art, und so oft er sie in seinem Garten siehet, freuet er sich wie ein Vater, den sein Kind anlächelt. Die Pflege und Wartung derselben ist seine liebste Beschäfftigung, und alle Beschwerden derselben, werden durch die Hoffnung versüßt, sie blühen zu sehen. Auch dabey giebt es viel zu denken. Er untersuchet, warum diese oder jene Art der Erde nützlich oder schädlich sey. Diese seine Lieblinge reizen ihn, das Pflanzenreich, darzu sie gehören, zu erforschen, und er wird bey dieser Gelegenheit ein Naturkündiger.

Der Frühling kommt, und bringt eine neue Schöpfung mit sich. Dieß ist die Jahreszeit für den Blumisten, in welcher er seine Freuden erndtet. Mit dem Wachsthum der Pflanze wächst auch die Hoffnung, sie blühen zu sehen, und diese erfrischt ein jeder Thau und Regen, den der Him-

mel schenket. Der erste Gang des Morgens ist in den Garten, und welch ein reizender Anblick für eine heitre Seele ist die verjüngte Natur? Die Augenweide von der Blüthe ist der Genuß der Schätze des Blumisten, und dieser belohnet die daran gewandte Mühe. Nun erweitert er seine Kenntnisse und sein Vergnügen. Es kommen Schönheiten hervor, die er schon kennet, und er freuet sich, daß sie noch da sind. Zu diesen fügen sich neue und unbekannte Schönheiten, die er sich erworben hat, und diese verdoppeln seine Freude. Er ladet seine Freunde ein, sie mit ihm zu theilen, und verbindet die Freude an dem Reiche der Natur mit der Süßigkeit des Umgangs und der Gesellschaft. Er nimmt einen schönen Schriftsteller in die Hand, und gehet mit demselben vor seinen Blumenbeeten auf und ab. Und nun schmeket er die Feinheit des Witzes, die Hoheit einer Empfindung, die Stärke der Betrachtung, wenn er mit Heiterkeit der Seele ließt, und sich ganz in die Seele seines Autors hineindenket.

Kann wohl ein Mensch von feinem Verstande und guten Herzen bey dem Genuß so vieler Freuden, ohne Liebe, Dankbarkeit und Anbetung seines Schöpfers bleiben? Wenn er ein Philosoph, ja nur ein vernünftiger Mensch ist, der die Ursachen der Dinge untersuchet, so muß er auf den ersten Urheber der Blumen kommen, der sie durch die mächtigen Werkzeuge der Elemente, Feuer,

Wasser, Luft und Erde hervorbringt, mit der größten Weisheit bildet, und mit der freundlichsten Liebe sie uns darreicht, daß wir daran unser Vergnügen haben sollen. Man siehet mit dem Verstande den Schöpfer in seinen Werken so deutlich, als wenn man ihn mit Augen siehet. Und kann man ihn sehen, ohne sich über ihn zu freuen, und eben das für ihn zu empfinden, was ein Kind gegen seinen Vater empfindet, der ihm einen Blumenstrauß giebet, den es zu haben wünschet, und daran es sich erfreuet. So fließen in der Seele eines ächten Blumisten, Vergnügen, Wissenschaft, Religion und Tugend zusammen, und diese Empfindungen veredeln seine Profession, und machen sie selbst zu einem Gottesdienst.

Ich bin von diesen Betrachtungen eingenommen, wenn ich zwischen den Blumen daher wandele. Ich theile sie meinen Freunden mit, und schäme mich nicht, meine Empfindungen von der Religion auch da zu bekennen, wo ich nur bin, mich zu vergnügen. Das Feld und der Garten ist mir ein Tempel, darinnen ich die Gottheit anbethe: eine Empfindung der Größe und Güte Gottes ist schon ein Gebet vor ihm, und ein frommer und dankbarer Gedanke, den ich einem Freunde eingebe, ein Gottesdienst. Ich lache, ich schwatze und scherze auch gern mit meinen Freunden um die Blumen her, und mache mir darüber keine

Vorwürfe, weil ich weis, daß unser guter Vater im Himmel uns, seinen schwachen Kindern, auch ihre Spiele gönnet, und sie uns selbst in die Hände giebt. Aber ich kenne auch höhere Freuden, ohne welche die sinnlichen Ergötzlichkeiten Wollust und Leichtsinn sind, und die uns allein würdig machen können, die niedern zu genießen. Ich erspare mir dadurch die Vorwürfe, unvernünftig und undankbar gegen den Urheber meines Vergnügens zu seyn, welche mir dasselbe unschmackhaft und bitter machen würden. Es giebt einen feyerlichen und ernsthaften, und doch dabey ruhigen und fröhlichen Zustand der Seele, darinnen sie sich zu den größten Gegenständen der Betrachtung erhebt, und die erhabensten Freuden fühlet. In demselben kann sie sich nicht immer erhalten, sondern sie sinkt herab zu kleinen Gegenständen, Freuden und Geschäften. Aber sie muß sich doch wieder empor schwingen können, wenn sie mit Würde leben, und nicht ein bloß thierisches Wesen seyn, sondern die Bestimmung eines unsterblichen Geistes erfüllen will. Wo bey seinen Kentnissen Unschuld und Tugend in einer Seele ist, oder wenn sie auch einmal verlohren ist, durch eine aufrichtige Besserung des Gemüths wieder erlanget wird, da werden die religiösen Empfindungen durch das Wort eines Freundes, der kein Heuchler ist, schnell entzündet, und durch eine angelegentliche Unterredung ausgebreitet und unterhalten.

O könnte ich meinen Freunden, unter welchen so viele rechtschaffene Leute sind, diese schönen Empfindungen eingeben, und sie auf die Spur dieser erhabenen Freuden bringen, welche die Profession eines Blumisten so sehr veredeln, und sie eines Philosophen, ja was noch mehr ist, eines Christen würdig machen. Man schmeichelt mir, daß ich um die Blumenkenntniß einiges Verdienst habe, und daß ich die wahren Begriffe von ihrer Schönheit zuerst entwickelt und in Ordnung gebracht habe. Noch größer würde die Ehre seyn, wenn mir jemand nachsagte, daß ich mit den Blumen auch zugleich Religion und Tugend in seine Seele gepflanzet, und ihn bey dem Anblick ihrer Schönheit auch zugleich schön und edel zu denken gelehret habe.

Wenn das Alterthum einer Sache einen Werth beylegen kann, so ist die Blumengärtnerey auch deswegen sehr hoch zu schätzen. Wer kennet nicht die prächtigen Gärten der Semiramis in Assyrien, und des Cyrus in Persien? Wer hat nicht von dem zierlichen Blumengarten des Adonis, oder des Alcynous in Cypern gehöret? Die Griechen überließen sich dieser unterhaltenden Beschäfftigung mehr als irgend eine andere Nation. Als Ulyßes von Troja zurück kam, fand er seinen Vater Laertes nirgends anders als im Garten, wie er die Pflanzen und Blumen begoß, die er mit seiner Hand gebauet hatte,

und die sein Zeitvertreib und Vergnügen waren. Die Philosophen, der Schmuck von Athen, verachteten die wohlgebauten Blumenbeete nicht: diese waren der gewöhnliche Sammelplatz dieser großen Leute: indem sie da die Wunder der Natur betrachteten, so erhob sich ihre Seele weit leichter, als auf den öffentlichen Plätzen der Stadt, wo sie nichts als die mühsamen Bestrebungen der Kunst sahen, welche weiter nichts als eine ängstliche Nachahmerin, einer freyen Meisterin ist. Epikur, der sich so gut auf die angenehmen Empfindungen und das feinere Vergnügen verstund, brachte zuerst die Annehmlichkeiten des Feldes in die Stadt Athen, und ließ neben den Häusern einen Platz zum Garten zurecht machen. Und so ist von Geschlecht zu Geschlecht dieser Geschmack auf uns gekommen.

So lange die Römer mit den Waffen in der Hand die Welt durchstreiften, und Eroberungen zu machen suchten, wurden alle schöne Künste und auch der Gartenbau wenig geachtet. Nachdem sie aber mit Ländern und Reichthümern gesättiget waren, und zu den Zeiten des Augusts der Tempel des Janus geschlossen war, so fiengen die Künste, welche vorher nur aufgeblühet hatten, an Früchte zu tragen, und die höchste Stufe der Vollkommenheit zu erreichen. Das wilde und bäurische Rom verschönerte sich, und wurde der Schauplatz aller Pracht, und da erschien auch der Gartenbau in

seinem völligen Glanze. Die Rathsherren und Ritter, welche ehedem nur auf morden und verwüsten ausgegangen waren, beschäftigten sich nun auf eine angenehme Art: sie breiteten in ihren Pallästen Annehmlichkeit und Vergnügen aus, und umgaben sie mit Gärten, welche sie auf eine reizende Art anbaueten, und ausschmückten. Die Neigung darzu bemächtigte sich der Gemüther mit einer Art von Wuth: man wandte außerordentliche Kosten an: man reiste zu dem Ende: man ließ die Gewächse weit herkommen: man sparte nichts. Ein Gewächs, das Lukullus in seinen Garten pflanzte, kostete bisweilen eine erstaunliche Summe. Cicero, das Wunder der Beredsamkeit, und die Ehre von Rom, war auch von dieser Ergötzlichkeit eingenommen, und er redet davon in seinen Schriften mit merklicher Begeisterung.

Die Karthaginenser, diese Nebenbuhler von Rom, in der Größe, Tapferkeit und Staatskunst, geben ihnen auch nichts nach in der Liebe und Pflege der Blumen. Varro versichert uns, daß Mago allein mehr Kenntniß von dieser Sache, als alle Griechen mit einander gehabt habe. So gewiß ist es, daß alle Völker, die sich durch die Feinheit ihrer Sitten, und die Liebe für die schönen Künste und Wissenschaften vor andern einigermaaßen ausgezeichnet haben, auch zugleich Liebhaber vom Gartenbau gewesen sind, dessen Unter-

geng die Barbarey zu allen Zeiten gewesen ist. Als das römische Reich von den Longobarden, Vandalen, Hunnen und andern wilden Völkern angegriffen, und niedergestürzet wurde, so zerschmetterten die Ruinen dieses großen Körpers den Tempel der schönen Künste, und bedeckten auch die schönen Gärten, daß sie nicht weiter gesehen wurden. Das feinere Vergnügen und das zarte Gefühl des Schönen und Guten kommt nicht in eine barbarische Seele, die nur allein mit Raub- und Mordsucht angefüllet, und vor den feinern Empfindungen der Menschlichkeit verschlossen ist.

So bald sich die Sitten in Frankreich, England, Holland und Deutschland einigermaaßen verfeinert haben, hat man ein Vergnügen am Gartenbau gefunden, und derselbe ist die liebenswürdigste Thorheit (wenn ich so reden muß) dieses Jahrhunderts. In großen Städten ist nicht leicht ein Pallast, der nicht seinen Lustgarten und seine Blumenbeete bey sich hat. Der König, die Großen, der Minister, der General, erquicken sich von den Sorgen des Kabinets, und den ermüdenden Geschäften, durch Unterhaltungen vom Gartenbau, und durch Anmerkungen, die sie entweder zufälliger Weise oder durch Versuche machen. Was man sonst den Händen der Knechte und Sklaven überließ, hat jetzt das Ansehen von Würde und Hoheit bekommen. Man fragt nicht mehr den Gärtner um Rath über die Form einer Hecke,

über die Art der Blumen die man pflanzen, und die Ordnung, in welcher man sie stellen will: das thut gemeiniglich ein Kriegsmann oder eine obrigkeitliche Person, und allezeit ein Mann nach der Welt: dieser redet gemeiniglich davon genauer und deutlicher als der Gärtner: dem die harte Arbeit überlassen bleibt: jene aber üben die Kunst des Geschmacks und der feinen Empfindungen. Es ist wahr, sie machen sich nicht mehr mit so niedrigen und beschwerlichen Arbeiten zu schaffen, wie ehemals die berühmten Diktators thaten, die, wenn sie aus dem Triumpf giengen, das Haupt mit Lorbern umwunden, nun die Erde zu pflügen anfiengen, die sich ohne Zweifel über so große Ackerleute freute, und ihre Wünsche erfüllte, indem sie durch reiche Erndten ihr Vergnügen darüber bezeugte, daß sie von Händen gebauet wurde, die des Szepters würdig, und von Menschen gefürchtet waren. Aber unsere Leute von Stande überlassen sich ganz den Kenntnissen, welche etwas beytragen können, diese Erde zu verschönern, ein Blumenbeet zu schmücken, den Garten durch Springbrunnen, Wasserfälle und Leitungen zu erfrischen, ihm zu allen Zeiten des Tages einen angenehmen Schatten, durch Büsche und Hecken zu verschaffen, die nach dem Ebenmaaß angeleget sind. Wir haben fast alle Schätze beyder Indien im Pflanzenreiche erschöpft und sie in unsere Gärten übergetragen. Unter den seltenen Arten der Blumen erschien zuerst

die Tulpe. Die Liebhaber empfiengen sie nach Würden, und machten daraus die vornehmste Zierde ihrer Blumenbeete. Die Ranunkel sahe man zuerst zu Konstantinopel unter Mahomed IV. und von da wurde sie durch den Malaval nach Frankreich gebracht. Und so folgte das ganze Heer der Blumen nach einander, welche entweder durch einen Zufall entdecket, oder aus fremden Ländern zu uns gebracht, und hernach durch die Pflege verschönert wurden.

Ich theile gern mein Vergnügen mit meinen Freunden, und ich genieße es zweifach, indem ichs mit ihnen theile. Hinweg mit allem Neide, mit allen Heimlichkeiten der Künste, mit allem Stolz und Eigennutz, eine Blume allein zu haben, aus der Seele eines edeln Blumisten, der nicht nur Kenner, sondern auch Menschenfreund ist. Ich sehe eine Blume mit größerer Aufmerksamkeit, wenn ich sie einem andern zeige, und je öfter und aufmerksamer ich sie sehe, desto mehr erfreuet sie mich. Wenn ich sie einmal behalte, und einmal einem Freunde gebe, so sehe ich sie in seinem und meinem Garten, und sie erfreuet mich zweymal. Ist mein Freund gleich noch kein Kenner, so muß ich ihn darzu machen, und ihm meine Wissenschaft mit der Sache selbst mittheilen. Ein jeder suchet Proselyten seiner Profession zu machen, wenn er sie hochschätzt und lieb hat, und es schmeichelt ihm, wenn andere das lieben, was er liebt. Aber wenn

ich ihm lauter schlechte Sachen gebe, so wird nichts aus ihm, und er wird die Zunft der ächten Blumisten nicht vermehren. Mein Geist wird in mir lebendig, wenn ich einem Freunde, der mich verstehet, die Schönheit meiner Blumen beschreibe, so wie ein Damon, wenn er von seiner Phyllis redet. Es ist eine Erquickung nach Geschäften für mich an einen Blumisten zu schreiben; ich sehe meinen Katalogus vorher durch, ehe ich ihn fortschicke: ich stelle mir vor, daß er sich darüber freuen wird, und da freue ich mich selber darüber. Wenn ich ihn wieder erhalte, und eine dankbare Antwort darzu, so lese ich sie mit Vergnügen, ich sehe den Katalogus von neuem durch, und bin ihm gut, weil er einem Freunde ein Vergnügen gemacht hat. Die Freude an den Blumen ist, wie die Freude des Himmels, die nicht abnimmt, wenn sie getheilet wird, und die große Menge der Seligen, macht keines Antheil an der Seligkeit geringer, der sie mit genießet.

Diese Gesinnung hat mir den Gedanken eingegeben, zum Vergnügen meiner Herrn Kollegen eine Blumenreise zu beschreiben, die ich im vorigen Frühling nach Erfurth gethan habe. Und hier muß ich zuerst die Gütigkeit meines Freundes, des Herrn Barons von Piper, kaiserlichen Raths und Oberpost-Direktor zu Erfurth rühmen. Meine Schriften, welche das Glück gehabt ihm zu gefallen, hatten mir die Ehre seiner Bekanntschaft zuwege

wege gebracht. Er hat mir das Vergnügen zugedacht, meine Augen an seiner Hyacinthenflor zu weiden, und mich mit der größten Höflichkeit eingeladen, sie zu besehen, welches mir um so viel lieber war, da ich von dieser Art Blumen nur noch eine mittelmäßige Kenntniß hatte, und mir nicht vorstellen konnte, worinn die Mannichfaltigkeit und der hohe Werth bestehe, wofür sie jetzt gehalten werden. Ich bedurfte gar sehr wohl einer Aufmunterung meines Gemüths, als auch einer Bewegung meines Körpers nach dem ersten Winter meines traurigen Wittwerstandes, und ich bin meinem Freunde um so viel mehr dafür verbunden, daß er mir dieselbe zu der gelegensten Zeit gemacht hat. Ich reisete dahin in der Mitte des Maymonats, zu einer Zeit, wo es heißt:

Nunc omnis ager, nunc omnis parturit arbos,
Nunc frondent ſyluae, nunc formoſiſſimus annus.

Virgil.

Wenn man zum Vergnügen reiset, so muß man allen Verdruß und alle Geschäffte hinter sich zurück lassen, damit die freye Seele die ganze Kraft der angenehmen Gegenstände, die uns vorkommen, empfinde. Ich entfernte also mit Fleiß aus meinem Gemüthe alles, was mich bisher bekümmert hatte, und nahm mir vor, die frohe Stunde, die mir jetzt geboten wurde, zu genießen. Wenn

ich in meine Reisebeschreibung einige Kleinigkeiten mit einfließen lassen sollte, die meinem künftigen Herrn Recensenten etwa unerheblich, und wenig interessant für das Publikum, vorkommen sollten, so bitte ich um Erlaubniß, ihm zu melden, daß sie nicht geschrieben sind, um recensiret zu werden, sondern meinen Freunden, deren Geschmack ich kenne, zu entdecken, wie ich denke, lebe und handle, und mich dadurch mit ihnen näher bekannt zu machen, weil wir uns noch nicht alle von Person kennen.

Meine Reise gieng auf mein geliebtes Wülfingerode, wo ich ehemals als Prediger gestanden habe, und jetzt mein erstes Nachtquartier hielt. Als ich dasselbe von fern erblickte, erinnerte ich mich gleich meiner Schicksale, die ich in drey und zwanzig Jahren daselbst erlebet, dankte Gott für das Gute, das er mir hatte wiederfahren lassen, und erkannte den Nutzen der Leiden, die ich da ausgestanden hatte. Ich besuchte meine ehemahligen Zuhörer in ihren Häusern, erneuerte die alte Freundschaft mit ihnen, ließ mir erzählen, wie es ihnen bisher ergangen sey, ermahnte sie zur Frömmigkeit, stärkte sie im Glauben, und tröstete sie in ihren Leiden, die mir bekannt waren Wir waren so vergnügt mit einander, wie Vater und Kinder, und ich beklagte nur, daß die Zeit zu kurz war, sie alle zu sehen, und länger bey ihnen zu bleiben. Ich durchwandelte die Gärten, ehe-

mals den Sitz meiner Betrachtungen und meines Vergnügens; ich besahe die Bäume, die ich gepflanzt und gepropft hatte, und freuete mich über ihren Wachsthum. Ein jeder schattichter Baum, und eine jede Rasenbank in dem kleinen Lustwalde, die ich selbst angeleget hatte, brachte in meine Seele das Vergnügen zurück, das ich ehemals da empfunden, und ich segnete die Gefilde, die mich so lange ernähret und versorget hatten. Ich war jetzt ein Gast in dem Hause, wo ich so viel Jahre gewohnet hatte; ich erkundigte mich bey meinem Herrn Nachfolger und dem Schuldiener des Orts, meinem alten Freunde, nach dem Zustande der Gemeinde und der Schule, gab guten Rath zur Beförderung der Religion und Tugend, so gut ich ihn wußte, und erweckte mich mit ihnen zu unserm gemeinschaftlichen Beruf. Der Schlaf war mir sehr süß auf einer Stelle, wo ich so oft geruhet hatte; ich schlief ein und erwachte voll Dankbarkeit und Lobe Gottes, der hier mein Beschützer und Wohlthäter gewesen war.

Des Morgens setzte ich meine Reise nach Mühlhausen fort. Ich war zu Pferde, und neben mir her gieng einer meiner Knechte, ein junger Mensch, katholischer Religion, der zeither mein Katechismusschüler gewesen war, wenn ich neben ihm her auf dem Felde gieng, indem er pflügte und egte. Er war ein Hirtenkind, und wie ein Vieh aufgewachsen. Er wußte nichts von der Religion, da

er zu mir kam, als das Vater unser und Ave Maria, und konnte sich auch mit nichts helfen, weil er nicht lesen konnte, und von schlechten Fähigkeiten war. Ich hatte ihm die ersten Gründe der natürlichen Religion nach meiner Lehrart, wie einem Kinde von sechs Jahren, größtentheils auf dem Felde bey seiner Arbeit beygebracht, und er fieng allmählich an, ein Mensch zu werden. Jetzt lehrte ich ihn den Morgensegen beten. Er mußte mir erzählen, was ihm der liebe Gott in der Nacht Gutes gethan habe: daß er einen süßen Schlaf genossen: daß er nicht krank gewesen, oder sonst Schaden genommen u. s. w. Er mußte sich besinnen, wozu die Sonne nütze sey, die jetzt aufgieng, und was uns alle diese Sachen hülfen, die wir jetzt auf dem Felde um uns sahen, und er wußte schon, daß solches alles von Gott herkomme. Daraus mußte er nun eine Danksagung machen, dabey ich ihm einhalf, daß er sie heraus brachte. Ich fragte ihn darauf: was er wohl heute von Gott haben wollte? Gesundheit, Essen und Trinken, Verstand was zu lernen, Frömmigkeit und Tugend, und ich brachte ihn auf die Spur von den allen. Das mußte er in ein Gebet fassen, und Gott vortragen. Ich unterhielt mich mit ihm so gut ich konnte, setzte den Unterricht, den ich ihm bisher gegeben hatte, fort, erzählte ihm biblische Historien, und empfand bey dieser Beschäf-

tigung bey mir selbst eine Zufriedenheit, die mir den Weg auf eine sehr angenehme Art verkürzte.

In Mühlhausen fand ich durch die Veranstaltung meines theuersten Freundes, des Herrn Baron von Pipers, ein bequemes Fuhrwerk, und einen geselligen Gefehrden, der die Welt gesehen hatte, und vollkommen nach meinem Geschmack war. Wir durchstrichen die große Ebene in Thüringen, der Kornkammer von Deutschland, von Mühlhausen bis Erfurt, sechs Meilen lang in einem Tage. Wir sahen um uns her weite Kornfelder, grüne Tapeten, Meilen lang ausgebreitet, die Hofnung künftiger Erndte, welche dem Mangel und der Noth, die die Menschen zwey Jahre lang gedrücket hatten, ein Ende machen sollte. Wir sahen auf allen Seiten den fleißigen Ackermann den schwarzen und fruchtbaren Boden mit dem Pfluge zerreissen, mit Saamen schwängern, und denselben mit Erde bedecken. Wir stellten uns vor, wie viel Menschen und Thiere nun davon ernähret würden, wie manche Mahlzeit und Futter davon bereitet würde, und wie gut es dem hungrigen Arbeiter schmecke? Wir sahen das vergnügte Gesicht des Vaters, der seinen Kindern das erste frische Brod vorschnitt, daran sie sich nach so langem Hunger wieder sättigen sollten, und die aufgehabenen Hände der Kinder, damit sie Gott dankten. Wir fuhren durch das angenehme Langensalze, und sahen um uns her, nahe und fern, prächtige und große

Dorfschaften, den Städten gleich, liegen. Wir verglichen mit diesem Lande die Gegenden, die wir gesehen hatten, vermischten unsere Empfindungen mit Betrachtungen und Erzählungen, und verkürzten uns also die Zeit, die mir auf die angenehmste Weise dahin floß.

Endlich sahen wir Erfurt, das Ziel unsrer Reise, in guter Ferne liegen, und grüßten dasselbe. Die Stadt lieget in einer großen Ebene, an welche sich gegen Abend ein mäßiger Berg lehnet, und der Petersberg, und die Menge der hohen Thürme, und Kirchen, fällt sehr prächtig in das Auge. Sie ist mit einem Walde von Obstbäumen umgeben, und man erzeuget auf freyem Felde um dieselbe her die schönsten Gemüse, die an andern Orten nur in den Gärten wachsen. Ich empfand eine besondere Ehrerbietigkeit und Liebe gegen diese Stadt, als ich in ihre Mauern kam, und mich erinnerte, daß sie die erste in dem östlichen Deutschland sey, wo das Licht der christlichen Religion aufgegangen, und sich von da in die umliegenden Gegenden Deutschlands ausgebreitet hat.

Mein Freund empfieng mich mit offenen Armen, und machte meinen Satz wahr, daß Blumenfreunde auch Menschenfreunde zu seyn pflegen. Ich habe bey ihm acht Tage zugebracht, die ich unter die angenehmsten meines Lebens rechne, und die mir eine wahre Erquickung nach vielen vorhergegangenen Mühseligkeiten gewesen sind. Ich habe

in seinem Hause gute Gesellschaften von allerley Stande angetroffen, und darinnen die angenehmste Unterhaltung gehabt. Mit Leuten, welche lesen, denken, die Welt gesehen haben, und die Gabe des Umgangs besitzen, hat man niemals lange Weile; man braucht keine Karten sich die Zeit zu vertreiben; und keiner wird müde zu reden, wenn einer den andern gebührend ablöset. In Erfurt leben Katholicken und Lutheraner auf einem sehr freundschaftlichen Fuß, und man kann auch von Religionssachen ohne Gefahr und Beleidigung reden. Mein Zimmer war neben der Bibliothek meines Herrn Wirths, in welcher ich die besten Schriftsteller des Zeitalters Ludewig XIV. antraf, mit denen ich bisweilen eine einsame Stunde zubrachte.

Man wird leicht erachten, wie neugierig meine in die Blumen verliebte Seele nach dem Garten des Herrn Barons war, den er bey seinem Hause hatte. Allein wie war mir zu Muthe, als ich am Morgen nach meiner Ankunft aufwachte, und die Luft von Schneegestöber verfinstert sahe, als wenns December gewesen wäre.

So mischt sich in die schönsten Tage,
Auch noch ein trüber Winter ein,
Und jedes Glück hat seine Plage,
Und jede Lust hat ihre Pein.

Der Wind heulte und rasete entsetzlich, Himmel und Erde mischten sich unter einander, und man getrauete sich kaum ein Fenster zu eröfnen. Wir sahen einander voll Bestürzung an, und beklagten, daß unser Vergnügen auf eine so unerwartete Art gestöret und unterbrochen war. So wurden wir fast zwey Tage von Sturm und Ungewitter belagert, und mit Hausarrest beleget, so, daß wir kaum einen Fuß in den Garten setzen konnten. Indessen heiterten sich unsere Seelen bald auf, wir machten Bekanntschaft mit einander, und legten den Grund zu einer Freundschaft, die ich für eine wahre Glückseligkeit meines Lebens schätze. Der Herr Baron hatte die Gütigkeit, mich den Blumisten in Erfurt vorzustellen, unter welchen ich sonderlich den Herrn Kanonikus Spenla rühmen muß, der mir mit der größten Gefälligkeit seine Einsichten und sein Herz eröfnete.

Und nun wurde der Himmel wieder heiter, (denn die heftigsten Stürme sind allemal die kürzesten) und der Frühling fieng wieder an sein Recht zu behaupten. Wir waren aus der Gefangenschaft erlöset, und unser erster Gang war in den Garten, das zu sehen, warum ich hier war. Die Blumenbeete waren mit Schirmen von Wachstuch bedeckt gewesen, und dadurch in den Stürmen unbeschädigt erhalten. Welch ein reizender und entzückender Anblick war für mich ein Garten,

zwar von mittlerer Größe, aber prächtig und reinlich, mit Geschmack angelegt, mit einer hohen Wand von grünen Hecken eingefaßt, und nur hier und da mit Pyramiden von Franzobst unterzeichnet, übrigens aber ganz Blumengarten, und der Flora gewiedmet. Ich grüßete sie sehr ehrerbietig und freundlich, und machte mein Kompliment bis auf die Erde. Ich nahete mich ihren Altären, von denen der Rauch aufstieg in den kräftigen Ausdünstungen der Hyacinthen, die mein Haupt stärkten, und mir die Begeisterung eines Priesters der Göttin eingaben. Wie dem Adam, als er nach seiner Schöpfung zum erstenmal die Augen im Paradiese aufthat, und die lachende Schönheit der Natur erblickte, so war mir zu Muthe. Ich war ganz Auge, und trank das Vergnügen, welches mich hier umfloß, mit ganzen Strömen.

Hier habe ich die Blumisterey im Ganzen und und Großen gesehen. Die Blumenfreunde in Erfurt haben die Provinzen des Reichs der Flora unter sich getheilt, und ein jeder nur eine Art der Blumen vorzüglich zu bauen sich vorgenommen, um sich nicht zu zerstreuen, sondern in jeder Art was vortrefliches hervor zu bringen. Der Herr Baron von Piper hat die Hyacinthen und dabey die Tulpen; Herr Kanonikus Spenla die Aurikeln, davon er sechshundert Töpfe zur Parade, und noch eine unzählige Menge im Lande hatte. Mir haben sie die Nelken überlassen, und das

Beste davon zugewandt, daran ich mein Vergnügen habe, und damit ich meinen Freunden dienen kann. Der Stamm von der Blumisterey meiner Bekannten ist holländisch, und rühret von dem Herrn Voorhelm und Schneevoogt zu Harlem her, von denen sie die erste Anlage darzu erhalten haben, und jährlich noch zu kaufen, was neues hervorkommt. Sie behalten auch die Namen der Blumen aus dem französischen Katalogo dieser Herren genau bey, den sie jährlich herausgeben, und führen darüber genaue Register. Man beobachtet die holländische Kultur mit der größten Genauigkeit, und giebt sich damit ungemein viel Mühe. Die Erde wird aus den Blumenbeeten jährlich ausgehoben und mit frischer verwechselt. Man hat an einem verborgenen Orte des Gartens große Magazine von Materialien, daraus sie zusammengesetzt ist, und die sehr gut gemischt werden. Weil nun die Blumen so gut gepfleget werden, so vermehren sie sich sehr, die Gärten werden zu enge, absonderlich da jährlich neue darzu kommen, und es werden oft gute Sachen weggeworfen, wenn kein Raum für sie da ist. Ich habe daher meinen Freunden gerathen, den Blumenliebhabern aus ihrer Flor zu überlassen, darzu sie sich auch verstanden haben. Der Herr Kanonikus Spenla hat den Verlag davon übernommen, und können sich die Liebhaber von Hyacinthen, Tulpen und Aurikeln an ihn wenden. Es ist ein

gedruckter Katalogus von den Sachen der Erfurther Blumengesellschaft vorhanden, darinn auch die holländischen Preise angezeiget werden, um die Blumen einigermaaßen schätzen zu können. Man nimmt es aber damit so genau nicht, weil die Blumen in Holland selbst am Werth fallen, wenn sie gemeiner werden, und andere vortreflichere hervorkommen. Indessen kann man sie hier so gut als aus der ersten Hand, aber viel näher haben, und von einem Geistlichen, wie der Kanonikus Spenla ist, vermuthet man noch mehr Aufrichtigkeit, als von einem andern.

Der Herr Baron von Piper hat in seinem Garten ein großes Parasol auf einer starken eisernen Stange. Es ist von einem solchen Umfang, daß ein Tisch und Stühle darunter gesetzet werden können. In dem Boden sind hier und da große Steine eingegraben, in gleichen Entfernungen, welche ein Loch in der Mitte haben, darein das Parasol gestecket wird, so daß mans von einer Gegend des Gartens in die andere tragen, und von da aus die umliegenden Blumenbeete im Schatten betrachten kann. Der Herr Kanonikus Spenla aber hat den Kern seiner Aurikelflor in einem großen Gartensaal in Form eines Amphitheaters um sich her stehen. In einer solchen bequemen Stellung habe ich die Hyacinthen und Aurikeln betrachtet. Sie waren nach der Schattirung, und den Stufenfolgen der Farben gestellet, welches schön ins

Auge fiel. Weil ich meine eigne Kenntniße von dieser Art Blumen vermehren wollte, und meinen neugierigen Freunden eine Nachricht davon zugedacht hatte, so habe ich sie mit aller Aufmerksamkeit betrachtet. Ich habe mir von den Kennern die besten Stücke von jeder Art zeigen, und ihre Schönheit erklären lassen. Ich habe Feder und Dinte zur Hand genommen, und die Namen sowohl als ihre Kennzeichen angemerket, und gleichsam ein Protokoll darüber aufgenommen. Und das will ich nun dem Publikum mittheilen, was die Hyacinthen und Aurikeln betrift. Ich werde demselben die Anmerkungen, Urtheile und Beobachtungen, die ich sowohl selbst gemacht, als auch aus dem Munde meiner Freunde und durch die Lektüre gesammelt habe, beyfügen, damit sich meine Leser einen vollständigen Begriff von diesen Arten der Blumen machen, und ihren Werth beurtheilen können. Bey trockenen Namenverzeichnissen der Blumen denkt man nichts, und die bloße Versicherung, daß eine Blume schön sey, will auch nichts sagen, wenn man nicht weiß, worinnen die Schönheit bestehet, und was eigentlich ihren Werth ausmachet. Ich werde der Methode folgen, die ich bey den Nelken und Tulpen beobachtet habe, hier und da einigen Unterricht von der Kultur der Blumen geben, den ich für erheblich halte, und in einem Anhange noch

einige Nachrichten mittheilen, die einen Blumisten interessiren können.

Von den Hyacinthen.

Es ist aus der Fabel bekannt, daß Hyacinthus ein schöner Knabe gewesen ist, welchen Apollo sehr liebte. Bey einem Wettspiele ließ er ihm ohnversehens den Diskus oder die Scheibe, damit er geworfen hatte, aufs Haupt fallen, davon er erschlagen wurde. Aus seinem Blute ließ er eine Blume entstehen, die nach dem Erschlagenen genannt worden ist. Zu Lacedemon feyerte man jährlich dem Apollo und Hyacinthus zu Ehren ein Fest, welches drey Tage lang währete. Am ersten und letzten gieng es sehr traurig zu, und man beweinte des Hyacinthus Tod. Man speißte ohne Kränze, as kein Brod, sondern nur Zugemüse, sang nach Tische kein Lied, nahm auch nichts vor, was man sonst bey solchen Opfern und Festen pflegte. Am andern Tage gieng es desto lustiger zu; man sahe überall Schauspiele; die Knaben spielten auf der Cither, man ritt auf schönen Pferden auf dem Schauplatz herum, das Frauenzimmer ließ sich in geputzten Sänften auf dem Schauplatz herum tragen, man opferte viel, und bat auch so gar das Hausgesinde und die Knechte zu Gaste. Hieraus erhellet, daß diese Blume ihren Ursprung nach einer der ältesten und edelsten sey.

Die Botanisten haben ein langes Verzeichniß von Blumen, die sie Hyacinthen nennen. Da ist Hyacinthus Belgicus, Africanus, Corollis, Peruvianus, Stellatus, Tuberosus, Virginianus, Lilio Hyacinthus, Hyacinthus Orientalis, welche alle ganz verschiedene Blumen von Art und Gestalt sind. Unter denselben ist es der Hyacinthus Orientalis, der hier gemeynet wird, und man kann nicht eigentlich sagen, woher er diesen Namen habe. Zum wenigsten scheinet der Orient sein Vaterland nicht zu seyn, weil er eine temperirte Luft fordert, und ihm Italien und die mittägigen Provinzen von Frankreich schon zu warm sind. Die Türken von Romanien und Natolien, die sehr große Liebhaber von Blumen sind, und insbesondere die Hyacinthen lieben, müssen solche von Zeit zu Zeit aus Holland kommen lassen.

Man hat eine lange Zeit über den Werth desselben nicht einig werden können, und ihm die Tulpen vorgezogen, und es ist wahr, daß ihn diese letzten an Mannigfaltigkeit der Farben, und an Mahlerey übertreffen. Nachdem man aber die Arten und Farben desselben durch die Kultur und den Saamen gar sehr vermehrt, so hat er den Preis davon getragen, wird für die edelste der Blumen gehalten, und stehet oben an in den Verzeichnissen derselben. In dem Katalogus von Voorhelm und Schneevoogt vom Jahr 1772 sind über zwölfhundert Sorten namentlich angeführet,

die freylich keine große differentiam specificam haben können, und wohl größtentheils nur Varietäten sind. Man hat nun weiße, rothe, blaue, gelbe, und zwar die blauen und rothen wiederum durch sehr mancherley Grade des hellen und dunkeln. Darzu kommen mancherley Bestimmungen der Größe, des Baues, der Füllung, der Einschnitte des Kelchs, der Schattirung, welche den Unterschied der Blume ausmachen, und es gehöret, denselben zu bemerken, schon eine genauere Beobachtung, und ein feinerer Geschmack als bey andern Blumen. Allein die Liebe machet Augen, und wer einmal für eine Blume eingenommen ist, der siehet Sachen, die der Aufmerksamkeit anderer, die sie nicht sehr achten, gar leicht entwischen.

Es ist der Hyacinth eines der ersten Frühlingskinder, das so bald hervorbricht, als die Erde ihr weißes Winterkleid auszieht und von den Banden des Frostes befreyet wird, und dieß giebt ihr einen besondern Vorzug. Ja man kann sie im Winter selbst in der Stube blühend haben, nicht nur in der Erde und in Töpfen, sondern auch im Wasser. Man hat dazu eigne Gläser, die unten weit sind, und eine Oeffnung von der Größe einer Hyacinthenzwiebel mit einem etwas breiten Rande haben. Das Glas wird mit Wasser angefüllt, und die Zwiebel als ein Pfropf so in die Oefnung gesetzt, daß sie mit ihrem Grunde das Wasser berührt. Sie treibt alsdann ihre Wurzeln in das Glas herunter,

die darinnen sichtbar herunter hängen, gehet auf und blühet schön. Einer meiner Freunde hat eine ziemlich hohe Pyramide, von verschiedenen Etagen, oder Absätzen, die er rund herum mit solchen Gläsern besetzt, und mitten im Winter eine angenehme Flor hat.

Der Geruch des Hyacinthen ist überaus stark und balsamisch, dadurch ihn die Natur für dem Mangel anderer Vorzüge gleichsam schadlos gehalten hat. Ein schwaches Gehirn kann ihn kaum ertragen, mir aber ist er sehr erquickend. Wenn die Blüthen desselben nicht so groß sind, als eine Tulpe, so sind ihrer desto mehr an einem Stengel, darinnen ihm die Aurikel zwar nahe, aber noch nicht beykommt. Eine vollständige Blume macht für sich schon ein Bouquet aus. Keine Blume ist in ihrer Farbe gewisser, und artet sich weniger aus als diese, darinnen sie die Nelke und Tulpe weit übertrift, welche bisweilen ganz unkenntlich wird, und den ehrlichsten Mann in Verdacht des Betrugs bringen kann, daß er eine Lea für eine Rahel verhandelt habe. Der Hyacinth blühet auch länger, und kann die Abwechselung der Luft besser vertragen als Nelken und Tulpen, sonderlich, wenn er mit einem Obdach versehen wird. Er kommt auch in sehr kalten Gegenden fort, weil er mit einer Art von Oel versehen ist, welches dem Frost widerstehet, den er mehr als eine andere Blume vertragen kann.

Nach diesen vorläufigen Anmerkungen, will ich nun 1) das System der Hyacinthenkenntniß in Ordnung bringen, und dasjenige überhaupt bemerken, was bey Bestimmung ihres Werths in Betrachtung zu ziehen ist, 2) einige der besten Arten, nach ihrer Größe, Bau und Farben schildern, und die Anwendung der Regeln in Exempeln zeigen, 3) von der Kultur und Fortpflanzung desselben einige Nachricht geben, die meine Freunde von mir verlanget haben.

Man muß bey den Hyacinthen, wenn man sie richtig beurtheilen will, acht geben 1) auf den Stengel, 2) auf die Blume selbst, 3) auf die Zeit der Blüthe.

Der Stengel des Hyacinthen muß hoch seyn, und er erreicht bisweilen über drey Viertheil einer Elle. Wenn er zu kurz und niedrig ist, so kommt die Blume nicht aus den Blättern hervor, und fällt nicht in das Auge. Er muß eine seiner Höhe gemäße Stärke haben, so, daß er eine gute Anzahl Blumen tragen kann. Ist er zu schwach und dünne, so beugt er sich zur Erde, und die Blume verlieret alles Ansehen. Diesen Fehler hat der Sesostris, der sonsten seine Vorzüge hat. Man verbessert ihn durch fulcra, die aus einem kleinen Stabe bestehen, den man neben die Blume in die Erde steckt. Durch denselben wird ein Drat gestoßen und hernach krumm gebeugt, so daß die Krümme desselben den Stengel des Hyacinthen

umfasset, und aufrecht erhält. Eigentlich aber müßte die Blume dieser Stütze nicht nöthig haben, und sie ist nur für den Regen und Sturmwind, welche die Stengel der Blumen, sonderlich wenn der Strauß groß und schwer ist, gern bey der Erde abbrechen. Die Natur, welche in allen ihren Produktionen vorsichtig und vernünftig ist, hat gemeiniglich die starken Boukets mit einem dicken und nicht gar zu langen Stengel versehen.

Bey der Blume selbst hat man theils auf die Farbe, theils auf die Glocken oder einzelnen Blumen, die um den Stengel herum sitzen, zu sehen.

Die vorjetzt bekannten Farben der Hyacinthen sind weiß, gelb, roth und blau. Die gelbe Farbe ist kaum hervor gekommen, und noch nicht zur Vollkommenheit gediehen, sondern gränzt noch sehr an das Weiße. Ich habe auch noch keine sehr große und stark gefüllte von dieser Art gesehen. Indessen sind diese doch noch rar und kostbar, ob sie gleich nur von mittlerer Größe und schwach gefüllt sind. Die weißen Hyacinthen sind nicht alle gleich helle, sondern zum Theil fahl und todtenfarbig, haben aber gemeiniglich eine rothe Füllung, wenn sie gefüllt sind. Die rothen und blauen gehen fast alle Grade vom hellen zum dunkeln durch, und hierinnen ist also die größte Mannigfaltigkeit. Man liebt die geraden Farben, die durchaus von gleicher Stärke sind, z. E. ganz dunkelblau, oder ganz hellroth, nicht so sehr als die getuschten,

und gute Blumen müssen eine Schattirung haben, die gemeiniglich in die Mitte der auswendigen Blätter, oder in ihrer Ribbe dunkel, nach den Seiten zu aber ins Helle ausgetuscht ist. Die Füllung muß eine zwar ähnliche aber stärkere Farbe, als die auswärtigen Blätter haben, und je mannigfaltiger die in ihren Graden und Schattirungen auf einzeln Blättlein der Füllung ist, desto höher wird die Blume gehalten.

Bey den Glocken muß beurtheilet werden, wenn man die Blume gehörig kennen lernen will, 1) ihre Stellung um den Stengel herum, 2) die Eintheilung des Hyacinthen in Absicht derselben.

Die Glocken des Hyacinths müssen unter sich eine Kontinuität haben, das ist, sie müssen so an den Blumenstengel angereihet seyn, daß sie ein Ganzes ausmachen, und weder zu nahe noch zu weit von einander abstehen. Denn sonst wird es ein abgebrochenes und mangelhaftes Stück, voller Lücken, welches kein Ansehen hat. Sie müssen zusammen genommen eine Pyramide formiren, welche von der Basis bis zur Spitze in ebenmäßigen Verhältnissen fortlauft. Denn das ist eine schöne mathematische Figur, welche das Auge in der Meßkunst übet. Die untersten Glocken sind daher groß und haben längere Stiele als die obern, und so nehmen sie allmählig ab nach der Spitze zu. Hyacinthen, welche daher nur auf einer Seite blühen, oder hier und da nur eine Glocke an dem

Stengel haben, sind sehr wenig zu achten. Die Glocken müssen nicht niederwärts hängen, sonst kann man der Blume nicht in die Augen sehen, auch nicht aufwärts stehen, sonst können sie keine Pyramide formiren, sondern horizontal von dem Stengel abstehen, daß man sie betrachten kann. Die Stiele an den Glocken dürfen also weder zu schwach und dünne seyn, noch zu steif aufwärts stehen, sondern müssen eine angemessene Stärke und Beugung haben. Wir finden in dem Pflanzenreiche eine Menge mathematischer Figuren, Winkel, Zirkel, Vielecke, Kugeln, sphärische Abschnitte, Kegel, Pyramiden, alle genau abgemessen, und an allen Orten, bey allen Arten richtig beybehalten. Dieß ist ein sehr überzeugender Beweis, daß die Welt von einem denkenden und vernünftigen Wesen ihren Ursprung haben müsse. Denn wie kann eine so genaue Ordnung und ein so richtiges Ebenmaaß ohne Verstand entstanden seyn?

Die Hyacinthen werden in Absicht der Glocken eingetheilet in einfache und gefüllte.

Die einfachen, die man in gemeinen Gärten antrift, und zehn oder zwölf Glöckchen habe, sind gar nichts werth, und kommen in keine Betrachtung. Es giebt aber auch sehr gute von dieser Art, und ich habe in dem Harlemer Katalogus von 1772 auf dieser Klasse gefunden, das Offenbloed, eine Rosenfarbne für fünfzehn Gulden,

Rose incarnate für zehn Gulden, Euripides eine Agatblaue für sechs Gulden, welches, deucht mich, für einen einfachen Hyacinthen schon genug ist. Aber wer doch auch gar keine unter seiner Flor hat, der wird für einen armen Blumisten gehalten. Ihr Werth kommt auf die Menge der Glocken an, und wenn sie eine schöne krause Pyramide formiren. Man hat sie zu vierzig Glocken, die sehr prächtig sind. Sie sind weiß, rose- und purpurroth, porcellain und agatblau. Ihr Vorzug ist, daß sie früh zur Blüthe kommen, und den Vortrupp der Flor ausmachen. Von ihnen bekommt man auch den Saamen, davon bisweilen sehr schöne gefüllte fallen. Denn die Saamengefäße liegen in denselben frey, und der Blumenstaub kann leichter als in den gefüllten von den Antheris zu der Pistille kommen, und sie begatten.

Die gefüllten sind die eigentlichen Gartenhyacinthen, und haben, nachdem sie aufgekommen sind, die einfachen sehr herunter gesetzt. Wir bemerken an denselben 1) die Zahl der Glocken, 2) die Form oder den untern Bau, 3) die äusserliche Figur, 4) die Größe derselben.

Was die Zahl der Glocken betrift, so findet man bey einer monströsen Größe, z. E. die einen Laubthaler bedecken, wenig derselben, wie es gemeiniglich zu seyn pfleget. Gewöhnlicher Weise müssen sie zwischen zwölf und achtzehn seyn, und die zwanzig Glocken haben, werden für außeror-

dentlich schön gehalten, unter zwölf aber sind sie unvollkommen. Es ist natürlich, daß die Glocken kleiner sind, wenn ihrer viel sind.

Eine jede Glocke einer gefüllten Hyacinthe bestehet aus drey Theilen, dem Kelch, der Füllung und den Saamengefäßen.

Der Kelch bestehet aus einer fleischichten Substanz, und ist in sechs oder acht radios oder Zacken geschnitten, die sich auswärts beugen und krümmen. Es ist ein Kelch in dem andern, und die radii der inwendigen decken die Zwischenräume der auswendigen radiorum, daher eine Kontinuität in dem Umkreise der Glocke entstehet, daß derselbe ein Ganzes ausmachet, welcher kleine Umstand ebenfalls von der Weisheit der Natur zeuget, die ihren Werken, die möglichste Vollkommenheit giebt. Bey den Zacken kommen zwey Fehler vor, theils wenn sie sich gar nicht beugen und eine Teute formiren, welche hindert in die Blume zu sehen, theils, wenn sie sich allzusehr zusammen rollen und kräuseln. Denn so wird die Blume klein und machet keine wohlgebildete Pyramide. Sie müssen also eine nur sanfte Beugung der Zacken haben, so daß die Glocken einander berühren, und ein angenehmes Ganze ausmachen.

Die Füllung bestehet bey einigen aus besondern kleinen Blättern, die die Mitte des Kelchs ausfüllen, bey andern aus Kelch in Kelch deren Zacken die Füllung ausmachen, weil sie in der Mitte

immer kleiner werden. Diejenigen, welche mehrere Kelche in einander und doch dabey eine besondere Füllung haben, heißen doppelt gefüllte, und pflegen sehr groß zu seyn. Die Füllung muß voll, stark, etwas erhaben und ausgebreitet seyn, so daß in der Mitte keine Vertiefung, sondern ein niedriger sphärischer Abschnitt zu sehen ist. Die Blätter stehen zum Theil gerade in die Höhe, zum Theil sind sie auswärts gebeugt, und je schöner sie mit Farben spielen, desto vortrefflicher ist die Blume.

Die gefüllten Hyacinthen haben auch ihre Saamengefäße, aber die Antherae stecken zwischen Blättern, und machen einen Theil ihrer Schönheit aus. Die Pistille aber ist in der Füllung verborgen, und kann den Blumenstaub, oder die Saamenkörperchen schwerlich empfangen, daher auch die gefüllten selten Saamen tragen, der zur Reife kommt, ob es gleich von einigen geschiehet.

Die Größe der Glocken ist von dem ganzen Umfang der Zacken zu verstehen, wenn ihre Krümmung herum gebogen, und gleich gehalten wird, und da muß der Zirkel, den sie bedecken, zum wenigsten anderthalb Zoll im Durchschnitt haben, wenn die Blume von einigem Werth seyn soll. Bey einigen ist die Größe außerordentlich, und sie bedecken einen Laubthaler, wenn man sie ausbreitet, aber diese haben selten mehr als vier oder fünf Glocken, und einige trockene Knospen an der Spitze, welche

anzeigen, daß die ganze Kraft der Blume durch einige wenige Glocken erschöpft sey.

Die äußerliche Figur der Glocken ist nicht bey allen einerley. Bey einigen ist sie konisch, sonderlich bey denen, die nicht stark gefüllt sind und der Kelch ist länglich. Die meisten sind pyramidalisch, und haben bald eine breite Basis und kurze Höhe, sonderlich wenn sie groß sind, bald aber ist der Kelch länger. Wenn er konisch und dabey kurz und dick ist, so giebt solches ein übeles Verhältniß, und die Pyramide des ganzen Hyacinthen bekommt alsdenn keine schickliche Gestalt, weil die Basis zu enge gefunden wird.

Was die Zeit der Blüthe betrift, so kommen einige früher, andere später hervor, und die spät blühenden werden für die besten gehalten, weil sie die bequemste Jahreszeit zur Blüthe erreichen. Man muß ja nicht früh und spät blühende unter einander pflanzen, sonst giebts Lücken in dem Parterre, wenn die frühen abgeblühet haben, dadurch dasselbe verunstaltet wird.

Dieß sind die allgemeinen Begriffe von der Schönheit des Hyacinthen, die ich in Erfurt von großen Floren abgesondert, und aus den Urtheilen meiner Freunde gesammelt habe. Es wird aber bey diesen Blumen, so wie bey allen, bisweilen der Mangel der einen Vollkommenheit durch eine andere, z. E. die Größe durch die Farben, oder diese durch jene ersetzet.

Lasset uns nun in Gedanken in den Garten spatzieren, und die Originalien zu diesen Abschilderungen aufsuchen, die wir jetzt gemacht haben. Ich habe von vielen hunderten, die ich in Erfurt gesehen, nur einige der vornehmsten ausgezeichnet, die den meisten Eindruck auf meine Seele gemachet haben, denn es ist nicht möglich, sie alle zu beschreiben. Wie angenehm ist mir die Erinnerung des Vergnügens, welches ich bey diesem reizenden Anblick empfunden habe. Ich werde die Hyacinthen nach den Farben in Ordnung bringen.

Weiß.

Gloria Florum, der schönste Hyacinth, den ich gesehen habe. -- Das Bild der Unschuld und die Venus im Pflanzenreiche. Der Stengel ist sehr stark, um eine große Menge Blumen zu tragen, und von proportionirter Höhe. Die Glocken bilden sich zu sehr artigen Pyramiden, und die Farbe der ganzen Blume ist durchaus so weiß als ein Schnee. Es sind sechs bis acht Kelche in einander, deren Einschnitte etwas breit, und angenehm gekrümmt sind, so daß sie einen vollkommenen Zirkel ausmachen. Die Füllung ist die volleste, und den Kelchen parallel. Man siehet hier wie Bau und Größe die Simplicität der Farbe ersetzen können.

Ich habe noch einige Sorten von ganz weißen gesehen, darunter eine, deren Zacken lang, schmal, stark gekrauselt und wunderbar durch einander gebogen waren, so daß sie gleichsam ein Netz for-

mirten, aber doch wohl verbunden, und eine artige Pyramide.

Weiß mit Rose, welches letzte von der Füllung zu verstehen ist.

Reine de Seba, ist beynahe eine Elle hoch, von starkem Stengel, und hat vier und zwanzig Glocken. Die äußern Blätter des Kelchs sind schneeweiß, die Füllung stark und rosenfarb in mannigfaltigen Schattirungen. Eine schöne Blondine mit rothen Wangen: --- der ganze Bau ist vortreflich und die Krümmung der Blätter die geschickteste.

Weiß mit violet.

Gloria mundi alba, --- hat einen sehr starken Kelch, blendend weiße Blätter, ächt violet in der Füllung, welches sehr angenehm mit dem weißen kontrastirt. Der Stengel ist hoch, die Lage der Blätter vortreflich unter einander verbunden, und dabey von einem weiten Umfang.

Palamedes ist nicht so groß und prächtig als die vorige, aber niedlich und küssenswerth. Die Blätter sind ebenfalls sehr weiß, und die Füllung etwas heller violet, schön gezeichnet, doch nicht sehr stark und voll.

La Magnifique, hat einen starken hohen Stengel, schöne große Glocken. Die Ribbe der äußern Blätter ist etwas violet, welches sich im Weißen verlieret, die Füllung aber mit etwas roth vermischt.

Weiß mit Purpur.

Couronne des Etoiles --- eine wohlgebildete Blume. Die Blätter sind schneeweiß, etwas schmal und kraus. Inwendig um die Füllung herum ist ein Zirkel von ächtem Purpur, der Kern derselben ist aber wieder weiß, und macht eine Art von Auge.

Weiß mit roth.

Reine d'Hongrie, --- vier Kelche in einander, geschickt ausgeschnitten, so daß die Zacken einander genau decken, und keinen Zwischenraum lassen. Auf den Blättern herrschet noch das Weiß mit etwas roth vermischt, die Füllung ist dunkelroth, hat aber den Fehler, daß sie etwas in den Kelch vertieft ist. Die vollkommene Rundung macht diese Blume schön.

Vesuve --- eine sehr volle Blume, deren Kelche einen schönen pyramidalischen Bau haben. Die äußeren Blätter haben eine schwache Zeichnung von roth, die Füllung aber ist sehr vollkommen, und gehet alle Grade von roth bis zum violet herunter. Sie machet eine der schönsten Pyramiden.

Duc de Glucksbourg --- ein sehr wohlgebildeter Kelch dreyfach in einander, von großen Glocken, deren Füllung schön heraus geht und ganz ins Ziegelfarbe fällt.

Blau, und zwar dunkel.

Comte de Buren, --- eine der großen Blumen, die beynahe drey Zoll im Durchschnitte hat, mit vielen Kelchen in einander. Die Zacken sind schmal und wohl gekräuselt. An den Spitzen derselben ist der Farbe ganz dunkelblau als Indigo, nach dem Mittelpunkte zu aber wird sie etwas heller. Die Füllung ist stark und erhaben von einer großen Menge kleiner Blätter, deren jedes fast seine eigene Farbe hat, die aber alle im dunkeln bleiben, und mit der hellern Farbe der Blätter sehr gut kontrastiren. Sie kann einen Begriff von einem vortreflichen Hyacinth machen.

Roi de Portugal, von hohem und starkem Stengel über drey Viertel Ellen lang. Die äußern Blätter sind breit, und nicht sehr gebogen: sie haben einen starken blauen Streifen in der Mitte des Blattes, der seitwärts etwas schwächer wird. Die Füllung ist ganz dunkel, und offen. Sie machet eine sehr ernsthafte Miene.

Cedo nulli --- verdient den Namen mit der That. Die Glocken sind sehr stark, weil sie eine große Menge von Blättern in sich enthalten. Die Einschnitte sind nicht gar zu breit, und artig gekräuselt. Die Farbe der Blätter ist Indigo, fast von gleicher Stärke. Die Füllung fällt ins Schwarze, und die Blume ist von solcher Pracht und Größe, daß sie auf dem ganzen Beet hervorstrahlet.

Ich habe noch achtzehn Sorten von Blau gesehen, welche alle Arten desselben durchgehen und alle ihren Werth haben.

Agat, welches eine Mischung vom Blau und Grau ist.

Duc de Penthievre, --- hat einen starken und hohen Stengel und viele Glocken um denselben her. Der Kelch ist etwas kurz und stark, dreyfach in einander. Die Ribbe der Blätter ist hellviolet gezeichnet, welches seitwärts ins Agat ausgetuscht ist. Die Füllung ist hell und dunkel violet.

Grand Roland --- eine der größten Blumen. Das Kolorit ist überaus delikat, und die feinste Gradation der blauen Farbe. Die Blätter haben einen unvergleichlichen Glanz: die Spitzen derselben sind etwas stärker tingirt als der Fortgang des Blattes, welches eine angenehme Mannigfaltigkeit machet. Die wohlgerundete Füllung gehet fast alle Grade des Blauen vom Hellen ins Dunkele durch, und machet das Werk vollkommen, welches unter die Meisterstücke gehöret.

Porcellain, welches einen Glanz hat.

Comte de Veldern --- ein schönes Gewächs von einem Hyacinthen. Die Glocken sind um den hohen und starken Stengel her sehr regelmäßig angereihet, und formiren ein schönes Bouquet. Der Kelch ist stark, mit etwas langen und schmalen Einschnitten, die angenehm gebogen sind. Die Blätter haben einen Glanz als Atlas: in der

Mitte derselben siehet man ein hohes und stark gezeichnetes Blatt, welches nach den Seiten zu sehr fein ausgetuscht ist. Die Füllung formiret ein schönes Auge, in welchem Grau und Blau durch einander spielen.

Belle Gredlin --- die Blätter sind etwas breiter und kürzer, als der vorigen, legen sich aber sehr gut, und machen eine wohl verbundene Fläche aus. Die Farbe ist hellblau, und einerley mit der Füllung, welches ein Fehler ist, doch ersetzet denselben der vortrefliche Glanz und die Vollkommenheit des Baues einigermaaßen.

Globe terrestre --- die langen Zacken geben ihr eine ungemeine Größe, die Farbe ist blau, blaß in den Blättern, aber in der Füllung stärker und mannigfaltiger, welche ein schönes Auge machet.

Rothe.

Thron d'Orange --- hat achtzehn Glocken von ungemeiner Größe, und einen proportionirten Stengel sie zu tragen. In der Länge der Blätter heran gehet ein rosenfarbner Strich, der sich von beyden Seiten in Fleischfarbe verlieret. Die Füllung gehet schön hervor, und ist dunkelroth bis ins Violette. Die kleine Pyramide, welche eine jede Glocke formiret, ist so wohl gestaltet, als die große, welche dieser ganze Hyacinth ausmacht.

Superbe Royale --- ist der vorigen gleich an Bau, Höhe und Stärke des Stengels, aber um deßwillen besonders vorzüglich, weil die äußern

Blätter etwas dunkler als rosenroth sind, das in noch dunkler roth hinan steigt. Die Füllung ist wie bey der vorigen.

Prinz Wilhelm --- die Glocken stehen sehr nahe an einander, und machen eine kurze aber gedrungene Pyramide. Die Füllung bestehet aus Kelch in Kelch, welche eine Menge kleiner Blätter um sich her auslegen. Sie haben alle in der Mitte einen rothen Streifen, der seitwärts abschattirt ist. Der Stengel ist nicht gar zu hoch, und der Glocken nicht viel, weil sie aber stark gefüllt ist, so gehöret sie unter die guten Blumen.

Pileus Cardinalis --- ist die rötheste, die man hat, und hat zwey Kelche in einander. Die Glocken sind klein aber zahlreich, und die Füllung ist schwach, in der Mitte der äußern Blätter ist ein sehr hochrother Streifen, welcher sich stark auszeichnet, und der Blume ein niedliches Ansehen giebt.

La pucelle amoureuse --- hat eine sehr feine Schattirung in den auswendigen Blättern, die ist Füllung rosenfarbig, hell, dunkelroth und violet, und sie verdienet recht genau angesehen zu werden.

Roi Sesostris --- hat einen hohen, aber seiner Proportion nach etwas zu schwachen Stengel, und bedarf daher ein fulcrum. Der Kelch ist ein wenig zu lang, daher die Blumen etwas herabhängen, und die Pyramide nicht vollkommen ver-

bunden ist. Indessen ist die Blume groß, und gut gemahlt, daher sie auch ihren Liebhaber findet.

Raths Pensionnarius --- die Glocken haben sehr viel Einschnitte, die schmal aber artig gekräuselt sind, und ein angenehmes Ansehen geben. Der Blumen sind viel und sie hangen an einen proportionirten Stengel.

Rose sacrée. --- Dieß ist eine Art von Stern, aber von ungemeiner Größe, und bedecket mehr als einen Laubthaler. Die äußeren Blätter sind dunkelroth, die Füllung aber von einer großen Mannigfaltigkeit in dieser Farbe. Die ganze Blume bauet sich schön, und machet eine vortrefliche Pyramide.

Unica perfecta --- etwas von dem Titel abgezogen, so ist dieser einer der angenehmsten Hyacinthen, wegen der frischen Röthe, die über die ganze Blume ausgebreitet, und mit angenehmer Schattirung vertheilet ist.

Rosenfarbe.

Princesse Louise --- die Rosenfarbe ist vornehmlich von der Füllung zu verstehen, welche ächt ist; die äußern Blätter sind etwas blässer, der Bau ist von guten Geschmack, die ganze Blume aber von den feinsten.

Rose de Hollande --- hier ist die Rosenfarbe in den äußern Blättern, die Füllung aber etwas dunkler, doch sehr voll und ansehnlich; die Glocken

sind

sind zahlreich, der Stengel hoch, die Stiele aber etwas zu lang.

Fleischfarbe.

Couleur de Chair --- hat in der Mitte des Blattes einen feinen rosenfarbnen Strich, der nach den Seiten zu das Weiß mit etwas sanftem Roth vermischt, und die nächste Nachbarschaft zwischen roth und weiß ausmachet. Die Blumen sind übrigens angenehm gekräuselt, und machen zusammen ein schönes Bouquet aus.

Gelbe.

Grand Triomphe --- der äußern Blätter sind viel und schneeweiß, die Füllung gelb und voll. Die Blume hat einen hohen Stengel und viel Glocken.

Triomphe d'Amsterdam --- von eben der Art, aber kleiner und mit schwächerer Füllung, doch ist die Farbe stärker und Jonquillengelb.

Gekroonte Geele --- ist die gelbeste, die man hat. Das Blatt ist schmal, und hat in der Mitte einen gelben Strich, der sich allmählig in weiß verliert, die untere Seite des Blattes ist ganz gelb. Die Blume ist schwach gefüllt und nicht sehr hoch.

Da habe ich eine kleine Hyacinthenflor in mein Buch gepflanzt, die aber nur ein Schatten von ihrem Original ist. Denn es ist eine Pracht und Augenweide, ein Parterre dieser Blumen in seiner Vollkommenheit zu sehen, wenn es keine Lücken

hat, und die ausgesuchtesten Arten, in ihrem vollen Lichte glänzen.

Ich will nun von der Kultur der Hyacinthen einigen Unterricht geben, darum ich von meinen Freunden gebeten worden bin. Es rühret derselbe von einem der größten Blumisten in Erfurt her, der mein Freund ist, und mir denselben gütig mitgetheilet hat. Es ist derselbe um so viel zuverläßiger, da er durch Erfahrung bewähret ist, und der Augenschein erweiset, was diese Kultur für schöne Blumen hervor bringt. Man wird sich über die Mühe und Genauigkeit wundern, die dabey angewandt wird, und es ist gewiß, daß Leute und Kosten darzu erfordert werden. Wer sie aber anzuwenden im Stande ist, dem werden sie durch eine schöne Flor bezahlet werden.

Der Unterricht betrift theils die Zubereitung der Erde für diese und einige andere Gewächse, theils die Pflege des Hyacinthen selbst, bey seiner Pflanzung, Blüthe und Ausnahme aus der Erde. Ich will meinen Freund selbst reden lassen.

Von der Zubereitung der Erde.

Die Erde ist ein Element, daraus alle Gewächse Nahrung und Wachsthum ziehen, aber auch bisweilen Krankheiten und den Tod einsaugen. Man muß also keine Mühe sparen, sowohl die Eigenschaften derselben kennen zu lernen, als auch sie gehörig zubereiten und zu verbessern,

wenn man mit den Blumen Glück haben will. Ich werde mich vornämlich auf die Hyacinthen und Tulpen einschränken, die ich zu bauen gewohnt bin, und meine Bemerkungen über dieselben ohne Neid und Heimlichkeit mittheilen. Zuerst warne ich alle Blumenfreunde für allzu fetter und hitziger Erde, damit sie den Gewächsen bisweilen eine Wohlthat zu erzeigen vermeynen. Es ist wahr, daß sie davon Anfangs luxuriren, allein bald darauf folget die Fäulniß und der Tod, zum wenigsten verlieren sie Farbe und Ansehen, und können, wenn man den Fehler gewahr wird, bisweilen mit der größten Mühe kaum gerettet werden. Indessen ist diese Anmerkung nicht so zu verstehen, als ob die magerste Erde die beste wäre. Denn Nahrung will ein jedes Gewächs haben, und je besser so wohl das Maaß als die Güte derselben getroffen wird, desto vollkommener wird dasselbe.

Ich bereite meine Erde nach der bewährt gefundenen Erfahrung aus folgenden Stücken: 1) Kühmist, darunter kein Stroh ist, welches Moder hervor bringet. Derselbe hat die nöthige Fettigkeit zur Nahrung der Blumen, und widerstehet am kräftigsten dem Salpeter. Alle andre Arten von Mist sind zu scharf und hitzig. 2) Gebrauchte Gerberlohe, oder Lohballen. Wenn diese völlig verfault sind, so geben sie eine ungemeine lockere Erde, welche unschädlich ist, weil die den Gewächsen schädliche scharfe Lohe bereits herausge-

zogen ist. Die Baumerde und anderee verfaulte Sachen, ziehen gern Rost und Moder nach sich, 3) schwarze gute Gartenerde von der Oberfläche, welche eine Konsistenz giebt, und von der Luft und Sonnenstrahlen gehörig durchdrungen ist. Die Maulwurfshaufen, die man zu gebrauchen pflegt, und auf den Wiesen zusammen scharret, werden aus der Tiefe herauf geholet, und sind ganz unfruchtbar, 4) guten Bach- oder Triebsand welcher aber vorher besonders fleißig gereiniget worden ist. Dieser dämpft die Fettigkeit und macht die Erde trocken. Der gegrabene Sand ist gemeiniglich zu scharf. Ich habe diesen Fehler auch an dem Bachsande wahrgenommen, daher suche ich dem Uebel also vorzukommen: ich lasse den Bachsand im Herbste führen, und den ganzen Winter auf einem Haufen liegen. Im Frühlinge, wenn die Sonne anfängt stark zu scheinen, lasse ich den Haufen aus einander werfen, und oft umwenden, bis er völlig trocken ist. Alsdann lasse ich einen großen Kübel zum dritten Theil mit diesem Sande füllen, Brunnenwasser darüber gießen, solches wohl umrühren, und das trübe ablaufen, womit so oft fortgefahren wird, bis das Wasser hell ablauft. Hernach wird der nasse Sand dünne auseinander an die Sonne geleget, und bleibt bis zur Herbstzeit zur Vermischung liegen.

Diese Materialien, welche den Grund zu meinen Blumenbeeten ausmachen, werden in ei-

genen Gruben aufbehalten, darinn sie Zeit zu verfaulen haben, und durch einander gearbeitet werden. Diese Gruben werden also angelegt: die Erde wird sechs Fuß tief ausgegraben, und bey Seite geschaft. Alsdann folgen die Materialien, die hinein gethan werden, in dieser Ordnung auf einander: Eine Lage gute schwarze

Gartenerde einen halben Schuh.
Kuhmist eben so viel.
Lohballen eben so viel.
Kuhmist eben so viel.
Gartenerde einen viertel Schuh.
Kuhmist einen halben Schuh.
Lohballen eben so viel.
Kuhmist eben so viel.
Gartenerde einen viertel Schuh.
Kuhmist einen halben Schuh.
Lohballen einen viertel Schuh.
Kuhmist einen halben Schuh.
Gartenerde einen viertel Schuh.
Kuhmist einen halben Schuh.
Lohballen einen viertel Schuh.
Gartenerde einen halben Schuh.

Dieses wird im Herbste eingeleget, und bleibt zwey Jahr in diesen Gruben liegen. Inzwischen können Sommergewächse, theils des Wohlstandes wegen, theils den Moder heraus zu ziehen, darauf gepflanzet werden. Im Frühlinge des dritten

Jahres lasse ich diese Gruben umgraben, und damit den ganzen Sommer hindurch alle vierzehn Tage fortfahren. Im Herbste lasse ich bey gutem Wetter die Grube völlig auswerfen, und die Erde durchrollen. Die feine durchgerollte Erde wird zur Hälfte mit dem vorhin beschriebenen gereinigten Sande vermischt, und dann eine Grube Nr. 1. damit angefüllet. Diese wird im künftigen Jahr zu Tulpen gebraucht. Dasjenige was beym Durchrollen zurück bleibt, als der noch nicht ganz verfaulte Mist und die Lohballen, lasse ich in eine andere Grube zusammenwerfen, im Frühlinge des vierten Jahres umarbeiten, und im Herbste durchrollen. Die durchgerollte Erde wird ebenfalls zur Hälfte mit Sand vermischt und in der Grube Nr. 2. für Hyacinthen im folgenden fünften Jahr aufgehoben. Was abermals in der Rolle zurück bleibt, kommt wieder in eine Grube, und nach dem endlich alles verfault, durchgerollt und mit Sande wie oben vermischt ist, wird hieraus die Grube Nr. 3. womit im sechsten Jahre Ranunkeln und Anemonenbeete gefüllet werden.

Ich lasse eine andre Grube machen, darinn

Eine Lage Gartenerde einen viertel Schuh.

Eine Lage Baumblättter einen halben Schuh.

Eine Lage Gartenerde einen viertel Schuh.

und sofort bis zur Ausfüllung kommen. Die Blätter aber müssen vorher wohl ausgetrocknet, und alle grüne und saftige davon abgesondert werden.

Wenn alles verfault ist, lasse ich es durchrollen, und mit der Hälfte Sand vermischen. Diese lockere aber magere Erde gebrauche ich die Geilheit und Fettigkeit in den Beeten zu korrigiren.

Es ist wohl zu bemerken, daß die für die Tulipanen, Hyacinthen und Ranunkeln bestimmte Erde, welche nun fertig ist, und des Winters über in den Gruben Nr. 1. 2. 3. gelegen hat, im Frühlinge ausgehoben, an einen luftigen und sonnenreichen Orte auf einen Haufen gebracht und da den ganzen Sommer über fleißig umgewandt werden müsse, damit sie auslüfte, und von allen faulenden Dünsten gereiniget werde. Denn es ist natürlich, daß diese Materien, welche zwey Jahre in einer Grube sechs Fuß tief gelegen, und selbst vermodert sind, auch bey andern Fäulniß verursachen können. Und dieß ist der Tod der Gewächse, welcher durch das Durchrollen und Umgraben nicht völlig daraus vertrieben werden kann, sondern diese Mühe und Vorsicht erfordert.

Wenn die Tulpen, Hyacinthen und Ranunkelbeete gefüllet werden sollen, so lasse ich solche sechs Schuh tief ausgraben, und die Erde auf die Seite schaffen. Zu unterst wird eine Lage frischer Kühmist, ein Schuh hoch, so fest als möglich eingetreten, daß daraus gleichsam eine Rinde wird. Diese verhindert die kalten salpetrichten und sulphurischen Ausdünstungen aus dem untern schlechten Boden herauf zu steigen, die Wurzeln anzu-

greifen, oder die darauf liegende gute Erde anzustecken. Hierauf werden die Beete für die Tulpen aus der Grube N. 1. vollgefüllt: denn dieselbe ist im dritten Jahr, umgearbeitet und durchgerollet worden, wo nur etwas Mist und Lohballen vermodert sind. Mithin fällt bey dem Rollen nur wenig davon durch, mehr aber von der Gartenerde, welche zwey Jahr lang das Fett und Salz aus dem Mist eingesogen hat. Diese mit der Hälfte des Sandes vermischte Erde, ist den Tulpen, welche schlechterdings keinen zu fetten Boden lieben, ungemein zuträglich, weil sie nicht zu geil, auch nicht allzuleicht ist, aber doch Kraft genug hat, den Zwiebeln die Nahrung und Säfte mitzutheilen, welche sie verlangen.

Die Hyacinthen wollen schon eine etwas leichtere und fettere Erde haben, als die Tulpen. Darum weise ich ihnen die Grube Nr. 2 an. Denn diese hat ein ganzes Jahr länger zu faulen Zeit gehabt, weil sie im vierten Jahr erst wieder umgearbeitet und durchgerollet worden ist. Mithin muß mehr von dem Mist und Lohballen durchfallen, auch ist niche mehr so viel Gartenerde übrig.

Die Ranunkeln und Anemonen verlangen am meisten einen fetten und besonders lockern Boden, theils wegen der zarten Wurzeln, theils wegen des beständigen Begießens, das sie nöthig haben, daher ich ihnen die Erde aus der Grube N. 3. gebe. Denn diese hat wieder ein ganzes Jahr länger

Zeit zur Fäulniß des Mistes und der Lohballen gehabt, so von Nr. 1. und 2. zurück geblieben sind, und nur wenig Gartenerde übrig. Besonders ist der größte Theil davon nunmehro ganz verfaulte Lohballen, welche diese Blumen ausnehmend lieben, und diese werden mit der Hälfte des Sandes vermischt im Beete gleichsam zu einem Schwamm, welcher die Feuchtigkeit, die die Blume verlanget, einsauget, und wieder von sich giebt, auch die Blumenzwiebel trocken und gesund erhält.

Gleich nachdem ich die Zwiebeln ausgenommen, lasse ich die Erde im ganzen Beete, ausheben und durchrollen. Dieses dienet die Wurzeln, und was sonst Fäulniß bringen könnte, abzusondern, welches hernach gar wohl noch auf den Rabatten zu brauchen ist. Den Abgang ersetze ich von frischer Erde, aus der jeder Sorte aßignirten Grube, welche bereits im Frühlinge an die Sonne gebracht ist. Die ausgerollte lasse ich an die Sonne bringen, und mit der dazu gehörigen frischen auslüften, und zugleich bearbeiten. Sie wird nicht so leicht ausgesogen, weil die Beete sechs Fuß tief, und also eine hinlängliche Quantität derselben vorhanden ist, und ich habe also nicht nöthig mit den Blumenbeeten umzuwechseln.

Ich lasse die Blumenbeete vier Wochen zuvor, ehe ich die Zwiebeln lege, füllen, damit die Erde sich gehörig setze. Hernach wird die Erde, kurz vorher

ehe ich pflanze, nur einen Stich umgraben, locker und gleich gemacht. Ich habe bemerkt, daß die Zwiebeln, wenn sie in frisch gefüllte Beete kommen, ehe die Erde sich gesetzt hat, zu tief auch ganz ungleich sinken: desgleichen, wenn die Erde sich völlig gesetzet hat, wankend und oft schief wachsen. Mithin muß die untere Erde beym Legen schon feste, die obere aber, so tief die Zwiebel kommt, locker seyn, daß solche zugleich mit der Zwiebel sich setze, und durchaus gleich feste werde.

Die Zwiebeln für der Fäulniß zu bewahren, oder wenn sie davon schon angegriffen sind, und etwa eine Wunde haben, sie daran zu heilen, gebrauche ich einen Sand, der auf folgende Art zubereitet wird. Ich nehme weißen Streusand, welcher der feinste und zärteste ist, und der durch seine Farbe am gewissesten anzeigt, in welcher Gegend die Zwiebel liegt, daß sie bey dem ausnehmen nicht beschädiget wird. Derselbe wird in ein flaches Gefäß gethan einen halben Zoll hoch, und mit Küchensalz überstreuet, dann wieder ein halben Zoll Sand, und darauf das Salz, und so fort bis zur beliebigen Höhe. Hierauf lasse ich frisches Brunnenwasser gießen, und einige Tage in die Sonne setzen. Alsdenn wird alles recht stark umgerühret, und abgeschüttet, damit die durch das Salz aufgelößten thonigten, schlammichten und kalkichten Theile in Menge weggehen. Ich schütte das Wasser so oft auf, bis es ganz helle ablauft.

Man kann den Sand abtrocknen lassen, und den ganzen Prozeß wiederholen, bis endlich ein sehr feiner Staub übrig bleibt, und wenn mit demselben die Zwiebeln gefüttert werden, so sind sie vor aller Krankheit sicher.

Bey dieser Zubereitung der Erde haben die Zwiebeln, die ich aus Holland kommen lassen, nicht nur nicht abgenommen, sondern sind vielmehr größer geworden, und haben fast zu allen Zeiten eine schöne Flor, und reiche Vermehrung gegeben.

Von der Pflege der Hyacinthen.

Die Hyacinthen lege ich mit den Tulpen von Michaelis bis zum halben Oktober, wenn ich einen hellen Himmel und trockenen Erdboden habe. Denn ich habe gefunden, daß auf die Trockne des Bodens das meiste ankommt, und wenn solcher beym Legen naß ist, die Zwiebeln leicht anbrüchig werden, und faulen, ehe sie nur ein wenig Wurzeln treiben. Ist dieses aber einmal geschehen, so schadet die Nässe nicht leicht, und kann auch durch Decken abgewendet werden. Ich habe ferner bemerket, daß meine Zwiebeln vor dem Winter alle Wurzeln ausgetrieben, im Frujahr aber erst in die Blüthe zu schieben angefangen, und darnach viel stärkere und schönere Blüthen getragen, als bey andern Liebhabern. Aus diesen Ursachen habe ich die Zeit um Michaelis bestimmt, weil um diese Zeit die Witterung in hiesigen Gegenden gemeiniglich noch

beständig und heiter, später aber im Oktober, darauf nicht wohl zu rechnen ist, auch hier gar oft früh Frost einfällt, wodurch der Boden eine lange Zeit unbrauchbar wird.

Ehe ich die Zwiebeln lege, lasse ich solche mit einem wollenen Tuch recht sauber abreiben, und visitiren, auch die alte Schale, und alle junge Brut davon abnehmen, damit nicht etwas irgendwo von dem leicht anziehenden grünen Moder daran bleibe, und also die Blumen diesen schädlichen Feind, und heimlich ansteckende Krankheit gleich mit in die Erde bringen. Auf dem Beete lasse ich die Plätze für die Zwiebeln, nach Proportion ihrer Größe in Quadrate ordentlich abschnüren, z. E. für die erste Flor, so aus lauter Zwiebeln von der Größe eines großen Apfels bestehet, drey viertel Schuh von allen Seiten aus einander, für die zweyte Flor einen halben Schuh. Wenn dieses geschehen ist, und die Löcher vorgezeichnet sind, lasse ich mit einem eigenen dazu gemachten Steckpflock, welcher völlig und gleich rund gedrehet, auch unten in die Ründe wohl abgestümpft und drey Zoll im Durchschnitt durchaus hat, solche völlig ausbohren, und zwar acht bis neun Zoll tief. Es mögen andere Blumisten und Gartenbücher sagen was sie wollen, so habe ich dennoch aus der Erfahrung gefunden, daß es den Zwiebeln, zumal in unsern Gegenden und Klima, weit zuträglicher ist, wenn sie in der oben beschriebenen Tiefe,

als wenn sie flächer geleget werden. Denn erstlich frieret es nicht leicht so tief, daß der Frost bey einer nur mittelmäßigen Bedeckung zur Zwiebel, oder wohl gar an die Wurzel kommen könne. Zum andern, wenn die Zwiebel im Frühjahr anfängt zu treiben, so dauert es bey den tief gelegten länger, ehe das Blatt aus der Erde kommt, es wächst auch unter der Erde viel stammhafter, und kommt nur erst hervor, wenn die meisten Fröste vorbey sind, mithin ist Blatt und Zwiebel vor vielem Schaden leicht gesichert. Weil die Erde bereits erwärmet ist, wenn sie hervorkommen, so wachsen sie viel geschwinder, und treiben viel gesundere und stärkere Stengel und Blüthen als andere. Drittens, so vertheilt sich die Zwiebel nicht so leicht und bald, als die flach gelegte, und kann also viel länger gebraucht werden. Sie nimmt auch wegen besserer Nahrung immer mehr zu. Ich habe gefunden, daß die aus Holland gekommenen Zwiebeln, wenn ich sie auf diese Art traktiret habe, an statt sich zu verringern, von Jahr zu Jahr größer und stärker geworden; auch die kleine ausgesetzte Brut, im zweyten Jahr schon tragbar, und die Zwiebeln so groß geworden sind, als diejenigen, welche die Holländer zu verschicken pflegen. In die Löcher lasse ich ein wenig von dem weißen Sande, dessen Zubereitung ich vorhin beschrieben habe, werfen, hierauf die Zwiebel mit Vorsicht also einsetzen, daß das Treib-

auge recht über sich kommt. Hierauf wird wieder etwas Sand auf die Zwiebel gestreuet, und dann die Erde gleich gehackt.

Im Winter müssen die Hyacinthen wegen des hiesigen kalten Klima zugedecket werden, und ich pflege es damit also zu halten. Im December, wenn es das Ansehen hat, daß der Frost angehen und anhalten möge, lasse ich die Beete mit klar gemachten Lohballen stark überstreuen, und sehe dahin, daß die Beete zu der Zeit trocken, und lieber etwas gefroren sind. Hierauf kommen die Strohdecken, und bey außerordentlicher Kälte, noch langer Pferdemist oben drüber. Die Lohballen halten die Feuchtigkeit ab zu den Zwiebeln zu dringen, denen solche schädlich ist, und weil solche wegen der obern Decke beständig trocken bleiben, so können sie nicht gefrieren, und hindern den Frost in das Beet zu dringen. Der Mist muß so gleich, wenn die außerordentliche Kälte nachgelassen hat, abgenommen, auch die Strohdecke bey schönem heitern Wetter aufgehoben, und dem Beet dadurch Luft gegeben werden. Ich lasse deswegen diese Decken an lange Stangen befestigen, und genau nach der Größe des Beets abmessen. Und damit von den Seiten der Frost nicht eindringe, lasse ich starke Strohwische binden, und um die Beete herum fest an die Decke anlegen.

So bald im Frühjahr die Blumen über die Erde heraus treiben, lasse ich die Lohballen weg.

nehmen, und in die Gruben bringen, wo sie zur Erdmischung verbrauchet werden. Weil aber doch um diese Jahrszeit bisweilen noch starke Nachtfröste einfallen, so lasse ich von starken Latten einen Rost über das Beet einen Schuh hoch machen, worauf die Strohdecken geleget werden, wenn irgend ein Frost zu befürchten ist, denen zugleich die Strohwische an den Seiten beygefüget werden. So wird der Frost abgehalten, und dennoch die austreibenden Blumen nicht erdrückt, noch in ihrem Triebe gehindert, sondern sie wachsen vielmehr frisch und anmuthig darunter auf. Zumal wenn des Tages über bey schönem Wetter und Sonnenschein die Decken abgenommen, des Nachts aber fleißig wieder aufgeleget werden.

Wenn man nun weder Frost noch Schnee weiter befürchtet, und die Blumen anfangen stark in die Höhe zu treiben, so lasse ich den Rost und die Decken wegnehmen. Ich lasse alsdann auf dem Beet, zwischen den Reihen der Zwiebeln kleine Furchen ziehen, und dahin alle Tage bis zur Zeit der Blüthe gießen. Denn der Hyacinthe liebet die Feuchtigkeit, welches daraus erhellet, daß man ihn im Winter auf Gläsern mit Wasser zur Flor bringen kann. Indessen muß dasselbe nicht so wohl die Zwiebel als die Wurzeln berühren, dazu die Furchen gezogen werden.

Wenn die Blumen in voller Blüthe stehen, höre ich auf zu gießen, und mache ihren Sonnen-

schirm zurechte. Derselbe wird also gemacht: an beyden langen Seiten des Beets werden Pfähle eingeschlagen etwa acht an der Zahl, so daß sie sechs Schuh hoch heraus über der Erde stehen. Man verbindet solche durch starke Latten, welche sowohl längst dem Beete, als auch quer über den Pfählen laufen, und gleichsam einen Rost formiren. Hierauf kommt ein besonderes von Latten gemachtes Dach, mit Wachstuch überzogen, welches sowohl die Sonnenhitze, als auch Schlagregen und Hagelwetter abzuhalten im Stande ist. Es ist am besten, daß das Dach besonders gemachet wird, und also aufgesetzet und wieder abgenommen werden kann, wenn der Sturm oder die starke Sonnenhitze vorüber ist. Denn so können die Blumen Morgens und Abends die frische Luft, und des Nachts den Thau genießen. Ich lasse das Dach nicht eher aufsetzen, bis die Blumen schon etliche Tage in voller Flor gestanden haben, weil die Sonne allein ihnen die rechten lebendigen Farben geben kann, und ich bemerket habe, daß die Blumen, welche zu frühzeitig gedecket werden, und unter dem Dach aufgeblühet sind, matte und schwache Farben bekommen. Das Dach muß sechs Fuß hoch seyn, damit man auch bey der größten Sonnenhitze die Blumen betrachten kann, ohne daß man nöthig hat, das Dach abzunehmen, oder sich zur Erde zu bücken. Unter den niedrig bedeckten Beeten erhitzet sich die Luft, und die Blume

wird

wird von der auf das Dach brennenden Sonne also gedruckt, daß sie weit eher als die freystehende verblühet. An das Dach wird ein Vorhang mit Ringen dergestalt angemachet, daß man solchen der Sonne entgegen ziehen kann, und das Beet allezeit von der einen Seite zur Betrachtung offen bleibt. Ich habe im Jahr 1771. die Nothwendigkeit dieser Bedeckung an meinen Blumen überzeugend erfahren, da ich zu Anfang der Blüthezeit abwesend war, und indessen die Blumen zuzudecken vergessen worden. Ich fand bey meiner Wiederkunft die Blumen auf dem Hauptbeet zwar in der Flor, aber die Stengel niedrig, und die Pyramiden unansehnlich. Ich ließ gleich das zweyte Beet der Vorschrift nach bedecken, und zu gehöriger Zeit lüften, und da zeigte sich die Blüthe sowohl in Ansehung der Höhe des Stengels, als auch der Größe und Bildung der Glocken, weit schöner als auf dem Hauptbeete, obgleich die Zwiebeln kaum halb so stark als auf dem Hauptbeete waren.

Wenn die Blumen anfangen starke Stengel zu treiben, so ists nothwendig solche vor den Sturmwinden zu bewahren, welche sonst den saftigen und zarten Stengel leicht abbrechen: oder wenn auch dieses nicht geschehen sollte, so kann die Schweere der großen und starken Glocken selbige gar leicht zu Boden drücken, oder umlegen, mithin die Blumen verunstalten. Die Liebhaber haben dagegen verschiedene Mittel erdacht, und mit

Faden die Blumen an Stöcke gebunden, die sie daneben gestecket haben. Man kann dadurch leicht die Zwiebel oder die Brut beschädigen, wenn man ihr mit dem Stock zu nahe kommt. Auch verhindert das Binden den Wachsthum des Stengels, und es kann gar leicht, wenn man damit eine Veränderung vornehmen muß, eine Blume abgestossen werden. Ich lasse, um diesen Uebeln zuvor zu kommen, dünne hölzerne Pfähle etwa anderthalb Fuß lang machen. Durch dieselben wird oben ein Drat von der Dicke eines Knitstocks gestossen, und dasselbe in einer Entfernung von dem Holz von etwa sechs Zoll umgebogen, so, daß es einen Ring formirt, der auf einer Seite umgebogen werden kann, so, daß er den Stengel umfasset, wenn er in gehöriger Entfernung von demselben in die Erde gestoßen wird, und also die Blume aufrecht erhält.

Haben nun die Blumen die Zeit ihrer Flor beschlossen nach dem Vers:

Nos quoque floruimus, sed flos fuit ille caducus,

so schneide ich die Stengel einer Hand hoch über der Erde ab. Wenn die Blätter anfangen an den Spitzen gelb und trocken zu werden, sich unterwärts beugen, und die fette, dunkelgrüne Farbe verlieren, so halte ich davor, daß es Zeit sey, sie aus der Erde zu nehmen. Alsdenn lasse ich die Zwiebeln mit einem eigenen dazu gemachten, halb runden und unten zugestümpften Hebeisen

vorsichtig ausheben, so, daß so viel möglich, Erde daran bleibe, und die Wurzeln darinn nicht beweget werden. So fort wird alles Laub einen Zoll über der Zwiebel abgeschnitten, und so dann solche in Kasten, welche mit trockener Erde gefüllet sind, eingesetzet, also, daß die Zwiebel von oben völlig frey bleibe. Auf diese Art lasse ich sie vier bis sechs Wochen liegen und abreifen, oder nach der Holländer Sprache abkühlen. Diese Kasten mit den Zwiebeln, müssen an einem luftigen aber von oben her wohl bedeckten Orte stehen, wo sie weder der Regen treffen, noch die Sonne bescheinen, aber die Luft wohl durchstreichen kann. Deswegen habe ich nicht wie die Holländer Erdhügel, sondern Kasten erwählet, welche ich auf einen kühlen, luftigen und recht dazu bereiteten Boden setze.

Ist dieses geschehen, so werden die Zwiebeln von allen Wurzeln, und sonstigem Unrath gereiniget, sodann auf hölzerne Tafeln also gelegt, daß keine die andere berühre, wobey fleißig nachzusehen ist, daß sie nicht moder, oder grünen Schimmel an sich ziehen, welchen man so gleich mit einem reinen Tuch abwischen muß. So bleiben sie bis zum Wintereinlegen liegen. Man kann sie nach dieser Zeit sicher auf einander packen, ohne etwas zu befürchten.

Die Krankheiten der Hyacinthen laufen alle darauf hinaus, daß sie der Fäulung gar sehr un-

terworfen sind, und diese bekommen sie entweder in der Erde, wenn solche nicht ächt ist, oder von ihren eigenen Ausdünstungen und dem Schwitzen. Man kann derselben durch die vorhin beschriebene Zubereitung der Erde, und fleißige Aufsicht zuvor kommen, auch wo sie schon angesetzet hat, derselben durch das Messer abhelfen.

Ense recidendum est, ne pars sincera trahatur."

So weit mein Freund, und ich kann ihn nennen, der Herr Baron Piper in Erfurt. Heißt das nicht der Natur treulich die Hand zu ihren Werken geboten, und ist es zu verwundern, wenn bey dieser genauen Sorgfalt etwas vollkommners als bey gemeiner Bemühung hervorgebracht wird.

Ich gehe fort zu dem zweyten Abschnitt dieses Theils meiner Aesthetik.

Von den Aurikeln.

Die Aurikel (Auricula ursi) hat ihren Namen daher, weil sie so rund ist als ein Bärenohr, ein heßlicher Name für eine so schöne Blume. Sie hat manchen Gebrauch in der Medicin, welcher aber den Blumisten nicht angehet, als daß er die Liebe und Achtung gegen dieselbe einigermaaßen vermehren kann. Es ist eine Blume, welche den Schatten, das Thal und die Feuchtigkeit liebet. Ihr Bau erfordert eine etwas schwere und leimichte Erde, mit etwas vermoderten Mist vermischt.

Man kann die Erde von den Graben nehmen, die auf den Wiesen aufgeschlagen werden, wenn dieselbe eine Zeitlang in der Luft gelegen hat. Man pflanzt sie fort durch Sprößlinge, von den alten Stöcken, wenn sie gehörig bewurzelt sind, und sie müssen nach ihrer Verpflanzung eine gute Zeit im Schatten erhalten werden, doch ohne sie gar zu stark zu begießen, weil sie der Fäulniß sehr unterworfen sind. Die Mannichfaltigkeit derselben wird durch das Säen vermehret, welches der Liebhaber nicht unterlassen muß. Der Saame wird abgenommen, wenn er völlig reif ist, und die Kapseln sich auseinander geben. Man läßt im December einen Blumentopf ein paar Zoll hoch beschneyen, säet alsdenn den Saamen darauf, welcher von dem schmelzenden Schnee beygewaschen wird, und gar nicht hoch mit Erde bedecket werden darf. Man streuet etwas zarten ganz klein gehackten Moos darüber her, und läßt sie bisweilen sanft beregnen. Im April, des folgenden Jahres, siehet man sie aufgehen, und alsdenn müssen sie gejättet werden, daß das Unkraut die zarte Pflanze nicht ersticket. Wenn sie fünf Blätter haben, werden sie weiter auseinander gepflanzt, und bey guter Pflege, wird man im dritten oder vierten Jahr Blüthe haben. Sie verlangen keine so große Scherben als die Nelken, und es ist nicht nöthig, sie jährlich zu verpflanzen, doch müssen sie mit

Erde auf der Oberfläche etwas angefrischet, und die alte einen Zoll hoch abgenommen werden.

Die Niederländer haben sie zuerst gebauet, und ihre Kenntniß und Besitz ist noch nicht so sehr ausgebreitet, als der Tulpen und Nelken. Indessen ist ihr Geruch sehr lieblich, und ihre Schönheit und Mannigfaltigkeit der Farben und Mahlerey sehr groß, und sie sind allerdings der Pflege eines fleißigen Blumisten würdig. Ich will zuerst eine allgemeine Betrachtung derselben anstellen, und hernach die besten Arten, die ich gesehen habe, beschreiben.

Wenn man die Aurikel überhaupt in Absicht ihrer Schönheit betrachtet, so muß man Acht geben 1) auf die äußere Gestalt der ganzen Pflanze, 2) auf die Blume selbst, 3) auf die Eintheilung derselben.

Was die äußere Form der Pflanze betrift, so haben die Blätter ein mannigfaltiges Grün, und sind, wenn die Blume gesund ist, stark, breit, saftig und zum Theil mit einem leichten Puder bestreuet. Der Stengel muß hoch und stark seyn, so, daß er eine große Menge Blumen tragen kann. Er kann etwas gebogen seyn, so, daß die Blumen den Liebhaber gerade ansehen aber nicht krumm, damit sie nicht herab hängen, und ihr Angesicht auf eine blöde Art niederschlagen und verbergen. Ist die Blume aber doch übrigens gut, und werth gesehen zu werden, und hat diesen Fehler eines

schwachen und krummen Stengels, so kann man sie durch ein Stäbchen aufriehten, daran man sie bindet, und dasselbe grün anstreichen, so, daß es von dem Stengel nicht sehr zu unterscheiden ist. Die Blumen zusammen genommen, müssen ein starkes Bouquet formiren, wie eine halbe Kugel, welches eine der größten Schönheiten ist. Es kommt dabey mit auf die Gesundheit der Pflanze an, daß alle Blumen gehörig ausblühen, und keine Knospe vertrocknet.

Die Blume selbst muß, wenn sie schön seyn soll, keine hohe und lange Pistille haben, die in der Mitte derselben als ein Spieß in die Höhe stehet. Das machet sie durchaus verwerflich, weil sie die ebene Fläche, welche eine Schönheit von dem Bau der Aurikel ist, verhindert und unterbricht. Es scheint solches eine Mißgeburt und etwas Unnatürliches zu seyn. Eine Pistille muß eine Blume allerdings haben, denn dieselbe ist der Kanal, dadurch der Blumenstaub zu dem Saamenbehältniß geleitet wird, sonst kann sie nicht Saamen tragen, und sich vermehren. Aber dieselbe muß tief in dem Kelch stecken, oder mit den Antheris oder Staubfäden, die innwendig an dem Kelch an den Blättern umher stehen, und einen artigen kleinen Kranz formiren, parallel stehen.

Die Blume muß ein weites und großes Auge haben, welches die runde Fläche ist, unmittelbar um die Vertiefung des Kelches. Es ist dasselbe

von unterschiedenen Farben, weiß, gelb, von unterschiedenen Graden, und perlenfarbe. Je reiner, feuriger und glänzender dasselbe ist, desto vollkommner ist die Blume. Die Einfassung des Auges durch die eigentliche Farbe der Aurikel muß also schmal seyn, und dem Auge Raum lassen. Daraus erhellet, daß die doppelten oder gefüllten Aurikeln von keiner Bedeutung sind, weil sie kein Auge haben, und ihnen also ein wesentlicher Theil der Schönheit fehlet. Das Auge selbst ist gemeiniglich Zirkelrund, bisweilen regelmäßig mit kleinen Bogen ausgeschweift, welches eine Mannigfaltigkeit mehr ist, und die Schönheit nicht verdirbt.

Der Bau der Blume muß platt und offen seyn. Die Tulpe soll einen Kegel, die Nelke einen sphärischen Abschnitt, die Aurikel aber eine Fläche vorstellen, und diese Gestalt müssen sie in ihrer Vollkommenheit haben. Die Blätter müssen also nicht aufgerichtet stehen, dadurch die Blume hohl und Tutenförmig wird: auch nicht rückwärts gebogen seyn, und sich zum Theil verbergen, auch nicht frisirt und gekräuselt, welches zu dieser Blume nicht gehöret.

Man theilet die Aurikel in Absicht der Farben ein, in einfarbigte und vielfarbigte. Von den einfarbigten hat man blau oder grisdelin, violet, roth, rosefarbe, karmoisin, purpur, und braun oder kaffeefarbe. Sie müssen nicht matt, schmuzig und gemein, sondern sammtartig, (veloutier)

und glänzend seyn, und dieß machet eine ihrer größten Schönheiten aus. Man hat von dieser Art drey besondere Gattungen, 1) gerade (pures) wenn die ganze Illumination gleich stark ist, z. E. roth oder blau. Man achtete diese Klasse sonst wenig, weil sie zu einfach war. Man hat aber einige Stücke von schönem Sammt, und glänzender hochrother auch blauer Farbe, welche immer ihren Werth behalten, darunter entdecket, 2) schattirte oder getuschte (nuancées) welche auch Lüiker heißen. Diese haben um den Stern herum eine dunkle Farbe, welche nach dem Blatt zu ins Helle zu ausgetuscht oder schattiret ist, doch so, daß sie bey einer Art der Farbe bleiben, z. E. Purpur in Rosenfarbe, dunkel in hellblau oder Agat ausgetuscht. Diese Art wird sehr hochgeschätzt, und von einigen Liebhabern den Bizarden vorgezogen, weil sie sehr lebhaft sind, und nicht ausartet; 3) geflammte (ombrées), diese haben in der Mitte des Blattes einen dunkeln Fleck, welcher nach den Seiten zu in eine hellere Farbe sich verlieret, z. E. olivengrün oder blau; sie sind etwas matt, aber nicht ganz zu verwerfen.

Die vielfarbigten werden Bizarden genannt, und sind entweder gepudert oder ungepudert. Der Puder ist ein feiner weißer Staub, der sowohl auf den Augen als Blättern liegt, und je stärker derselbe aufgestreuet ist, desto besser ist die Blume. Bisweilen liegt er so stark auf, daß die Farbe nur

sanft durchschimmert. Diese Art muß aber für dem Regen sorgfältig beschützet werden, der den Puder abwäschet, und sie ihrer großen Schönheit beraubet. Sie heißen auch englische, weil die besten aus England ihren Ursprung haben. Wenn die Farbe in allen Blättern ebenmäßig, genau, stark und reinlich gestrichen (pannagé) ist, so ist die Blume vor andern schön. Bisweilen ist die Blume am Rande mit noch einer dritten Farbe geschildert, (peint) welche ihre Schönheit vermehret, wenn die Grundfarbe mit zarten Strichen in dieselbe hineinstreicht. Diese Art ist von einer großen Mannigfaltigkeit, und zum Theil von hohem Werth, und man hat Stücke darunter, die jetzt noch zu fünfzehn bis zwanzig Gulden verkauft werden.

In Absicht der Figur werden die Aurikeln eingetheilt in runde und sternförmige. Die Rundung ist den einfarbigen eigen, doch hat man auch einige von dieser Art unter den Bizarden, welche für sehr vortrefflich gehalten werden. Denn der Cirkel ist eine vollkommne mathematische Figur, welche die Natur sehr liebet, und bey vielen ihrer Werke angebracht hat. Die Blume bestehet gemeiniglich aus sechs Blättern, deren jedes am Rande entweder stumpf abgeründet, oder in der Mitte etwas eingekerbt ist, welches die Lüiker lieben. Diese müssen genau zusammengefüget seyn, einander gehörig an den Seiten decken, und also die ganze Rundung der Blume formiren. Die Bizarden

sind gemeiniglich sternförmig, doch müssen die Strahlen nicht gar zu lang und spitz seyn, sonst ist die Blume schlecht, und die Rundung geht verlohren, die dieser Blume eigen seyn soll. Die Größe ist caeteris paribus eine Vollkommenheit derselben, und ist einigen eigen, muß aber durch die Kultur erhalten werden.

Nun will ich noch einige von den besten Stücken beschreiben, die ich in Erfurt gesehen habe, und sie nach den Farben in Ordnung bringen.

I. Einfarbigte.

1. gleiche Farben (pures)

A. blau und violet.

Vix ultra, hat fast anderthalb Zoll im Diameter, und ist sehr wohl gerundet. Die Farbe ist ächt violet mit schönen Sammt. Das Auge gelb und groß, etwas ausgeschweift, und die Einfassung schmal, auch etwas gepudert. Sie macht ein schönes Bouquet, und ist der Dechant unter den Domherrn.

Coelestine ist ein Alterthum, und die erste blaue, die man gehabt hat. Sie ist heller als die vorige, das Auge klein, und die Einfassung breit; doch ist sie noch zu leiden, weil sie sehr groß ist.

Gekroonte London ist auch alt und gemein, aber nicht ganz zu verachten, weil sie das größte Bouquet macht. Sie hat einen starken

und hohen Stengel, die Blumen sind fast zwey Zoll breit, das Auge ist weiß.

B. roth.

Feu incomparable, erhebet die Flor, und strahlet vor andern hervor, weil sie ächt feuerfarbig, mit gelben Auge ist. Sie ist von mittlerer Größe, aber wohl gerundet, und macht ein schönes Bouquet.

Mufti, ist braunroth und ganz dunkel, von mittelmäßiger Größe, ihren Werth macht der schöne Sammt aus, damit sie bedeckt ist.

*, getuschte, Lüiker, (nuancées)

A, Violet, blau und grisdelin.

Gaudentia, hat zwar ein kleines Auge, ist aber sehr dunkelblau um dasselbe, und mit einer starken und schnellen Gradation der Farbe nuancirt, dabey wohl gerundet.

Ultra marin, ist sehr ernsthaft und prächtig, sie legt sich sehr gut, und ihr Ansehen ist ungemein frey und offen. Die Schattirung gehet sanft durch das Blatt, und ist für einen feinen Kenner; sie leget sich dabey sehr gut, und die Blätter sind eben zusammen gefüget.

Florissantes, ist sehr groß und von feiner Lage, die Farbe fällt ins grisdelin, und ist etwas schwach schattiret. Man hat noch verschiedene blaue dieser Art, davon die Schattirung in Perlfarbe ausgehet.

B, Feuerfarbe.

Triomphante, brennend hochroth, das Auge ist gelb, um dasselbe die Farbe sehr dunkel und stark, welche nach dem äußersten Ende zu in hellroth mit starken Fortgange ausgehet, sie hat dabey eine gute Lage, und bildet eine artige halbe Kugel.

Sang de Boeuf, hellgelbes Auge, die Farbe ist etwas dunkler als die vorige, und sehr merklich nuancirt.

C, roth.

Alcinée, hat ein großes gelbes Auge, welches dunkelroth eingefasset, dabey die Schattirung sehr merklich ist. Die Blume an sich selbst ist groß, und die Menge derselben ziehet das Auge des Zuschauers mächtig an sich.

Cardinal van Luick, Ihro Eminenz sind beynahe schwärzlich um das Auge, in dunkelroth ausschattiret, und behaupten auch durch ihre Größe einen merklichen Vorzug.

Prince de Luick, hat ein großes Auge, und die braunrothe Einfassung ist mit merklicher Deutlichkeit in gelb ausgetuscht, groß und schön, mit reichlichen Blumen.

D, Rosenfarbe, welche Gattung sehr weitläuftig ist.

Der Rosenkönig ist die schönste derselben, mit weiten Auge, die Illumination bleibt

in Rosenfarbe, mit einer gelinden Schattirung; der schöne Bau und das große Bouquet, machen ihre Schönheit vornämlich aus.

Rosargus, fällt etwas dunkler um das Auge, von da aus ein etwas dunkler Streif durch das Blatt gehet, der sich in Rosenfarbe verliert, ist eine vortrefliche Blume von Bau und Lage der Blätter, groß und prächtig mit viel Blumen.

E, Karmoisin.

Bel Ombre, das Auge ist balje, die Illumination gehet von dunkel karmoisin in violet, mit starker Schattirung, sie formiret eine artige halbe Kugel von vielen Blumen, und ist eine der schönsten.

F, Purpur.

Lydia, von mittlerer Größe, aber brennender Farbe. Das Auge hat einen dunkeln Kranz, aus welchen die Purpurflammen um sich herfahren, und das ganze Blatt erleuchten, welches einen lieblichen Sammt hat.

Miroploos, etwas kleiner im Auge, aber von feiner Illumination und wohl gerundet.

G, Kaffeebraun.

Elmire, eine große Blume mit blendend weißem Auge, mit welchen das Dunkelbraun schön kontrastiret, und gegen den Rand in hellbraun ausgehet.

H, Gelb.

Medardus, weißer Augen, mit einem etwas braunen Rande umgeben, der sich in hellgelb verlieret, und eine angenehme Figur macht.

3, geflammte (ombrées)

Gabriele d'Etrée, hat ein weißes Auge, in der Mitte des Blatts eine braune Flamme, in gelb ausgetuscht, mit etwas breitem Rande.

Sesostris, hat eine blaue Flamme in der Mitte des Blatts, die in feuille morte sich verliert, und sehr ernsthaft aussiehet.

Morpheus, gelbes Auge, von violet in oliven nuancirt, die einige dieser Art, die das Auge besonders rühret.

II, vielfarbigte, Bizarden.

1, ungepuderte.

Princesse Caroline, weißes Auge, blau mit grün geschildert, ein wohlgebildeter Stern, hat ein grünes Blatt hinter dem Bouquet.

Eveque de Mayence, hat ein freyes ofnes Ansehen, gelblichtes Auge, blau gestreift, strahlenförmig, und wohlgerundet.

Belle Gabriele, ist roth banagirt, ein Stern, dessen Zacken ein wenig zu lang sind, der aber doch wegen feiner Mahlerey wohl ins Auge fällt.

Mylord Stair, hat ein großes weißes Auge, um dasselbe strahlet lebhafter Purpur, stark

in grün geschildert. Ein Stern wie er seyn muß, seine rechte Gestalt zu behalten.

2, Gepuderte.]

A, Karmoisin mit grün geschildert.

Lord Anson, groß und prächtig, und daher in dem neuesten holländischen Katalogus auf sechs Gulden taxirt. Das weiße Auge stehet sehr weit offen, das Karmoisin ist glänzend und die Schilderung stark.

B, violet mit grün.

De Faam, ist wohl gerundet und liegt sehr platt und offen, das Violet lauft mit zarten Strichen in das Grün, doch vermischen sich die Farben nicht, und die Blume hat eine ungemeine Reinlichkeit und Pracht.

Charmante violette, das Auge ist sehr weiß, das Violet hell, hat aber etwas scharfe Spitzen.

C, braun mit grün.

Numa Pompilius, ist stark gepudert, das Braune etwas hell und der Bau schicklich.

Ariadne, ist sanft gepudert, die Schilderung nimmt den größten Theil des Blattes ein, daran nur etwas braun um den Stern her zu sehen ist.

D, feuille morte.

Geaces Fair Queen, klein aber stark gepudert, mit weitem Auge, nach Proportion der Größe, Oliven mit grün geschildert, so, daß man die Farbe vor dem Puder kaum siehet.

Sulamith

Sulamith ist feuille morte banagiret auf grünem Grunde, bis ans Ende des Blatts, von ganz besondern Geschmack.

Duc de Yorck, ganz feuille morte gestreift, und dicht gepudert, eine von denen Bizards, welche runde Blätter haben.

E, gelb geschildert, dazu auch Oliven gerechnet wird.

Lyparus, die Grundfarbe ist oliven, darauf das Braune zart gestrichen ist, das Auge ist groß, und um die Blätter eine zarte weiße Einfassung von Puder.

Général Cornabe, feuille morte in gelb gestrichen, leget sich gut und ist mäßig gepudert.

Reine Alexandre, gelber Grund, dunkelbraun gestreift, mit feiner Schattirung, sehr groß und wohl gebauet.

F, schwarz.

Harlequin, hat ein weites weißes Auge, schwarz eingefaßt, welches strahlenweise in das Grüne auslauft, damit die Blume geschildert ist. Sie hat bey dieser seltnen und ernsthaften Mahlerey alle Vollkommenheiten des Baues und der Größe, und wird für eine der besten Aurikeln gehalten, daher sie immer noch acht Gulden taxirt wird. Ey! Ey! wer sie doch haben möchte! wird hier mancher Liebhaber sagen.

Hecuba, schwarz mit braun banagirt, weites Auge, und schmale Einfassung.

Ortane, weißes Auge, schwarz mit stark gepudertem Rande, groß und offen.

Pizander, schwarz mit weiß banagirt, so, daß die Striche durch das ganze Blatt gehen, und eine angenehme Mannigfaltigkeit machen, das Auge ist wie die vorigen.

G, braun.

Duc de Toscana, das schöne weiße Auge ist mit dunkelbrauner Illumination umgeben, die Blume ist am Rande sehr stark gepudert, in welches weiße Feld die zarten braunen Striche einstreichen, dabey ist sie groß und prächtig.

Damon, von mittlerer Größe, aber weitem Auge, und schmaler brauner Einfassung, die stark gepudert ist, daher sie ungemein reinlich aussiehet.

Belle Etoile, führet den Namen mit der That, wegen des feinen Verhältnißes ihrer Zacken. Das Braun schimmert nur schwach durch den dichten Puder.

Comtesse de Solms, zarte braune Streifen, in grünem Grunde.

Victor Amadeus; braun in gelb mit etwas grün geschildert.

Virgo, braun mit Oliven banagiret, in zarten regelmäßigen Streifen.

Mervill de Fleurs, weißes etwas enges Auge, braun mit grün geschildert.

H, Grün.

Placidia, hellgrün, ganz weiß von Puder, mit schönem Auge.

I, roth.

Comago, dunkelroth mit grün geschildert, in welches die rothen Strahlen einfließen.

Amestris, braunroth, welches nur strichweise, durch den dichten Puder schimmert.

Lord Baltimore, roth mit grün geschildert, zart gestreift, die Sterne haben etwas scharfe Spitzen.

Roi de Marocco, sehr dunkelroth in grün geschildert, welches gut absticht.

Zum Beschluß meiner Abhandlung will ich noch einen Anhang beyfügen, und den Blumenfreunden darinn einige Nachrichten geben, die ihnen vielleicht nicht unangenehm seyn werden.

Zuerst will ich einen sehr höflichen Brief beantworten, den ein ungenannter Freund von N.. wie er sich unterschreibt, unter dem 28sten März 1773 an mich zu schreiben die Gütigkeit gehabt, und die Antwort in irgend einem der folgenden Theile meiner Ruhe auf dem Lande, von mir verlangt hat. Ich wünsche einen Mann, der so viel Gewogenheit gegen mich hat, und dabey ein so eifriger Blumenfreund und aufmerksamer Beobachter der Natur ist, näher kennen zu lernen, und

bitte ihn daher ergebenst, wenn ihm diese Schrift zu Handen kommen sollte, mir seinen Namen zu entdecken, um eine nähere Bekanntschaft zu eröffnen dazu ich ihm mit vielen Vergnügen, hiermit die Hand bieten wollen.

Für die gütige Mittheilung des Lukuidors, einer Nelke, die die Mutter der graugelben seyn soll, danke ich gar sehr. Es ist ein rothgelber Feuerfax, an dem ich, wie mir deucht, eine schwache Tinktur von Grau bemerket habe, und derjenigen nahe kommt, die ich Flavia Cana rubra nenne, so, daß es also wohl möglich ist, daß aus dem Saamen derselben graugelbe fallen können. Ich will mein Glück damit versuchen. Für den schönen Bizard, Archimedes, der ein Nachkomme des Dauns seyn, und ihn an Schönheit übertreffen soll, und für die Rosalba, werde ich meinem Herrn Korrespondenten sehr verbunden seyn, wenn er mir denselben mitzutheilen die Freundschaft haben wird, und wenn ich seinen Namen und den Ort seines Aufenthalts erfahre, dieß Geschenk mit andern Blumen aus meiner Flor zu vergelten, nicht ermangeln.

Mein Herr Korrespondent verlangt von mir einen mehrern Beweiß und Bestätigung, meiner Theorie von Begattung der Nelken durch den Blumenstaub, und der daher entstehenden Mannigfaltigkeit der Farben; und weil ich weis, daß auch andere meiner Freunde darauf neugierig sind, und

mich darum befraget haben, so will ich, was mir von der Sache bekannt ist, offenherzig mittheilen. Ich selbst habe binnen der kurzen Zeit, da ich vorbemeldten Brief zu erhalten die Ehre gehabt habe, keine Erfahrungen anstellen können. Doch aber habe ich einige Bestätigungen meines Satzes bey meinen Freunden gesammelt. Einer unter denselben hatte die Fatalität vor ein paar Jahren, daß seine Nelken von den Läusen angefallen worden. Er nimmt deswegen eine Graugelbe, die seine Favorite ist, aus dem Sortiment heraus, und setzet sie, damit sie nicht von dem Uebel angestecket werde, ganz allein an eine einsame Stelle auf dem Dache, von derselben hebet er den Saamen auf, und erzeuget daraus lauter Nelken, die dem Mutterstock vollkommen ähnlich sind. Dieß wird nicht leicht geschehen, wenn ein Mutterstock unter andern stehet, sondern die Nachkommen weichen gar sehr von der Gestalt ihrer Vorfahren ab. Wenn gleich eine oder die andere der Mutter ähnlich ist, so arten doch gewiß die meisten aus, entweder ins Bessere oder ins Schlimmere. Woher kommt nun diese veränderte Gestalt der Kinder? Von nichts anders als von der Nachbarschaft der Mutter. Denn jene höret auf, so bald diese wegfällt, also muß diese die Ursache von jener seyn. Die Nachbarn aber unter den Nelken können sich an einander nicht versehen wie die Menschen, und die ein-

zige begreifliche Gemeinschaft unter ihnen wird durch den Blumenstaub erhalten.

Das Exempel von einem armen Kohlgärtner auf dem Lande in Sachsen, der aus einer dunkelrothen Nelke, die sein ganzes Sortiment ausgemacht, verschiedene weiße Bizards und Konkordien erzeuget hat, kann meinen Satz noch nicht widerlegen. Die Mutterblume macht unterschiedene Grade und Zusammensetzungen von ihren eigenthümlichen Farben in ihren Nachkommen. Sie gehet aus hell in dunkel, und umgekehret aus dunkel in helle, und wenn sie z. E weiß, roth und violet hat, so mischet sie diese Farben mannigfaltig unter einander. Das Rothe wird selten ohne einige Tinktur von weiß seyn, zum wenigsten sind es die Stiele der Nelkenblätter im Kelche allemal. Und also kann eine dunkelrothe Nelke, die von manchen für die Eva, die Mutter aller Nelken gehalten wird, gar wohl weiße und rothe Bizarden oder Konkordien hervorbringen. Aber in eine ganz heterogene Farbe, z. E. gelb, grau, violet, wird sie schwerlich übergehen, und wenn man den Saamen noch so vielmal aufnähme. Vielleicht haben in des Nachbars Garten Nelken gestanden, aus welchen der Blumenstaub dem guten Kohlgärtner zugeflogen ist, sein Vergnügen zu vermehren.

Es ist in dem Pflanzenreiche eine Analogie, nicht nur unter den Geschlechtern, sondern auch

unter den Gattungen, und man kann von der einen nicht unsicher auf die andere schließen. Der Herr Kanonikus Spönl'a in Erfurt, mein werthester Freund, hat mir einige Versuche in dieser Materie, die er mit den Aurikeln angestellt, mitgetheilet, welche die Vervielfältigung der Farben in den Blumen durch den Blumenstaub ganz zuverläßig beweisen. Er hat von vielen Jahren her Aurikeln aus dem Saamen erzeuget, und gefunden, daß sie niemals ihres gleichen hervorgebracht haben. Dadurch wurde er veranlasset, über die Ursach dieser Veränderung nachzudenken, und Versuche anzustellen, ob sie etwa von dem Blumenstaube herrühre. Er mischte den Saamen von unterschiedenen Aurikeln nicht mehr, wenn er ihn säet, wie ehemals unter einander, sondern bemerkte ihn, und säete den von jeder Blume besonders. Er säete den Saamen von dem Palais de Joung, einer braunen gar schön gebaueten Bizarde. Von dieser fielen ihm theils ganz rothe einfärbige, theils gelbe Blumen, die aber den Bau der Mutter hatten. Neben derselben hatten zur Zit der Blüthe auf dem Theater an der einen Seite Feu incomparable eine rothe Lüicker, und an der andern belle Europe, eine gelb schattirte Blum gestanden, und da sahe er, woher die Veränderung der Farben gekommen sey. Diese Erfahrun munterte ihn auf, mehrere Proben zu machen Er setzte eine blaue einfarbigte Blume

besonders ein, sonderte sie von den übrigen Aurikeln ab, so, daß sie von keiner besaamet werden konnte. Er verwahrte den Saamen, säete ihn besonders, und erhielt bey der Blüthzeit lauter blaue Blumen, die zwar theils stärker, theils schwächer in der Farbe waren, aber doch alle das Blau von der Mutter beybehielten. Er fuhr fort, und nahm den Alexander Magnus, eine gelb mit grün geschilderte stark gepuderte Aurikel. Diese setzte er in die Mitte, und auf die eine Seite die Ultra marine, eine schöne violette, und auf die andere den Kardinal von Luick, eine bis ins Dunkelroth schattirte. Von dem Alexander erhielt er darauf eine blaue Bizarde, grün geschildert, und zugleich eine rothe Bizarde grün geschildert, doch fielen sie alle sternig aus, weil ihre Mutter ein Stern war. Bell Ombre ist ein Karmoisin Lüicer, die einen schwachen Stengel hat, so, daß das Bouquet niederhängt. Er hatte versäumet, sie zur Zeit der Flor aufzurichten, nahm aber doch Saamen davon, weil die Blume schön ist. Daraus erhielt er lauter Beaux Ombres, weil in der Stellung, die sie gehabt, der Blumenstaub von den Nachbarn nicht darauf fallen können. Zu einer andern Zeit richtete er sie vermittelst eines Stäbchens auf, und da brachte sie Blumen, welche alle Merkmale ihrer Nachbarschaft hatten. Wenn er blaue, gelbe und rothe Blumen zusammensetzte, so bekam er keine andere als blaue, gelbe und rothe

Nachkömmlinge; aber blaue von der gelben, gelbe von der rothen, rothe von der blauen. Eine allgemeine Bemerkung desselben aber ist: daß die Abkömmlinge allemal den Bau von der Mutter, die Farben aber von den Blumen, deren Staub sie empfangen haben, beybehalten. Ist also die Mutterblume rund, so werden die Saamenblumen auch rund; ist sie ein Stern, so bekommen sie eben die Gestalt.

Aehnliche Gewächse theilen einander vermittelst des Blumenstaubes den Geschmack, und zum Theil auch die Gestalt mit, warum sollten sie nicht auch die Farben von einander bekommen? Der Herr Kanonikus Spönla, hat solches an Küchengewächsen erfahren. Wenn er Weißkohl, Würsching und Blaukohl nahe bey einander gepflanzt hat, um Saamen davon zu ziehen, so hat er viel sogenannte Bastarte, die halb Weiß- und halb Blaukohl sind, und einen seltsamen Geschmack von beyden haben, bekommen. Deswegen zeuget er in einem Jahre niemals mehr als einerley Saamen von diesen Gewächsen, oder pflanzt sie weit genug von einander, und so bekommt er allezeit ächte Pflanzen.

Herr Nikolaus von Kanzen, ein Blumist in Harlem, erzählt in seinem Traktat von Zwiebelgewächsen, der zu Regenspurg 1764. aus dem Französischen ins Deutsche übersetzet worden, daß zwey der größten Blumisten in den Niederlanden einen

großen Vorrath Saamen von einer einfachen gelben Hyacinthe, die gelbe Krone genannt, welche würklich die gelbeste unter allen Hyacinthen ist, gesammelt und ausgesäet haben, um gelbe Blumen zu bekommen. Aus diesen Saamen haben sie eine Menge Zwiebeln erzeuget, unter welchen der eine dieser Blumisten siebzig neue Stücke gefüllter Blumen, und der andere zwanzig Stücke bekommen hat, zur großen Verwunderung des Herrn von Kanzen aber, (denn er hat sie selbst gesehen) fand sich keine einzige von gelblichter Farbe darunter. Sie waren also alle von den dabey stehenden Hyacinthen von andern Farben befruchtet worden. Er räth also den Liebhabern, welche die Seltenheit der gelben Hyacinthen reizen sollte, dergleichen zu besitzen, einige einfache gelbe Hyacinthen an einen, wenigstens hundert Schritt weit von den Hyacinthen entfernten Ort zu pflanzen, damit das semen masculinum, dieser letzten nicht zum Ovario, der gelben Blumen kommen kann, und glaubt, daß er alsdann in seinem Vorhaben glücklich seyn werde.

In Millers Garteners Dictionary, welches auch ins Deutsche übersetzet ist, findet man mehr Versuche dieser Art. Die Holländer hoffen immer noch dadurch mit der Zeit goldene Anemonen und himmelblaue Ranunkeln zu erhalten. Die Natur läßt sich zwar von uns keine Gesetze geben, aber sie folget uns bisweilen, wenn wir ihr die

Hand bieten. Wenn wir auf ihre Winke aufmerksam sind, und das Glück zu unsern Versuchen hinzukommt, so können wir neue Produktionen hervorbringen, davon wir die Ehre haben, für Urheber gehalten zu werden, ob wir gleich nur Handlanger gewesen sind.

Mein Herr Korrespondent hat Recht, daß die Menge der Farben allein die Vollkommenheit eines Bizards nicht ausmachet. Die Farbenbizards, wie er sie nennet, die einen weißen kupferfarbenen oder gelben Grund, einen breiten rothen violetten oder grauen Rand, und darinnen einzelne schmale Striche von anderer Farbe haben, sind allerdings nicht viel werth. Die besten sind, wenn in einer reinen Grundfarbe die Streifen der Illumination von oben bis unten gerade durchlaufen, nicht interpunktiret sind, und in gleichen Distanzen von einander abstehen. Je mannigfaltiger aber denn die Illumination ist, desto vollkommner ist caeteris paribus die Blume, und eine dreyfarbigte ist besser als ein zweyfarbigter oder eine Doublette, und ein vierfarbigter besser als ein dreyfarbigter. In dieser Reinlichkeit der Zeichnung übertreffen die englischen oder holländischen, wie sie von manchen genannt werden, unsere deutschen Bizards. Mein Magister war ehemals über alle, sed fuimus Troes. Rose invincible, ist eine sehr volle wohlgebaute rosenfarbe in schneeweiß gezeichnete englische Doublette; der Robinson ist eben so gut ge-

bauet und banagiret, hat aber außer der Rosenfarbe noch Purpur, und ist allerdings besser. Der Marggraf von Anspach, die Krone von Japan, die ich ehemals besessen, ehe ich bestohlen wurde, hatten so mannigfaltige, hohe, starke und glänzende Farben, daß sie das Auge an sich rißen, obgleich einige Unordnung in der Zeichnung war. Der Daun behauptet immer noch seinen Vorzug an Größe, Bau, gekräuselten Blatt, und guter Farbenmischung, wenn er nur nicht so veränderlich wäre. Ich möchte einen sehen, der besser ist, wenn er gut geräth. Er wird nach hundert Jahren immer noch schön bleiben.

Die Eintheilung der Pikotten in französische, holländische, römische und deutsche, muß ich meinen Lesern aus dem Briefe meines Herrn Korrespondenten ganz mittheilen. Wenn die Pikotte am Rande nur schmale scharfe Striche hat, soll sie französisch seyn:, erhält sie hierzu den Pfahl, oder einen Strich in der Mitte, so wird sie holländisch: gehet die Zeichnung der holländischen vom Rande etwas breit in das Blatt hinein, so wird sie römisch. Die deutsche Pikotte hingegen hat viele und etwas starke Striche, um den Rand herum, die weit in das Blatt gehen. Meine Meynung davon zu sagen, so ist die französische und hier sogenannte holländische Zeichnung zu schwach, nicht ausgemahlt, und ein unvollkommnes Werk. Die deutsche ist zu voll, zu stark, und fehlt in

excessu so wie jene in defectu. Wenn aber die römische das seyn soll, was ich holländische nenne, nämlich einen aus wenigen Strichen bestehenden Keil oder Winkel in reiner Grundfarbe des Blatts, so halte ich sie für die beste, weil ein Winkel eine simple und doch schöne mathematische Figur ist, und Zeichnung genug giebt das Auge zu sättigen. Ein bloßer Pfahl oder Strich im Blatt, heißt nichts. Was ist eine bloße Linie? nach einem Punkt das wenigste was man sehen kann. Meine besten Pikotten, Uranie, Laudon, Calliope, die blaue Nonne, haben diese holländische oder römische Zeichnung. Doch kenne ich einige von deutscher Zeichnung, als die Brunette, Eugenia, den Superintendenten, die wegen ihrer Farben, Baues und Kontrasts, den sie machen, schön sind. Die französischen und oben genannten holländischen mag ich gar nicht leiden, und habe davon gar keine.

Die zweyfarbigten Nelken, deren Illumination, mit langen breiten Streifen herunter in den Kelch lauft, gehören allerdings zu den Bizarden, nach meinem Begriff, weil sie nicht pikottirt, das ist, fein und zart gestrichen sind.

Endlich muß ich meinen Lesern und den Blumenfreunden melden, daß ich den zweyten Theil meiner Aesthetik der Blumen, welcher von den Tulipanen handelt, ganz umzuarbeiten, und etwa

in einem künftigen Theile meiner Ruhe *) verbessert heraus zu geben entschlossen bin. Ich habe mich darinn mannigfaltig geirret, sowohl was die Begriffe, als auch was die Kunstworte betrift, und ich finde für gut, mich darinn nach den Holländern zu richten, welche in der Blumenkenntniß unsere Lehrmeister sind, und unsere besten Gärten mit Kolonien aus den ihrigen bevölkert haben. Auch habe ich in Erfurt viele schönere Originalien entdeckt, als ich da beschrieben habe, und die Bekanntschaft mit meinen Freunden daselbst, setzet mich in den Stand, meine Leser mit den besten Blumen dieser Art bekannt zu machen, und genaue Beschreibung von denjenigen zu geben, von welchen sie in den holländischen Katalogen, nur trockne Namenverzeichnisse finden.

---

*) Der Verfasser thut es jetzt in den Nachrichten aus dem Blumenreiche, Leipzig 1784. sie werdenfortgesezt.

Innhalt.

Einleitung. Vom Wachsthume und der Generation der Pflanzen.

I. Aesthetik der Blumen. Erster Theil, über die Schönheit der Nelken und Grasblumen. Pag. 3

Regeln über den Bau und die Gestalt der Nelken. P. 20

Ueber ihre Farben. P. 27

Allgemeine Zusätze, von der Schönheit einiger englischen Nelken. P. 45

Beschreibung seiner Blumenflor. P. 51

II. Aesthetik der Blumen. Zweyter Theil, von der Schönheit der Tulipanen.

Voreinnerungen. P. 75

Von den Tulipanen insbesondere. P. 88

Beschreibung der besten Tulipanen und ihrer Kultur. Ein Auszug aus dem englischen Werke Eden. P. 112

III. Aesthetik der Blumen. Dritter Theil, von der Schönheit der Hyacinthen und Aurikeln.

Voreinnerung; über das anzügliche und unschuldige Vergnügen der Blumisten. P. 141

Innhalt.

Blumenreiſe. Pag. 176
Beſchreibung von Hyacinthen. P. 189
Von ihrer Kultur. P. 210
Von den Aurikeln. P. 228
Beſchreibung von einigen Arten derſelben P. 235
Anhang. P. 243

XX IX.85
" X.88
" XII.94

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmahling, Ludwig Christoph,

L.C. Schmahlings Kirchen-Inspektors und Ober-Predigers zu Osterwieck.
Aesthetik der Blumen

Leipzig 1786

Oecon. 1547 o
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10298854-2
VD18 11597003